57107

Der böse Blick,

oder:

Die Queiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838.

Historischer Roman in vier Abtheilungen

von

L. Schneider.

Zweite Abtheilung:

Berlin vor 200 Jahren.

Berlin, 1838.

Bei A. W. Hayn.

Berlin vor 200 Jahren.

Historischer Roman

von

L. Schneider.

There are more things in heaven and earth, Horatio
Than are dreamt of in your philosophy.
SHAKSPEAR. HAMLET. Act I. Scene V.

Berlin, 1838.
Bei A. W. Hayn.

RBR
Jamz
#440
bd. 2

I.

Der Abend dunkelte herein. Nach einem schönen Herbsttage sank die Sonne in purpurner Glut dem westlichen Horizonte zu und eine schwarz heraufdrohende Wolkenschicht mit hellem Goldglanz geändert, öffnete ihren dunkeln Schooß, um das strahlende Gestirn des Tages in sich aufzunehmen. Auf den breiten Stromflächen der Havel und Spree bei Spandau verglühten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und ein leiser Abendwind kräuselte die ausgedehnten Wasserspiegel, auf denen nur hin und wieder ein kleiner Fischerkahn, wie scheu und verstohlen, vorüberglitt. Die ganze Natur athmete Ruhe und Frieden, aber in der Stadt war es lebendig und vor den Thoren sollte es bald noch lebendiger werden.

Auf einem Bastion, der jetzigen Citadelle gegenüber, stand bei einem schweren Festungsgeschütze ein alter Constabler von der Artolerey, auf sein mächtiges Spanisches Rohr gelehnt, zwölf Zeugknechte

über seine Kunst belehrend. Der Abendschuß sollte gegeben werden und die Schweden unter Bannier standen auf dem Plateau zwischen Berlin und Spandau, Einlaß in die Festung begehrend. Dies hielt der alte, seiner Zunft leidenschaftlich ergebene Constabler, für eine geeignete Gelegenheit, seine unschuldigen Lämmer, wie er die großentheils noch jungen Stückknechte zu nennen pflegte, über die Geheimnisse der Feuerwerkerkunst zu belehren.

„Vorliegendes Rohr, meine unschuldigen Lämmer, oder Büchse ist Nachtigall oder Singerin benamset; sie scheußt eine Kugula von 60 Pfund Eisenum, wird nicht auf ihrer Laffeten, sondern auf einem Blokwagenum transportiret und braucht 20 equusse oder Pferdorum, um aus der Stelle fortbeweget zu werden. — Wie heißt also vorliegende Büchse?"

„Nachtigall oder Singerin, gestrenger Herr Constabler."

„Bonus, bona, bonum," antwortete dieser mit zurückgeworfenem Kopfe, den grauen Schnurrbart streichend, „und wie viel Pfund scheußt sie?"

„Zwanzig Pfund, gestrenger Herr Constabler," antwortete ein anderer Zeugknecht.

„Asinus! sie scheußet 60 Pfund Eisen und wird durch 20 equusse fortbeweget. Ich sage Dir, Lamm, der Steckenknecht wird eine Sarabande auf Deinem Buckel tanzen, wenn Du den Verstand nicht an den vier Zipfeln nimmst und den Knoten der

Wissenschaft oder Sciencium daraus bindest. Weiter! Wie wird verfahren, wenn eine Büchse den Abendschuß thun soll?"

„Der Büchsenmeister ladet sie mit bloßem Kraut auf der Ladeschaufel," antwortete einer der Stückknechte, „richtet sie, wie auf einen wirklichen Schuß und brennt sie ab."

„Gut erklärt, Agnus. Nach unserer Zunftregel darf kein anderer als ein Büchsenmeister seine Büchse laden; aber um Euch zu instruiren und Moribus beizubringen, soll Stückknecht Klempenow heut die Nachtigall mit Kraut bedienen."

Nach dem Befehl des alten Constablers, der keinen Augenblick seine stolze Stellung verließ, wurde das Geschütz mit allen damals gebräuchlichen Ceremonien geladen und gelöst. Weit in die Gegend donnerte der Schuß den Nachtgruß der Festung und auf dem Plateau antwortete ein Schwedisches Geschütz dem Brandenburgischen.

„Wie sagt man, wenn der Schuß gelöst ist, meine Lämmer?"

„In nomine Domini!" antworteten alle zwölf Stückknechte wie aus einem Munde.

„Bonus, bona, bonum! — Jetzt geht und seht, wo Ihr was zu essen bekommt, bis auf zwei, die hier bei der Büchse bleiben. In einer halben Stunde seid Ihr wieder hier, denn die Nacht bleibt die Artolerey auf dem Bastion von wegen derer Schweden."

Die Stückknechte verließen bis auf zwei das Bastion und der alte Constabler, Herr Niklas Schwichow, ging an die Brustwehr, stützte den Kopf auf beide Ellenbogen und sah in die Gegend hinaus. Auf dem Plateau vor dem Grunewalder Forst flammten Wachtfeuer auf und zeigten in ihrer Ausdehnung das ganze Lager des Schwedischen Corps, welches von Schwedt und Küstrin nach Berlin gezogen war und jetzt die Auslieferung der Festung Spandau vom Kurfürsten George Wilhelm als ein Unterpfand verlangte. Der Anblick war dem alten Constabler nichts Neues. Er hatte, seit er als Mönch einem Kloster in Thüringen entlaufen, sein ganzes Leben im Kriege zugebracht und bald dieser, bald jener Macht gedient, wie es ihm gerade eingefallen war. Seit drei Jahren stand er im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg und hatte, wie alle Brandenburgischen Truppen, seit 1631 dem Kaiser schwören müssen. Seine Kriegserfahrung und das gelehrte Ansehen, das er sich vor dem rohen Kriegsvolk durch Einmischung Lateinischer Brocken in seine Rede zu geben wußte, hatte ihn bei dem Obersten von Burgsdorf, dem Commandanten von Spandau, in besondere Gunst gesetzt und dieser hatte ihn zum Oberaufseher der Kurfürstlichen Artolerey in der Festung gemacht. Da er auch bei den Schweden gedient, so wußte er, daß sie rasch und kühn in ihren Unternehmungen waren, daher befürchtete er einen Ueberfall und hatte

eben seine Runde um die Wälle der Festung beendet, um sich zu überzeugen, ob Alles auf seinem gehörigen Posten sei.

Noch stand er so im Beschauen der immer dunkler werdenden Gegend verloren, da hörte er Geschrei und Laufen hinter sich. Er drehte sich um und sah einen jungen Mann in der Montur eines Piqueniers den Wall herauflaufen, während mehrere seiner Kameraden ihn verfolgten und Mordgeschrei hinter ihm her tönte. Athemlos und zitternd nahte der Verfolgte sich mit der Schnelligkeit eines gejagten Rehes und klammerte sich fest an das unbehülfliche Geschütz, hier Rettung suchend.

Constabler Schwichow, mit solchen Scenen vertraut, stellte sich vor den Schutzsuchenden, hob den Stock und winkte den jetzt auch auf den Wall gekommenen Verfolgern zurück.

„Verflucht!" rief Einer derselben, Athem schöpfend, „da hat er die Nachtigall umklammert. Wir können ihm nichts anhaben auf 24 Stunden."

„Nein, das könnt Ihr nicht," erwiederte sehr ruhig Schwichow; „er hat die Lade berührt und steht jetzt unter dem Schutze unserer Hochlöblichen Zunft; kommt wieder, wenn 24 Stunden herum sind, aber jetzt packt Euch! Wir haben keine Piqueniere hier auf dem Walle vonnöthen."

„So haben wir nicht gewettet, Herr Constabler!" rief jetzt, sich vordrängend, ein anderer Piquenier; „24 Stunden hat er Zeit, sich auf seinen

Tod vorzubereiten und wir wollen ihm nichts anhaben; aber denkt Ihr, wir werden so dumm sein und nicht hier bleiben, um ihn zu bewachen, daß er nicht entkommt?"

„Ob Ihr das dumm nennt oder nicht, das geht mich nichts an; aber hier bleiben wird nemo oder Niemand von Euch, das weiß ich ganz gewiß. Die Artolerey ist ein freies Corps und braucht Eure Piquen nicht, um einen Verbrecher zu bewachen. Scheert Euch vom Walle, Militibus oder Soldaten, sonst lasse ich Euch von meinen Stückknechten mit Setzkolben kopfüber das grüne Gras hinunter kugeln."

„Nun, nun! nur nicht so böse", Herr Constabler, „wollt Ihr uns dafür stehen, daß er bei Eurem Stücke bleibt, bis 24 Stunden herum sind?"

„Mir hat er nichts gethan! Meinetwegen kann er hier bleiben oder weglaufen, wie es ihm beliebt. Beschädigt er mir eine Büchse oder thut er irgend etwas Giftiges in das Zündloch, so ist er der Lade verfallen; aber Euch habe ich keine Rechenschaft davon zu geben. Macht, daß Ihr fortkommt, oder Ihr habt ein Feuerwerk um den Kopf, ehe ich meinen Stock ausstrecke."

„Großmäuliges Geschützvolk, Grobschießer, Niesewurz ohne Profit", murmelten die Piqueniere vor sich hin, als sie die Wallauffahrt hinuntergingen, immer noch drohende Blicke dem am Geschütz stehenden jungen Piquenier zuschleudernd. Unten an-

gekommen, blieben sie stehen, vertheilten sich einzeln hinter den am Walle liegenden niedrigen Häusern und schienen von weitem den Flüchtigen zu beobachten.

Als die Piqueniere den Wall verlassen hatten, näherte sich Constabler Schwichow dem jungen Mann, der sich so plötzlich in seinen Schutz begeben. Als er vor ihn trat, nahm er wieder seine majestätische Stellung an, betrachtete den Ankömmling von Kopf bis zu den Füßen und fragte dann mit der höchsten Würde, deren er nur fähig war.

„Homo! Wer bist Du? und welches Vergehens beschuldigt man Dich?"

„Ich bin Piquenier in des Obersten von Burgsdorfs Regimente. Meinen Namen laßt mich Euch zur Zeit noch verschweigen, ich habe den Hauptmann Freyen von Arnheimb erschlagen."

„Also ein Homo sanguinarius? Schlimm, sehr schlimm, mein Lamm! Da wirst Du durch die Spieße laufen müssen, wenn es anders gut Regiment und Ordnung unter Deinen hominibus cum picorum giebt."

„Ich fand ihn, wie er meiner Geliebten Gewalt anthun wollte, und da habe ich ihn erschlagen", erwiederte mit finsterem, an den Boden gewurzelten Blick der Piquenier.

„Das ist einerlei, mein Lamm! Du mußt doch daran glauben, und ich sehe Dich schon im Geiste denen Piquen und Partisanen entgegenlaufen; Du

hatteſt Recht, daß Du ihm auf den Kopf ſchlugſt, wenn er Deinem Mägdlein Allerlei zumuthete; aber die vom Regimente haben auch Recht, wenn ſie Dich abthun im Wege Rechtens, ſo hat jeder Recht auf ſeine Art. Wann iſt denn das geſchehen?"

„Vor einer halben Stunde. Er hatte einige von ſeiner Compagnie zur Wache aufgeſtellt, daß Niemand ihn ſtöre, als aber ſein Hülferuf mich anklagte, da eilten ſie herbei und verfolgten mich bis hierher an Euer Stück."

Ein Trompetenſtoß auf dem gegenüberliegenden Ufer der Havel unterbrach dies Geſpräch. Man hörte vom Brückenthore das Zeichen erwiedern und bald darauf erſchien bei Fackelſchein ein Schwediſcher Offizier unten am Wall, begehrte ein Geſpräch mit dem Kurfürſten und wurde von einem Brandenburgiſchen Offizier in die engen Straßen der Stadt geführt.

„Aha!" rief der alte Schwichow, als er das Vorgehende beobachtet, „das ſind Schwediſche Kniffe, die kenne ich, ſeit ihr König todt iſt. Die Kerle haben jetzt gerade ſo viel Ehrlichkeit beim Kriegshandwerk im Leibe, als ein Kugelzieher. Gebt Achtung, Lämmer! Kaum iſt der Offizier vom Kurfürſten wieder herab, ſo werfen ſie uns ein Paar Bomben ins Genick. Ich kenne ſie, alſo aufgepaßt! Die Conſtabler Derer Schwedorum ſchießen gut, ich habe bei ihnen manch' eine Büchſe losgebrannt; aber ich denke, wir bleiben ihnen die Antwort nicht

schuldig. Hört mal, junger Miles cum Picum oder Piquenier, wißt Ihr wohl, daß Ihr uns hier beträchtliche Hinderung angedeihen lassen werdet? Ich dächte, Ihr nähmet Eure Hacken in die Hand, Eure Beine auf den Rücken und machtet, daß Ihr fortkommt. — He?"

„Ihr habt gut reden", Herr Constabler, „aber wo soll ich mich hinwenden? Schwimmen kann ich nicht, sonst lief ich zu den Schweden und wenn ich den Wall hinuntersteige, so falle ich meinen Verfolgern in die Hände."

„Wie Ihr fortkommt, ist mir gänzlich einerlei, Homo! das ist Eure Sache; aber ich dächte, es wäre immer besser, Ihr versuchtet Euer Glück auf eigene Hand, denn, wenn morgen Abend die Sonne steht, wie sie heut stand bei Eurer Zukunft, so muß ich Euch ausliefern, und Ihr könnt darauf rechnen, daß ich mit großer Ruhe also thun werde."

Unentschlossen warf der Geängstete seine Blicke nach allen Seiten. Das Bastion schloß sich links und rechts an Ravelins, deren Fuß von tiefen nassen Gräben umgeben war, die ihr Wasser aus der Havel erhielten. Auf dieser Seite war jede Rettung unmöglich. Wenn es ihm aber gelang, ungesehen von den lauernden Piquenieren den Wall nach innen hinunter und an die nächsten Häuser zu kommen, so war er gerettet, denn er kannte dort jede Gelegenheit, jede Thür, jeden Durchgang und war ja sicher, das väterliche Haus offen zu finden. Mit

Falkenblicken musterte er jede Stelle des Walls. Auf dem Bauche liegend, rutschte er bis an den Rand, übersah so, ungesehen, jeden Ausgang und kroch endlich unter dem Schutz der Brustwehr und von ihrem Schatten ganz verdeckt bis zum Ravelin rechts. Als der Schwedische Offizier wieder vom Kurfürsten zurückkam, bemerkte er, daß die hinter den Häusern versteckten Verfolger neugierig auf den Fackelschein an jener Stelle sahen, diesen Augenblick benutzte er, ließ sich langsam mit dem ganzen Körper rutschend den Wall hinunter und gelangte so, auf den Händen kriechend, bis an den nächsten hölzernen Zaun. Es wurde ihm nicht schwer, diesen zu überspringen; aber fast hätte ihn das Knarren der morschen Bretter verrathen. Jetzt war er im Garten und schlich langsam, vom Schatten des Zaunes begünstigt, über ein Kohlrüben-Feld hinweg dem Hause zu. Konnte er hier einen Durchgang auf die Straße gewinnen, so durfte er Rettung hoffen. Aber die Thüre war verschlossen, die Fenster in den Lehmwänden zu klein, um einen Menschen durchzulassen und schon wurden die Schweine in den Kofen, die zwischen dem Hause und dem Garten standen, unruhig. Da hörte er eine rauhe Stimme im Hause rufen:

„Was haben denn die verhenkerten Thiere? Gewiß sind ihnen ein Paar Ratzen in den Trog gekommen, und nun grunzen sie und schnalzen, daß man nicht einmal Ruhe hat nach dem schweren Tagewerke!“

Ein glücklicher Gedanke kam jetzt unserem Flüchtling in den Kopf. Leise klopfte er an die Thür und flüsterte, als drin wie vor plötzlichem Schrecken alles still wurde: „Macht auf! Macht auf! wenn Ihr nicht wollt, daß man Euch die Schweine aus den Kofen stiehlt!"

Nach einigem Zögern öffnete sich die Thür und mit einem Sprunge stand der nächtliche Gast im Hause. Eilig sagte er dem erstaunten und erschreckten Bürger, daß er auf seiner Hut sein solle. Die Piqueniers von der Arnheimbschen Compagnie hätten sich zusammengethan, ihm heute Nacht seine Schweine zu stehlen, weil sie seit Pfingsten kein Fleisch im Topfe gesehen hätten. Er solle sich nur überzeugen, sie ständen hinter allen Häuserecken und lauerten, bis er eingeschlafen sein würde. — Ihn hätte das böse Gewissen aber gerührt und er wolle ihn daher warnen.

Dankbar drückte der Bestürzte die Hand seines Warners, ließ ihn dann durch die vordere Hausthür auf die Straße und hielt die ganze Nacht hindurch gute Wacht bei seinen Kofen.

So war es ihm also gelungen, seinen Verfolgern zu entkommen. Er befand sich in der ihm wohlbekannten Straße, und eilte im Schatten der Häuser, denn die eine Häuserreihe war ganz von dem aufgehenden Monde beleuchtet, während die andere desto dunkler dagegen zurücktrat, der Hauptkirche zu. Bis zur zweiten Ecke war er gekommen, da hörte

er die Tritte mehrerer Männer auf sich zukommen und sah blitzende Lanzenspitzen im Monde glänzen. Es war ein Trupp Piqueniere, der zur Verstärkung der Wache an das Brücken-Thor zog. Schnell war der Entflohene in eine Vertiefung der hinter ihm sich ausdehnenden Mauer gesprungen und drückte sich so fest wie möglich hinter einen starken Vorsprung. Aber zu seinem Schrecken wurde er gewahr, daß der Mond eben hinter einer Wolke hervortrat und ihn fast ganz beleuchtete. Indem er sich bückte, geriethen die Füße in eine Kelleröffnung, die theilweis mit Stroh verstopft war. Schon waren die Piqueniere ganz nahe an den Vorsprung heran — da galt es einen raschen Entschluß. Mit der Kraft eines, seine Höhle findenden Thieres, räumte er das hindernde Stroh bei Seite und ließ sich rücklings in die Kelleröffnung hinunter, die Hände klammerten sich an einen hervorspringenden Stein des Mauerwerkes, aber noch erreichten die Füße den Boden des Kellers nicht. In dieser Lage, hängend an den Händen und vergeblich nach einem Stützpunkte mit den Füßen suchend, sah er die Piqueniere vorbeigehen und hörte ihr Gespräch:

„Den Teufel auch!" sagte der eine. „Wir haben dem Kaiser geschworen — feierlich — bei fliegenden Fähnlein und brauchen dem Kurfürsten nicht zu gehorchen!"

„Aber der Kurfürst bezahlt uns doch, und wer bezahlt, kann auch befehlen," wandte ein jüngerer ein.

„Wie Du das verstehst! Der Kurfürst bezahlt uns mit dem Gelde, was er als Kriegszubuße dem Kaiser für seine Völker geben muß, darum brauchen wir ihm nicht zu gehorchen, sondern dem Obersten, den uns der Kaiser gesetzt. Spandau soll keinen Schweden in seinen Mauern sehen, so lange wir Kaiserlich sind!"

Soviel konnte der Flüchtling nur hören. Der Trupp Piqueniere war vorüber und er versuchte den Körper wieder aus dem Keller hinauf zu schwingen. — Aber vergeblich waren alle seine Anstrengungen. An der Unmöglichkeit, mit den Knieen irgend einen Stützpunkt zu finden, erlahmte endlich die letzte Kraft, und mit einem tiefen Seufzer mußte der Unglückliche sich in den Keller sinken lassen, so daß er der Länge lang auf den feuchten Boden des dunklen Gewölbes stürzte. Jetzt schien jeder Ausweg unmöglich. Geduldig ergab er sich in sein Schicksal und bittre Thränen füllten sein Auge. So nah' der Rettung, sah er sich auf's Neue gefangen und jede Hoffnung entschwunden. Da hörte er ein sonderbares Geräusch. Aus der Erde herauf tönte es wie die Werkstatt eines Schmiedes oder eines Schlossers. In kurzen Zwischenräumen hämmerte, feilte und raspelte es. Manchmal erdröhnte das Gewölbe wie von schweren Hammerschlägen, dann wuchtete und stöhnte wieder die schwere Kellerluft wie von der Arbeit eines Blasebalges.

Aufmerksam horchte der wider seinen Willen Eingedrungene und konnte sich diese Regsamkeit zur Nachtzeit nicht erklären. Doch ließ die wahrscheinliche Nähe von Menschen einen neuen Hoffnungsschimmer in ihm erwachen, und vorsichtig begann er den Keller, in dem er sich befand, näher zu untersuchen. Mit den Händen die Wände entlang gleitend, fühlte er Tonnen und schwere Kisten, auch einen Amboß glaubte er durch Fühlen zu erkennen; endlich kam er an eine Thür, deren schwere eichene Bohlen sich nur widerstrebend in den alten verrosteten Angeln drehten. Doch öffnete sie sich, denn obgleich von der andern Seite ein Schlüssel in dem ungefügigen Schlosse steckte, war sie doch nicht verschlossen. Ein ähnlicher Kellerraum schien sich dem Eintretenden zu öffnen, eben so dunkel gähnte ihn der Raum an, eben so dumpf schlug Kellerluft ihm entgegen. Das Geräusch tönte hier stärker und deutlich hörte er unter dem Handhaben eiserner Werkzeuge menschliche Stimmen. An den Wänden entlang tappend, traf plötzlich ein Lichtstrahl sein Auge, und er sah, daß er sich einer Thür nähere, durch deren Ritzen ein schwacher Lichtschein in diesen Keller fiel. Er würde diesen Schein schon bei seinem Eintreten in den zweiten Keller bemerkt haben, aber eine Tonne stand so, daß das Licht der Spalte grade hinter dieser auf den feuchten Boden fiel. Neugierig legte er sein Auge an die Fuge in der Thür, und sah am Ende eines ziemlich langen Kellerganges eine glänzend

helle Schmiedewerkstätte, in der sich schwarze Figuren hin- und herbewegten. Doch konnte er nur hin und wieder Einzelne zur Esse kommen und den Blasebalg in Bewegung setzen sehen. Der Ort, wo die Arbeiter saßen und feilten oder raspelten, was er deutlich hören konnte, war nicht zu sehen. Leider war diese Thür verschlossen, und alle Bemühung, sie ohne Geräusch zu öffnen, war vergeblich. Lange stand er unentschlossen, was er thun sollte, da wurde der Lichtschein plötzlich verdunkelt, und er sah einen Mann in dem engen Gange auf die Thür zukommen, hinter welcher er stand. Bis an die Thür gelangt, hob sich der auf ihn Zukommende plötzlich, ohne die Füße zu bewegen, vom Boden und bewegte sich langsam in die Höhe, so daß es den Anschein hatte, als würde er hinauf gewunden. Dabei ließ sich ein sonderbares Knarren hölzerner Rollen und das Pfeifen starker Taue hören, während dicht neben ihm ein schweres Gewicht sich in derselben Schnelligkeit senkte, wie vor der Thür die Gestalt sich in die Höhe bewegte. Sollte er Geräusch machen, sich zu erkennen geben? Aber in wessen Hände fiel er, wenn die Thür sich wirklich öffnete? Was sind das für Menschen, die so spät Geheimes und Verborgenes treiben? Noch sann er, was zu thun sei, als das Gewicht neben ihm wieder erschüttert wurde und langsam vom Boden sich hob. Durch die Fuge bemerkte er, daß ein Mensch diesmal von oben herab sank, und rüttelte darum, ehe dieser sich durch den Gang entfer-

nen konnte, so stark er konnte, an der Thüre. Erstaunt blieb dieser stehen und fragte:

„Ist einer von Euch im Vorrathskeller?"

Der Gefragte wußte nicht, was er darauf antworten sollte und rief nur: „Macht auf Herr, um Jesu Willen!"

Statt zu öffnen, eilte der Gebetene, mit dem Ausdruck der Angst und Besorgniß, den Gang hinunter; in dem erleuchteten Raume wurde es stille, die Arbeit stockte und gleich darauf stürzten 7 bis 8 Männer, mit Pistolen und kurzen Partisanen bewaffnet, der Thür zu. Sie wurde geöffnet, und der vorderste der Männer, zwei große Sattelpistolen vor sich in den Keller haltend, rief:

„Ergebt Euch — oder Ihr seid des Todes!"

Der junge Piquenier trat vor, faltete bittend seine Hände, und als die Anderen mit Laternen und Feuerbränden die Keller untersucht hatten, ob er wirklich nur allein sei, warfen sie sich auf ihn, knebelten ihn und schleppten den Wehrlosen den Gang entlang in das hell erleuchtete Arbeits-Gewölbe.

Dort sollte sein Schicksal sich entscheiden.

II.

In dem hohen Hause des Grafen Rochus von Lynar, wo der Kurfürst George Wilhelm von Brandenburg seit einem halben Jahre bei seinem Kanzler, dem Grafen von Schwarzenberg, wohnte, war spät zur Nacht noch in den Zimmern des Kurfürsten Licht. Der Kanzler war seit der Abfertigung des schwedischen Offiziers noch nicht vom Kurfürsten herausgekommen, und im Vorzimmer wartete der Oberst von Burgsdorf, die Hauptleute Jakob Holst, Hydde Hörenker und der alte Geheimderath von Queiß. An der Thür stand ehrerbietig der Bürgermeister von Spandau und zwei Kurfürstliche Hartschierer hielten daselbst Wacht.

Unruhig und sorgevoll harrten Alle, daß der Graf von Schwarzenberg vom Kurfürsten kommen, ihnen Verhaltungsbefehle geben, oder sie entlassen sollte; aber anderthalb Stunden waren schon vergangen und noch immer blieb die Thür verschlossen.

„Warum man uns nur hat rufen lassen," murmelte endlich mit ausbrechender Ungeduld der Oberst von Burgsdorf. „Statt daß wir hier stehen und die Wände ansehen, könnte man wohl unseren Rath hören so gut als den des Herren Kanzlers! Was meint Ihr, Herr Geheimderath von Queiß?"

„Ich meine, daß wir nicht wohl eher über die Dringlichkeit der Umstände urtheilen können, ehe

wir wissen, was zu berathen ist, und denke, wir warten es ab. Endlich müssen wir ja doch erfahren, was es giebt und was es geben soll?"

„Ja so," grollte der Oberst; „ich weiß, es muß freilich hart hergehen, ehe Ihr einmal Eure Meinung sagt. Ich wollte, meine Feldwaibel hätten Eure Ruhe und Langmuth, aber die schreien nach Brot und nach Löhnung, wenn's irgend fehlt, und Gott mag's wissen, wir haben jetzt nichts übrig!"

Ein tiefer Seufzer des an der Thür stehenden Bürgermeisters schien des Obersten Worte zu bekräftigen.

„Da haben wir's," fuhr der Oberst immer unmuthiger fort, „unser Herr Bürgermeister giebt mir das Responsorium auf mein Miserere. Wahrhaftig, seit die Lehnpferde Sr. Kurfürstlichen Gnaden und das Land-Regiment aus Berlin auch noch nach Spandau gekommen sind, gewöhnt man sich das Essen ganz ab."

„Wahrlich, Herr Oberst," antwortete leise der Bürgermeister, Herr Esaias Kremper, „es ist eine Schande und Spott für den Berliner Magistrat, daß sie des Kurfürsten, unseres Herren, eigene Truppen und Lehnpferde nicht haben wollen, wenn die Schweden vor den Thoren sind. Nun kommt das Alles auch noch zu uns herüber, und Gott weiß es, wir sind so zu Grunde gerichtet, daß wir nicht wissen, woher uns morgen das tägliche Brot kommen soll!"

„Es ist allerdings eine böse Zeit, Herr Bürgermeister," nahm jetzt der Geheimbderath von Queiß das Wort, „aber ist hier der Ort, über das Unabwendliche Klage und Beschwerde zu führen? Wer leidet mehr unter diesem allgemeinen Unglück, als wir, deren schwachen Händen die Sorge für das Wohl der Kur-Marken übertragen ist. Haben wir die Kaiserlichen Völker und die Schweden jahrelang in die Marken geführt? Haben wir nicht geklagt bei Kaiser und Reichs-Kammergericht über die Erpressungen der Kaiserlichen Generale? Wie aber hätten wir einer so ungeheuren Fluth wohl widerstehen sollen? — Wallenstein, Tilly, Gallas, Mansfeld, Bannier, haben uns gedrückt, beleidigt und mit roher Kraft gewältigt! — Hatten wir Macht zu widerstehen? Haben uns die Marken gegeben, was wir zu ihrer Vertheidigung bedurften? Sagt selbst, Herr Bürgermeister, hätten die Städte Anno 1628 nur die Hälfte von dem freiwillig gegeben, was ihnen jetzt von Freund und Feind gewaltsam geraubt wird, so würde der Kurfürst kräftigen Widerstand haben leisten können. Jetzt tragt in Geduld, was Eure eigne Schuld. Die Kurfürstliche Kammer hat es zur Zeit nicht an Warnungen und Ermahnungen fehlen lassen."

Da öffnete sich die Thür des Kurfürsten und der Graf von Schwarzenberg selbst rief heraus: „Die Herren Hauptleute Holst und Hörenker!"

Beide Gerufene traten in das Zimmer des Kurfürsten, verbeugten sich ehrerbietig und standen der Befehle ihres Herrn gewärtig. Der Kurfürst grüßte sie mit leichtem Neigen des Kopfes, und sah lange vor sich auf den Boden, ehe er zu sprechen begann. Tiefer Kummer und Rathlosigkeit lag in seinen Augen, und der unentschlossene Blick, bald auf dem Kanzler, bald auf den beiden Hauptleuten ruhend, sprach deutlich genug die Hülflosigkeit aus, in die das Ueberwältigende dieser unglücklichen Zeiten den gutmüthigen, nachgiebigen George Wilhelm versetzt.

„Was meint Ihr Herren," begann nach langem Schweigen der Kurfürst, „sind die Werke wohl stark genug, um eine Belagerung der Schweden auszuhalten. Wir verstehen nichts von der Festungsbaukunst, Schwarzenberg und ich, darum wollen wir erst den Rath Sachverständiger hören, ehe wir den endlichen Entschluß fassen."

„Jede Festung ist stark, gnädigster Herr Kurfürst," antwortete der Ingenieur-Hauptmann Jakob Holst, „die man ernstlich vertheidigen will. Ein Erdhaufen läßt sich mit 100 entschlossenen Männern besser vertheidigen, als die schönste flandrische Citadelle mit 1000 feigen Kerlen. Spandau ist nicht so stark, daß es sich ohne brave Soldaten vertheidigen könnte, aber stark und überstark, wenn alle, die jetzt darin sind, es ehrlich mit der Festung meinen."

„Was Ihr da anführt, Herr Hauptmann," unterbrach der Graf von Schwarzenberg den Sprechenden, „kann auch ein Professor der Theologie uns erzählen; es handelt sich um einen genauen Bericht über die Werke, nicht um Cicero's Buch von den Pflichten."

Verdrießlich über diesen Verweis des verhaßten Kanzlers schwieg Holst und Hauptmann Hyddehörenker sprach:

„Die Citadelle steht jetzt 43 Jahr, seit der Graf Rochus von Lynar sie erbaut. Zwar ist manches nicht wie es sein sollte, aber die Werke sind nicht schlecht. Mit 8 Tagen tüchtiger Arbeit bietet sie auch dem heftigsten Angriff Trotz, aber freilich alle Hände in der Festung müssen dann anfassen. Am festesten ist das Johannis-Bastion, obgleich es beinah 30 Jahr älter ist. Doch muß auch ich dem Hauptmann Holst hier Recht geben. Die größte Stärke besteht in den Vertheidigern und deren haben wir zur Zeit genug."

„Ich danke, Ihr Herren," antwortete der Kurfürst. „Begebt Euch gleich auf die Werke, untersucht und prüft Alles noch einmal genau, wartet das Tageslicht ab und berichtet mir dann Eure Meinung."

Beide verbeugten sich und verließen das Zimmer, in welchem der Kurfürst abermals mit seinem Kanzler allein blieb.

„Was habe ich gesagt?" begann der Graf, als sich die Thür geschlossen hatte. „Man braucht der-

gleichen Leute nur zu fragen, so bekommt man guten Rath und weise Lehren statt des verlangten Berichtes."

„Aber der Holst hatte doch Recht, lieber Schwarzenberg. Nicht in Erd und Steinen ist Treue und Ausdauer zu finden, sondern in dem Muth und der Todes-Verachtung der Menschen."

„Es bleibt sich aber besser treu und die Ausdauer hat auch einen guten Vorwand mehr, wenn sie bis an das Kinn hinter guten Brustwehren verschanzt steht."

„Ich soll also Spandau auf keinen Fall den Schweden einräumen, Schwarzenberg?" fragte der Kurfürst unentschlossen weiter.

„Wollt Ihr flüchtig werden und Euch verbannen lassen aus Euren Kurlanden, gnädiger Herr? Wollt Ihr die einzige Stadt, die Euch nach Cüstrin noch bleibt, auf's Neue von Feinden brandschatzen und plündern sehen? Euer Kurhut ist in der höchsten Gefahr, gebt Ihr diesmal dem frechen Bannier nach."

„Aber wir haben doch vor sechs Jahren die Stadt schon einmal den Schweden übergeben, und sie kämpfen doch für unseren Glauben, halten dem Kaiser doch das Gegengewicht."

„Damals lebte der König noch. Er war ein großmüthiger Herr und Vertrauen vergalt er mit Vertrauen. Damals war der Kaiser auch übermächtig und zum Gegengewicht die Schweden gut

genug. Wehe aber unserem Vaterlande, wenn sie mehr als Gegengewicht werden, wenn ihre ganze Kraft auf Deutschland drückt und lastet. Uebergebt Ihr diesmal Spandau, so sagt Ihr Euch vom Kaiser los und werdet Schwedischer Statthalter in Eurem Eigenthum."

„Wie soll ich treu an dem Kaiser halten, wenn seine Generale meine Marken mit Feuer und Schwert verwüsten, wenn er mich nicht schützt gegen Gewalt und Uebermacht?"

„Wie gern schützte er Euch gegen die Schweden, wenn er es vermöchte; aber er vertraut auf die Hülfe der Kurfürsten, und wer thut etwas, oder vielmehr wer kann etwas thun? Zwietracht und Neid führen den Vorsitz im Kurfürstenrathe — und Einigkeit herrscht weder im Glauben, in Sitte, in Meinung, noch in Nothdurft. Aber dessenungeachtet hoffe ich, gnädigster Herr, daß der Sturm sich diesmal noch beschwören lassen wird. Ich habe heute schon zwei Expressen nach Landsberg geschickt, wo Gallas steht und ihm unsere Bedrängniß zu wissen gethan. Gewiß kommt er uns zu Hülfe und treibt den Bannier wieder nach Pommern hinauf.

„Nun, wir wollen's hoffen, Schwarzenberg; aber gute Nacht, es ist spät und ich bin müde, müder als ich seit langer Zeit gewesen bin; das macht aber die Unruhe, jeden Augenblick eine andere Nachricht, nicht einmal essen kann ich mit der gehörigen Ruhe. Gute Nacht, Schwarzenberg."

Der Graf verbeugte sich und wollte eben gehen, als der Kurfürst ihn noch einmal zurückrief und gähnend fragte:

„Sind keine Nachrichten von meinem Sohne aus Holland da, Schwarzenberg? Ich bin recht unruhig über das Wesen da in meinen Rheinländern. Mag's zwar nicht denken, daß der Friedrich schlimme Absichten hat; aber es ist doch nicht Alles, wie es sein sollte; also keine Nachrichten?"

„Seine Kurfürstliche Durchlaucht, der Kurprinz ist noch immer in Wesel. Die Bürger machen immer noch dasselbe Aufhebens von dem jungen Herrn als vordem, sie geben ihm eine Wache, fegen die Straßen besonders, durch die er zu gehen pflegt, küssen ihm den Mantel, wenn er zu Fuß und die Sporen, wenn er zu Pferde sitzt, kurz, thun und treiben es, als ob er schon ihr regierender Herr wäre."

„Hm! hm! das sollte der Junge, der Friedrich doch nicht leiden. Es thut gewiß nicht gut, daß ein achtzehnjähriger Bursche sich schon einbildet, er sei etwas; schlimm, schlimm! das hat er aber wahrscheinlich in Holland gelernt, wo sie, Gott sei es geklagt, zwischen einem Kurfürsten und einem Pfefferkrämer keinen Unterschied machen; — nun gute Nacht, Schwarzenberg, ich will jetzt zu Bette gehen. Morgen mit dem frühesten wollen wir weiter darüber sprechen."

Der Graf ging, statt aber sich in seine Wohnung zurückzuziehen, die auf dem linken Flügel des

weitläuftigen Gebäudes lag, begab er sich in die Wachtstube, setzte hier eine Pickelhaube auf, nahm einen Soldaten-Mantel um und eilte, in Begleitung eines bewaffneten Dieners, auf die Straße. Alles war öde und still. Der Mond warf sein bleiches, zitterndes Licht auf die schweigende Stadt und ließ die Gegenstände rings umher deutlich erkennen. An der Nikolai-Kirche vorüber, näherte sich der Graf dem Havelthore, um von hier aus seinen Weg um die Festungswerke zu beginnen. Er fand die Musquetiere und Piqueniere des von Burgsdorffschen Regiments gut vertheilt und achtsam auf jedes Geräusch von der Flußseite her, wechselte einige Worte mit den wachthabenden Offizieren und beschritt dann die Wälle. Auf dem Johannis Bastion fand er den Constabler Schwichow allein auf der Bettung eines Geschützes sitzend, während die Stückknechte sich in einiger Entfernung gelagert hatten und meist schliefen. Der auf Posten stehende Stückknecht rief den Grafen an, als er näher kam und verlangte das Losungswort. Es wurde gegeben und der Graf redete den wohlbekannten alten Schwichow freundlich an:

„Nun, Herr Constabler, Eure Kindlein hier mit den eisernen Rachen haben lange genug geruht. Vielleicht bekommen sie bald Gelegenheit, einmal wieder laut mitzusprechen."

„Soll mir eine wahre Herzensfreude sein, Domine Comes atque princeps", antwortete Schwichow,

indem er mit der einen Hand den breiten Hut vom Kopf nahm, mit der anderen aber den Stock in die Hüfte stützte und seine Helden-Stellung wieder annahm.

„Glaubst Du, daß der Bannier uns zur Nacht noch angreifen wird?"

„Quod non! Domine Comes. Wenn sie ernstliche Lust auf Spandau hätten, so sähen wir jetzt die Brandkugeln schon fliegen. Als ich noch bei ihnen war, pflegten sie sich nicht so lange mit Parlamentiren und Interlocutionibus abzugeben. Freilich jetzt, wo das alte Gebetbuch ihr König oder Rex Gustavus Adolphus das Zeitliche gesegnet hat, mag's anders sein. Morgen früh, denk' ich, erleben wir allerlei."

„Kannst Du Dich auf Deine Leute verlassen, Schwichow", sagte leiser der Graf:

„So lange mein Stock nicht auf ihren breiten Buckeln zerbricht, zuverlässig. Sind gar unschuldige Lämmer meine Stückknechtlein, gehen mit dem Stück um, wie mit dem Pfluge; aber ich denke, mit Gott und diesem trostreichen Nebelstreif hier in meiner Hand, denke ich sie in der Zunft schon vorwärts zu bringen."

„So gehab Dich wohl, halte mir gute Wacht, und wenn ich den ersten Stückschuß höre, will ich denken, das ist Schwichow mit seiner Nachtigall und dem Kurfürsten von Dir Rühmens machen."

Der Graf ging, und zwar den Wall hinunter, weil er glaubte, sich nun schon genügend von der sicheren Bewachung der Wälle überzeugt zu haben. Kaum erreichte er aber das erste Haus, so ertönte ein gellender Pfiff; von allen Seiten stürzten Piqueniere hinter den Mauern und Zäunen hervor, warfen den Grafen zu Boden, banden ihm die Arme auf den Rücken und zwängten ihm einen Knebel in den Mund. Ehe der Graf sich von dem Schrecken des ersten Angriffs erholen konnte, war er unfähig gemacht, sich zu wehren, und der begleitende Diener ergriff, in höchster Angst die Flucht. Er wußte, wie verhaßt der Kanzler beim Volke war und glaubte, daß es hier auf einen Mordanfall abgesehen sei. So blieb der Graf in den Händen der wüthenden Soldaten und sann vergeblich auf ein Mittel, sich erkennen zu geben. Der Mond war von vorüberziehendem Gewölk bedeckt und die frühere Klarheit und Helle hatte sich in dichte Finsterniß verwandelt.

„Haben wir Dich, Du Hund von Piquenier. Wart', wir wollen Dir den Fürwitz schon eintränken, Du Bluthund! Du Mörder!"

„Schleppt ihn fort, bringt ihn in das Haus des alten Rohloff, wo der Hauptmann noch liegt."

„Er will sich wohl gar noch vertheidigen! Stoßt den Hund vorwärts; schlagt ihm die Knochen entzwei, dem Mörder."

So schrieen und lärmten die aufgebrachten Piqueniere durcheinander, während sie den geknebelten

Grafen vor sich hin durch enge Gassen nach dem Nikolai-Kirchhof stießen. Dort an der Ecke einer kleinen Sackgasse fanden sie vor der Thür eines Hauses mehrere Piqueniere, welche die Kommenden zu erwarten schienen und im Hause selbst herrschte Verwirrung und Unruhe. Der alte Rohloff beruhigte die jammernde Frau und die vor Angst bebende Tochter. Auf einem Strohsack in der Mitte des unteren Zimmers lag der Freye von Arnheimb schwer blutend an der erhaltenen Wunde und scheinbar mit dem Tode ringend. Ein Bader stand bei ihm und bemühte sich, dem Leidenden zu helfen; aber vergebens, der Verwundete wurde immer schwächer, und schon starrten die Augen, wie brechend unter den verzerrten Brauen hervor.

In dies Zimmer stießen die Piqueniere den gebundenen Grafen und riefen:

„Wir haben ihn, Herr Hauptmann, wir haben den verruchten Mörder!"

Da aber sahen sie, beim Scheine der das Zimmer erhellenden eisernen Lampe, daß sie einen anderen und zwar, nach seinem kostbaren Kleide zu schließen, einen vornehmen Mann ergriffen, standen verdutzt und wußten nicht, was sie sagen sollten. Endlich löste man ihm den Knebel aus dem Munde, leuchtete ihm mit der Lampe in's Gesicht und Alle standen stumm vor Schrecken und Besorgniß, als sie den Grafen Schwarzenberg, Kanzler und Obersten Kriegshauptmann der Brandenburgischen Regimenter erkannt.

„Was ist hier geschehen?“ herrschte der Graf den Piquenieren zu.

Demüthig und besorgt antwortete einer der Piqueniere: „Verzeiht uns, gnädigster Herr. Im Eifer sind wir vielleicht zu rauh verfahren; aber wir suchten und verfolgten den Mörder unseres Hauptmanns!“

„Wer hat den Hauptmann ermordet?“

„Ein Piquenier des Burgsdorffschen Regiments, Gottlieb Knorre.“

„Und wie ist das Verbrechen geschehen?“

„Der Knorre ist der Bräutigam der Jungfer Rohloff hier im Hause, und wie er den Hauptmann bei ihr gefunden, da hat er ihn durch und durch gerannt mit seiner Hartsche.“

Da schluchzte das Mädchen, die Alles mit angehört, noch lauter und sagte: „Gott ist mein Zeuge, daß Gottlieb heute noch gar nicht hier war. Ach Gott! Ach Gott! Herr Graf, fragt doch nur nicht, wenn es herauskommt, giebt's noch mehr Unglück.“

Der Graf erkannte in dem schluchzenden Mädchen eine Dirne, die er oft bei seiner Tochter Renata gesehen, von der sie zu allerhand kleinen Dienstleistungen gebraucht wurde.

Vergebens befragte der Graf den sterbenden Hauptmann; er wollte sprechen, rang in der Todesangst, krampfte die Hände zusammen und verschied

mit einem dumpfen Schrei, während ein Strom dunklen Bluts ihm aus dem Munde stürzte.

„Gott sei seiner armen Seele gnädig", rief der alte Rohloff und faltete betend die Hände, der Graf wendete sich von dem schauerlichen Anblick ab und befahl dann den Piquenieren, die Leiche ihres Hauptmanns in dessen Quartier zu tragen; ehe er das Haus aber verließ, winkte er dem alten Rohloff und seiner Tochter und verlangte, sie sollten ihn nach seiner Wohnung begleiten, weil er erfahren wolle, was eigentlich vorgegangen und den Tod des Hauptmanns herbeigeführt.

Eine Viertelstunde später saß der Graf Schwarzenberg auf dem schön geschnitzten Stuhl von Nußbaumholz vor seinem großen mit schweren geblümten Vorhängen versehenen Bette. Es war schon nahe an Mitternacht und im Vorzimmer wartete noch der alte Bürger Rohloff mit seiner weinenden Tochter. Der Graf hatte das Wams und die Beinkleider abgelegt, einen weiten Schlafrock angezogen und fragte seinen Leibdiener:

„Also eine Ohnmacht hat meine Tochter gehabt? Sonderbar! Das Mädchen war ja immer die Gesundheit selbst! Weißt Du nichts Näheres, Erhardt?"

„Die junge Gräfin hat sich vielleicht erkältet," antwortete dieser, „denn ich sah, wie sie gegen halb 9 Uhr ausging in einem ganz einfach bürgerlichen Kopftuch und Schleier. Ich habe es schon ihren Stubenmädchen gesagt, die meinen aber, die

junge Gräfin sei den ganzen Abend nicht über die Schwelle gekommen. Ich begreife nicht, warum sie das leugnen, da ich es doch selbst gesehen."

Der Graf saß in tiefes Sinnen verloren, und wagte es kaum, seinen Leibdiener anzusehen, dann fragte er nach kurzem Schweigen:

„Hast Du denn meine Tochter schon öfter so um die Abendzeit ausgehen sehen?"

Der Leibdiener antwortete nicht. Diese Frage ließ ihn plötzlich einen Blick in das Innere des Grafen thun, obgleich sie scheinbar mit der größten Unbefangenheit geschehen war. Hier konnte eine bestimmte Antwort Folgen haben, die sich nicht berechnen ließen; denn in der Frage lag ein Familien-Verhältniß plötzlich vor den Augen des Dieners aufgedeckt, an das zu denken er bis jetzt kaum gewagt. Nach kurzem Schweigen, welches er durch das Aufdecken des Bettes zu verbergen suchte, antwortete er:

„Nein, gnädiger Herr, nur zur Frau Geheimderäthin Dueiß, sonst nicht."

Der Graf kämpfte sichtbar mit seinem Stolz und dem Wunsch, Licht über dies ungewöhnliche Ausgehen seiner Tochter und die unbegreifliche Ohnmacht zu erhalten, in der sie, nach der Aussage der Dienerschaft, über eine Stunde gelegen hatte. Aber die zögernde Antwort seines Leibdieners ließ ihn fürchten, jetzt schon tiefer die Verhältnisse durchschauen zu müssen, und er schwieg.

Auf einen Wink des Grafen ließ Erhardt den alten Rohloff mit seiner Tochter in das Schlafzimmer und entfernte sich dann.

„Seid ohne Furcht, alter Rohloff," begann der Graf, den Kopf sorgevoll in die Hand gestützt, „und erzählt mir, was diesen traurigen Vorfall heute zur Nacht in Eurem Hause veranlaßt?"

„Ach Gott, Euer gräfliche Gnaden, ich bin selbst nicht recht klug daraus geworden. Mein ganzes Haus ist unschuldig an der heillosen Mordthat, das soll Gott wissen. Meine Tochter hier, die Catherine, ist mit einem Piquenier schon seit 4 Monat versprochen — 's ist ein Spandauer Stadtkind, der Gottlieb Knorre, und da hat er sie immer besucht, wie wir auch gar nichts dagegen hatten. Heute Abend, so gegen 9, dachte ich auch, er wäre bei ihr, denn das konnte ich nicht wissen, wenn er kam. Mein Haus hat auch hinten einen Eingang vom Kirchhof her, und da pflegt er immer durchzukommen, so daß wir es vorne gar nicht wissen. Mit einem Male werden wir gewahr, daß vorn in der Gasse mehrere Piqueniere auf und nieder gehen, die sich mein Haus ansehen, gerade als ob sie es bewachten. Nun wurde es immer dunkler und plötzlich hören wir ein fürchterliches Geschrei oben in meiner Tochter Kämmerlein. Ich sehe meine Frau ganz erschrocken an und laufe aus der Thüre. Da kommt mir die Catherine schon mit zerzausten Kleidern und wirrem Haar die Treppe herunter entgegen, und schreit und

jammert und zeigt sprachlos nur immer die Treppe hinauf. Wie ich die Treppe hinauf will, kommen auch schon die Piqueniere vorne ins Haus und stürmen mit mir zusammen bis in das Kämmerlein meiner Catherine. Wie wir aber die Thür öffnen, stürzt uns in der Dunkelheit der Gottlieb entgegen, rennt uns über und ist in zwei Sätzen die Treppe hinunter. Wir sehen den Hauptmann von Arnheimb, der sich in seinem Blute auf dem Boden wälzt und immer schreit: Der Hund hat mich erstochen! Der Hund hat mich erstochen! Greift ihn! Das ließen sich die Piqueniere nicht zweimal sagen und eilten ihm nach, konnten ihn aber nicht einholen, denn er hatte sich, wie sie nachher aussagten, in den Schutz der Artolerey und Feuerwerkerlade begeben. Wie ich nun so oben in dem Kämmerlein stehe und mir bei dem blutenden Hauptmann nicht zu rathen und nicht zu helfen weiß, da treibt und drängt meine Catherine, daß ich nur einen Bader holen soll. Das thue ich denn auch, und wie ich wieder mit dem Bader zurückkomme, da war das Haus schon voller Leute, und die Piqueniere waren auch schon wieder da und sagten, daß sie den Gottlieb nicht gekriegt hätten. Das ist Alles, was ich von der Geschichte weiß, gnädigster Herr Graf!"

Der Graf sah während dieser ganzen Erzählung unverwandt das Mädchen an, die bald roth, bald blaß wurde und diesen festen fragenden Blick nicht ertragen konnte. Als der Vater geendigt hatte,

schwieg der Graf einige Augenblicke, und verlangte dann mit sanfter Stimme von der Tochter, daß auch sie ihm erzählen sollte, was sie von dem Vorfall wüßte. — Oft stockend und nach Worten suchend, sprach das ängstliche Mädchen:

„Ach Gott! der Herr Hauptmann ist an Allem Schuld. Ich war allein in meinem Kämmerlein, das heißt, eigentlich war noch eine Freundin bei mir, so zum Besuch, und ich erwartete den Gottlieb, weil er mir versprochen hatte, gegen Abend zu kommen. Statt seiner kommt aber plötzlich der Herr Hauptmann leise die Treppe herauf und tritt zu uns herein. Nun weiß der Vater, daß der Herr Hauptmann mir schon längst nachgestellt und allerlei Schlingen gelegt. Ich erschrak und meine Freundin auch. Die versteckte sich aber gleich hinter den Bettvorhang, so daß der Hauptmann sie gar nicht gesehen hat. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und bat den Herren Hauptmann, er möchte doch weggehen, weil der Gottlieb jeden Augenblick kommen könnte. Er meinte aber, den Gottlieb habe er für die ganze Nacht mit einem Auftrage in die Citadelle geschickt und der würde uns nicht stören. Dann wollte er mich küssen, und riß mich auf seinen Schooß und zerrte mich, daß ich gern geschrieen hätte, wenn meine Freundin nicht dabei gewesen wäre, aber die wollte ich doch nicht verrathen. Wie ich mir nun gar nicht mehr zu helfen wußte, da weinte ich bitterlich und wand mich los. Es gelang

mir auch glücklich aus der Thür zu kommen und vor Angst lief ich die Bodentreppe hinauf. Wie ich die Bodenthür hinter mir zugeworfen hatte, stand ich wohl eine ganze Weile so zitternd und weinend, und wußte mir nicht zu rathen und nicht zu helfen, denn der Hauptmann war in meinem Kämmerlein geblieben. Da hörte ich Jemand die Treppe hinauf kommen und zum Hauptmann hineingehen. Ich glaubte, es wäre mein Gottlieb und kam vom Boden herunter. Da schrie aber der Hauptmann in meiner Kammer: Herr Gott, ich bin verwundet! und ich sah, als ich hineinlief, wie ein fremder Piquenier — denn mein Gottlieb war es nicht, das kann ich beschwören — den Hauptmann ermordete. Ich lief herunter und da kam der Vater mir entgegen. Das ist Alles, was ich weiß!"

„Also Dein Bräutigam war es nicht, Catherine, das willst Du beschwören?" fragte langsam der Graf.

„Mit tausend heiligen Eiden vor unserm Herrn Prediger. Nie will ich des Abendmahls mehr theilhaftig werden, wenn es nicht ein fremder Piquenier war."

„Hm! Wer war denn aber die Freundin, die so zufällig bei Dir in der Kammer war?" fuhr jener fort.

„Ach Gott! — ich weiß nicht — ich kenne sie nicht — sie hat mich nur so besucht — ich weiß gar nicht, wer sie ist."

„Nun sehen Euer gräfliche Gnaden nur das dumme Ding da an," unterbrach sie der Vater, „hat eine Freundin, und weiß nicht einmal wie sie heißt. Sie hat den Kopf ganz verloren vor lauter Angst und Bestürzung."

„Ich weiß wohl, wer sie ist; aber ich habe es ihr versprechen müssen, Niemanden zu sagen, daß sie bei mir gewesen ist. Sie hat so strenge Eltern!"

„Na, das wäre mir 'ne schöne Geschichte. Du kennst mich, Catherine. Wirst Du gleich sagen, wer die Freundin ist, oder —"

„Ach Gott! Ach Gott!" rief händeringend die Tochter und stürzte vor ihrem Vater auf die Kniee — „ich darf nicht — ich darf nicht —"

„Still, alter Rohloff," sagte jetzt der Graf, der den Zorn des Vaters ausbrechen sah. „Ich verbiete Euch, Eure Tochter weiter nach dem Namen des Frauenzimmers zu fragen. Nur eine Frage beantworte mir noch, Catherine, hatte Deine Freundin Schleier und Kopftuch, als sie bei Dir war, so wie es Bürgermädchen wohl zu tragen pflegen?"

Catherinens Blicke suchten den Boden; mit schluchzender Stimme antwortete sie: „Ja — ein Kopftuch und einen Schleier hatte sie wohl — es war —"

„Still! kein Wort weiter," rief da mit furchtbar ernster Stimme der Graf, winkte Beiden, rasch sich zu entfernen, rang, als er allein war, verzweifelnd die Hände und rief schmerzlich:

„Großer Gott! Auch das noch! Du häufst schweres Leid auf meine Schultern! Verkannt von dem Lande, für das ich mich opfere, verfolgt von denen, die ich erhöht — und auch mein Kind! — Herr, Dein Wille geschehe! In Deine Hände befehle ich mich!“

III.

Unterdessen lag der gebundene Piquenier in dem hellerleuchteten Arbeitsgewölbe neben dem Heerde, und harrte sorgenvoll der Wiederkehr jener unbekannten Männer, die sich sämmtlich in ein neben anliegendes Gewölbe zurückgezogen hatten, um Rath zu halten miteinander, was sie mit dem so plötzlich unter ihnen erschienenen Soldaten anfangen sollten. Unruhig ließ er die Augen rings umher schweifen — und überzeugte sich bald, daß er in die Hände einer Bande Kipper und Wipper gefallen sei, durch die seit einer Reihe von Jahren schon das Geld so verfälscht worden war, daß es fast allen Werth verloren hatte. Er sah in den herumstehenden Kübeln und Molden eine große Menge von neu geprägten Münzgroschen, denen das Volk damals den Namen „Schreckenberger“ gegeben hatte. — Was stand ihm noch bevor? — Wie viel Unglück sollte diese

eine Nacht noch auf ihn häufen! — Schmerzlich dachte er der Geliebten, die er unter roher Umgebung zurückgelassen, sorgenvoll des von ihm erschlagenen Hauptmanns. — Da öffnete sich die Thür, durch welche die Männer sich entfernt, und bald umstanden sie alle den am Boden Liegenden. Mit bösem, drohenden Tone fragte einer unter ihnen:

„Wie heißt Du? und wie kommst Du in diese Keller?"

Der Gefragte vermied es seinen Namen zu nennen, erzählte aber wie er zufällig in die Kelleröffnung gefallen und so zu ihnen gekommen sei.

„Das kommt davon, wenn die Kellerlöcher nicht von innen geschlossen werden", grollte der Sprechende; „Ich habe es oft genug gesagt, aber da ist es Euch zu dumpfig, zu feucht. Alle Wetter, lieber dumpfig und feucht in unsern Kellern, als luftig und trocken unterm Galgen. Gleich geht und stopft die kleinste Oeffnung zu."

Auf diesen Befehl eilten einige der Männer den Gang entlang in die vorderen Gewölbe, um sich vor jeder ferneren Entdeckung sicher zu stellen.

Als sie sich entfernt hatten, sah der Erste unter den Falschmünzern die Andern fragend an und meinte:

„Wer von Euch will ihn abfertigen? es ist zwar ein schlechtes, widerwärtiges Geschäft, einen Menschen abzuthun, wie ein gebundenes Kalb, aber es muß doch sein. Ich dächte, wir erwürgten ihn mit

einem Strick. Ich möchte nicht gern Blut in unserer Werkstatt sehen."

Ein kalter Schauder rieselte bei diesen Worten durch des Unglücklichen Adern. So elend sollte er umkommen? Voll Entsetzen sah er, wie zwei der Kerle nach einigem Zögern einen dünnen Strick herbeiholten und eine Schlinge daraus banden. Sie beriethen sich, wie sie ihm die Schlinge am besten umlegen, wie sie beim Zuziehen sich stellen und nicht eher nachlassen wollten, bis der letzte Lebensodem entflohen. Schon wollten sie Hand an das gräßliche Werk legen, da rief der Unglückliche:

„Habt Erbarmen, was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich so elend ermorden wollt? Fürchtet nicht, daß ich Euch verrathe; auch mein Leben ist verwirkt, ich habe den Hauptmann von Arnheimb erschlagen, und werde Euch nicht verrathen; wenn Ihr mir Schutz angedeihen lasset, und mich nicht meinen Verfolgern ausliefert."

„So so, also einen Mord hast du begangen? Ei, das ändert freilich die Sache. — So bist Du wohl der Gottlieb Knorre, der bei dem alten Rohloff den Hauptmann ermordet? — Wir haben schon davon gehört. Wenns so ist, bindet ihn los — da läßt sich schon ein vernünftig Wort mit dem Burschen reden."

Im Nu hatte man seine Bande gelöst — und der kaum noch mit augenblicklichem Tode Bedrohte, stand aufrecht, sorglos, zuversichtlich unter den neuen

Freunden. Bald war die große Werktafel in der Mitte des Gewölbes abgeräumt und mit schäumenden Bierkannen besetzt. Alles nahm Platz und Peter Voorst, der erste unter den Kippern setzte sich neben den flüchtigen Soldaten, fragte nach allen Umständen seines Entkommens, und vergewisserte sich über die Wahrheit seiner Angaben. Dann gebot er Ruhe, und redete also:

„Gottlieb Knorre, der Zufall hat Dich zu uns geführt und mit dem bekannt gemacht, was der Graf Schwarzenberg, dieser Blutegel und Nachtalp unseres Kurfürsten, seit Jahren mit aller Macht und Klugheit, die er angewendet, nicht hat erfahren können. Wir sind Kipper und Wipper. Seit eilf Jahren ziehen wir alles gute Geld ein, und bringen schlechtes unter das Volk. Gräßliche Eide binden uns, und ein sicherer Tod wäre der Lohn dessen, der es wagen wollte, etwas zu verrathen. Unter den Augen des Kurfürsten und seiner Renteikammer haben wir unsere Werkstatt, und niemand ahnet unsere nächtlichen Zusammenkünfte. Noch ein Jahr und wir geben die fernere Arbeit auf, dann wird das Gewonnene getheilt, bis dahin erhält jeder nur so viel vom Gewinn, daß seine größere Wohlhabenheit niemandem auffallen kann, dann aber hat jeder für seine übrige Lebzeit genug und kann lachen über die Zeitläufte. Du bist von diesem Augenblick an der Unsere und gehörst uns zu mit Leib und Seele. Wir sorgen brüderlich dafür,

daß Du unentdeckt und unbestraft bleibst, dafür arbeitest Du in jeder Woche zweimal die Nacht durch in diesen Kellern. Sonst bist Du ein freier Mann, kannst leben wie Du willst, aber zu hüten hast Du Dich, denn wo Du auch seist: in der Kirche oder im Feldlager, unter Freunden oder selbst im Kloset des Kanzlers, überall bist Du von uns beobachtet. — Ich sage Dir das voraus, denn bald genug wirst Du Dich überzeugen, wie Recht ich habe."

Erstaunt und über das Gefährliche der Verbindung nachsinnend, in die er so zufällig gerathen, hing der junge Mann an den Lippen des Sprechenden. Als dieser aber geendet und ihm freundlich zutrank, sagte er:

„Ihr hofft also, mich der Strafe zu entziehen, die meiner wartet für den Mord des Hauptmanns, und sichert mir Freiheit zu, wenn ich der Eurige werde."

„Nicht wenn Du der Unsrige wirst, Du bist es schon, mußt es sein, sonst hast Du in fünf Minuten zu leben aufgehört. — Was die unsichtbare Macht der Kipper und Wipper vermag, soll für Dich geschehen, und unser Arm reicht weit, aber sei treu und fleißig, sonst ist der Tod Dein Loos."

„Laßt ihn zum Schwur, Herr Peter Voorst, laßt ihn den Eid ablegen, riefen jetzt mehrere, er scheint ein tüchtiger Bursche, resolut und hat einen Mord auf dem Gewissen, das bindet ihm die Zunge besser, als Eure Vorstellungen."

„Wohlan denn! Laßt uns zur Aufnahme schreiten. Schließt das kleine Gewölbe auf.“

Hinter dem Heerde, halb durch den Rauchfang versteckt, der durch Krümmungen bis in eine Ziegelbrennerei führte, deren Besitzer mit zu den Kippern und Wippern gehörte, so daß das Rauchen zur Nachtzeit niemand auffallen konnte, befand sich eine kleine Thür, durch einen Querbalken zugehalten. Diese wurde jetzt geöffnet, und der neu Aufzunehmende in ein kleines Gewölbe geführt, an dessen Wänden große Pechfackeln in eisernen Ringen steckten, die beim Eintreten angesteckt, ein düsteres dunkelrothes Licht verbreiteten, während der schwarze Dampf an dem Gewölbe entlang dem Rauchfange zuwirbelte. Als Alle das Gewölbe betreten hatten, schlossen die Kipper einen Kreis um Voorst und den neuen Gefährten, der mit folgenden Worten angeredet wurde:

„Wer seinen Eid dem Bunde bricht, wer durch Wort oder That die Worte, Erkennungszeichen Gefährten und Arbeiten der Kipper verräth, dem wird die Zunge ausgerissen, der Körper ermordet und verscharrt. Sieh dort, Gottlieb Knorre, die Zungen zweier solcher Verräther. Sie hielten das Geheimniß nicht, und vertrauten es ihren Weibern an. Sie starben, und auch ihre Weiber büßten die Mitwissenschaft mit dem Tode.“

Bei diesen Worten zeigte Peter Voorst auf zwei unförmliche, zusammengetrocknete Stücken

Fleisch, die an der Mauer unter einer Pechfackel hingen, und der Kreis öffnete sich um den neuen Mitbruder die Aussicht zu erleichtern.

„Du siehst", fuhr Peter Voorst fort, daß wir rasche und strenge Justiz üben. Jetzt sprich mir nach und schwöre den Eid, der Dich in Zukunft unauflöslich an uns bindet.

Peter Voorst sprach einen furchtbaren Eid, den jener Wort für Wort nachsprach. — Bei allem was dem Menschen heilig und theuer ist, unter Androhung der gräßlichsten Strafen, schwor er dem Bunde treu und gewärtig zu bleiben.

Nach Beendigung dieser Ceremonie führte ihn Peter Voorst in der ganzen Werkstatt der Falschmünzer in allen Kellern und Gewölben dieser unterirdischen Wohnung herum, gab ihm das Erkennungszeichen und das Losungswort der Kipper. Ein Zurechtrücken der Halskrause mit dem Daumen und vierten Finger und der Ausruf: „Gott gebe dem Kurfürsten langes Leben" mit der Betonung des Wortes „gebe". Unterdessen hatten die Andern schon wieder ihre Arbeit begonnen und alles feilte, hämmerte und klopfte wieder wie kurz zuvor. Der neue Bruder erhielt den Namen Torstensohn und begann sogleich seine Arbeit an den Blasebälgen, während er von Allem unterrichtet wurde, was ihm noch zu wissen nöthig war. Man kam überein, daß er vorläufig einige Tage in den Kellern verborgen bleiben sollte, bis man genaue Nachrichten über den Zustand

seiner Angelegenheiten eingezogen, und Alles schien geordnet. Da kam ungefähr gegen 3 Uhr Morgens einer der Kipper mit Nachrichten aus der Stadt zurück. Er erzählte, daß man mit Anbruch des Morgens einen Angriff der Schweden erwartete; und daß erst fälschlich der Graf von Schwarzenberg als Mörder des Hauptmanns von Arnheimb ergriffen, jetzt aber der eigentliche Mörder Gottlieb Knorre von den Piquenieren aus der Citadelle gefänglich eingebracht worden sei.

Alle lachten laut auf, indem sie triumphirend den neuen Gefährten ansahen, dieser aber erblaßte und schlug die Augen nieder.

„Ha! ha! ha!" rief Peter Voorst, „das Gelüsten können sie sich vergehen lassen. Unser Bruder Torstensohn hier weiß am besten, wo jetzt der wahre Gottlieb Knorre sich aufhält."

„Ich habe ihn aber selbst gesehen", betheuerte Jener. „Der Offizier schickte ihn in Begleitung von 6 anderen Piquenieren in des Oberst Burgsdorf's Quartier, weil ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, daß er seinen Hauptmann erschlagen haben solle. Was aber das Wunderbarste dabei ist, so läßt der Offizier sagen und die 6 Piqueniere beschwören es, daß der Gottlieb Knorre den ganzen Nachmittag und Abend, ja bis Mitternacht bei ihnen gewesen, nicht einen Schritt aus der Citadelle gethan und gerade zur Zeit des Mordes mit der Gespannschaft unter einem Drillmeister die Pique geschwungen."

Die ausgelassene Laune der Kipper verstummte, und befremdet richteten sich alle Blicke auf den Bruder Torstensohn, der noch immer stumm und mit niedergeschlagenen Augen, mechanisch den Blasebalg bewegte.

„Du hast ihn selbst gesehen, Bruder Gallas?" fragte Peter Voorst.

„Selbst gesehen — und war dabei, wie er vom Obersten auf der Stelle verhört wurde."

„Hat dieser hier Aehnlichkeit mit dem Knorre?" fragte Peter Voorst mit furchtbarer Ruhe.

„Keine Spur! wenn der farbige Kurfürstliche Rock nicht wäre, auch nicht in der Kleidung. Man sieht's ja, das feine Hosenzeug, die vornehmen Stiefel, das trägt kein Piquenier."

Der Kipper hatte Recht. Nicht allein die Unterkleidung, auch die Form des Zwickelbartes, das Haar, der Anstand und das ganze Wesen des jungen Mannes widersprachen dem groben Monturkittel eines Piqueniers.

Die Stirn Peter Voorst's runzelte sich, die schwarzen Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, mit stechendem Blicke maß er den jungen Mann, winkte dann den beiden Kippern, die sich vorher schon bereit erklärt hatten, ihn zu erdrosseln und rief ihnen zu:

„So erdrosselt den Hund, der uns hier täuschen und betrügen will."

Mit Stolz und Ruhe antwortete der Beschuldigte: „Ich habe Euch nicht getäuscht. Wer von Euch hat es aus meinem Munde gehört, daß ich der Gottlieb Knorre sei — der Mörder des Hauptmanns bin ich — das habe ich nie geleugnet und jener Piquenier, den sie jetzt ergriffen, ist unschuldig. Wer ich bin, wollte ich Euch nicht sagen, jetzt aber, wo ich Euch geschworen, mögt Ihr es immerhin wissen, daß Gerhard von Queiß, Sohn des alten Geheimbderathes Seyfried von Queiß, Euer Mitschuldiger geworden. Was jener Mann da sagt, ist wahr, der Piquenier Gottlieb Knorre ist unschuldig, und war gar nicht im Hause des alten Rohloff, ich hatte eine Montur angezogen, um unerkannt dem Mädchen nachzustellen und fand den Hauptmann schon bei ihr. Wir kamen heftig aneinander und ich erschlug ihn."

Alle sahen sich fragend an. Der Sohn des ersten Kurfürstlichen Geheimbderathes hatte ihnen den Eid der Treue und Gewärtigkeit geschworen, und wollte ihr eigen sein. Keiner erinnerte sich, von ihm gehört zu haben, daß er sich Gottlieb Knorre genannt. — Was sollten sie thun?

Peter Voorst brach dieses Schweigen zuerst. „Also Ihr seid ein Herr von Queiß? desto besser! Ehe wir Euch aber vertrauen, müßt Ihr Euch gefallen lassen, eine Woche in diesen Kellern zu leben. Findet sich Alles, wie Ihr es angegeben, so seid Ihr frei und von dem Eifer, mit dem Ihr uns dient, soll es abhängen, ob wir Euch vielleicht ganz

von der Arbeit hier frei lassen, und nur Euren Beistand von Außen beim Hofe des Kurfürsten in Anspruch nehmen. Bringt ihn in das kleine Wohngewölbe und schließt ihn sicher ein!"

Schnell war der Befehl Peter Voorst's ausgeführt. Der junge Gerhard von Queiß sah sich kurz darauf in einem kleinen, gar zierlich und wohnlich eingerichteten Gewölbe, dessen kleine Fensteröffnung in der Höhe auf einen einsamen Hofraum ging, wo hohe Holzstöße aufgerichtet waren. Unruhig warf er sich auf das weichgepolsterte Lager, als die rasselnden Riegel ihm Kunde von seiner engen Haft gegeben und rang vergeblich nach Schlaf. — Das Bild der geängsteten Geliebten, des todtwunden Hauptmanns und des entsetzlichen Bundes, an den ihn in Zukunft sein Eid fesselte, schwebte vor seiner Seele und jede Hoffnung schien ihm geschwunden. Wie verhöhnend lachte ihn ein Tisch mit Speisen und einem gefüllten Weinkruge an und die ganze Einrichtung des kleinen Gewölbes, seine reinliche Nettigkeit und bequeme Ausschmückung kontrastirte seltsam mit dem Bewußtsein, daß es ihm ein Gefängniß sei. Nur spärlich drang mit anbrechendem Morgen ein heller Schein der aufgehenden Sonne durch das enge Luftloch hinter den Holzstößen, und die ermattete Natur besiegte endlich die geistige Aufregung des Jünglings. Die schweren Augenlieder schlossen sich und ein bleierner Schlaf forderte seinen Tribut von der überbotenen Kraft des Menschen.

IV.

Hoch stand schon die Sonne am Himmel, als Renata, die junge Gräfin von Schwarzenberg, aus dem schweren Schlaf erwachte, in dem sie seit ihrer gestrigen Ohnmacht gelegen. Zwei ihrer Frauen saßen vor ihrem Bette und hefteten mit ängstlicher Sorge ihre Blicke auf das bleiche Gesicht ihrer Gebieterin. Als sie aber die Augen aufschlug, riefen sie: „Gott sei gelobt, sie erwacht!“ Sogleich entfernte sich eine derselben, um dem Vater die Nachricht zu bringen und die andere war Renaten behülflich, aufzustehen, den Morgenrock anzulegen und mit frischem Wasser die matten Augen zu kühlen. Wie bewußtlos ließ die junge Gräfin mit sich machen, was man wollte, denn sie hatte nur für einen Gedanken Sinn. „Was ist aus ihm geworden?“ Als die andere Kammerfrau zurückgekommen war und gemeldet hatte, daß der Graf schon zum Kurfürsten herüber sei und bestellt habe, daß seine Tochter, wenn sie erwache, das Zimmer nicht verlassen solle, bis er mit ihr gesprochen, wurde Gräfin Renata ruhiger und versuchte in ihrer gewöhnlichen Arbeit, Halskrausen für den Vater zu sticken, fortzufahren. Nicht lange hatte sie so anscheinend ruhig, aber die Qual der Unruhe im Herzen, gesessen, als Catherina Rohloff schüchtern eintrat und sich nach dem Befinden der Gräfin erkundigte. Sie

blinkte mit den Augen, wenn es die beiden Kammerfrauen nicht bemerkten, und gab durch Zeichen und Winke zu verstehen, daß sie Renaten gern allein sprechen möchte. Ein Vorwand, ein Auftrag war bald gefunden und als sie sich allein befanden, rief Catherine:

„Ach Gott, ach Gott, gnädigste Gräfin! der Vater weiß, daß Ihr gestern in meinem Kämmerlein waret, als der böse Hauptmann mich ängstete. Er hat meinen Vater und mich gestern spät zur Nacht noch in seinem Closet verhört und hat mich gefragt, ob die Freundin — denn ich habe Euch nicht nennen wollen und gesagt, es sei eine meiner Freundinnen gewesen — ob sie nicht ein Kopftuch und einen Schleier getragen? Ich begreife nicht, woher er erfahren haben kann, daß —"

„Mein Vater weiß also", rief mit schmerzlichem Seufzer, Gräfin Renate.

„Du lieber Gott, und was er noch nicht weiß, wird er wohl bald genug erfahren. Meinen Gottlieb haben sie schon verhört; aber der konnte nichts sagen, und nun ist mir der auch gram, weil er hören mußte, wie sich Junker Gerhard und der Hauptmann in meinem Kämmerlein getroffen. Er meint, ich wäre eine böse Dirne, daß ich Verkehr mit einem anderen Piquenier und gar mit seinem Hauptmann gehabt und will mir die Ehe nicht halten. Du lieber Gott, was sind das Alles für schlimme Dinge und Zerwürfnisse."

„Weißt Du denn nicht, was aus ihm geworden ist, aus dem Herrn Gerhard von Queiß?“ fragte zitternd die junge Gräfin.

„Der hatte sich gestern zur Nacht auf den Wall geflüchtet und bei der Geschützlade die Nacht zugebracht. Heute Morgen aber bei Sonnenaufgang war er fort, und der alte Constabler, Herr Schwichow stellt sich, als ob er nicht wüßte, wo er hingekommen ist. Gebe nur der liebe Gott, daß er nicht in die Havel gestürzt, oder gar den Schweden in die Hände gefallen ist.“

„Wie geschah es nur, daß der Hauptmann von Arnheimb — — —?“

„Ach, das ist ein gar böser, gewaltiger Mann gewesen; er hat mir schon lange nachgestellt, seit der gnädige Herr Kurfürst hier ist und wie Gottlieb mich vorgestern in sein Quartier bringt, um die Erlaubniß zur Heirath zu holen, da sah ich es ihm schon an, daß er Schlimmes gegen mich im Schilde führe. Wie hätte ich aber denken können, daß er sich nicht scheuen würde, im Hause meines Vaters — — Ach Gott, der gute Vater ist auch ganz verdreht und wüst im Kopf von all' dem Unheil, — — und da kam er nun, wie Ihr gerade bei mir waret, und auf den jungen Herrn wartetet, und, — — nun Ihr habt ja selbst gesehen, oder doch gehört, was er mir anthun wollte; aber ich habe nicht geschrieen, weil ich Euch nicht verrathen wollte — ach du guter Gott,

wie mir dabei zu Muthe war, kann ich Euch gar nicht beschreiben. Ich dachte, wenn ich aus der Kammer fortliefe, würde er auch nicht darin bleiben, aber da muß das Unglück wollen, daß er Euch entdeckt und daß Herr Gerhard dazu kommt."

Gräfin Renate seufzte tief und schauderte zusammen, als sie des fürchterlichen Auftrittes gedachte. Die Rohheit des Hauptmanns, die plötzliche Erscheinung des Geliebten, der Wortwechsel Beider, der Kampf und das unglückliche, blutige Ende desselben, traten wieder mit der ganzen Kraft der Gegenwart vor ihre Seele und trostlos brach sie in Thränen aus. Vergebens wollte die arme Catherine ihr Trost zusprechen. Grausam hatte der Zufall das Geheimniß ihrer Liebe verrathen und sie in eine fürchterliche Begebenheit verwickelt, von der nicht abzusehen war, in wie mannigfaches Unglück die Betheiligten durch das seltsame Zusammentreffen so vieler Umstände und Personen gestürzt werden konnten. Unfähig, selbst etwas zu thun, um den drohenden Sturm zu beschwören, fühlte sie sich hülflos dem Drange der Begebenheiten gegenüber, und sann vergebens auf eine Möglichkeit, die ihr und dem Geliebten Rettung bringen könnte.

Da erklirrten die Fensterscheiben von einem Kanonenschuß. Erschreckt fuhren beide Frauen zusammen. Gleich darauf dröhnten die Wände des Zimmers von einem zweiten Schusse, der näher und wahrscheinlich aus der Festung zur Antwort gefal-

len war. Wilder Lärmen tönte alsobald von der Straße herauf. Das Angstgeschrei der Bürger, die ihre Häuser von den schwedischen Kugeln bedroht sahen, das Waffengeklirr der nach dem Walle eilenden Soldaten, und das immer raschere Aufeinanderfolgen der Kanonenschüsse ließ die Gräfin für den Augenblick der eigenen Noth vergessen. Sie eilte durch den Gang zu dem Zimmer ihres Vaters, der sich eben den Küraß anlegen ließ, um persönlich die Vertheidigung der Festung zu leiten. Mit liebevoller Sorge näherte sie sich dem Grafen, dieser aber achtete ihrer nicht, beantwortete keine ihrer Fragen, und eilte, sich auf das vor dem hohen Hause bereitstehende Pferd zu schwingen. Trostlos ließ er die Tochter zurück, da sie aus der Kälte und der absichtlichen Nichtachtung ihres Vaters erkennen mußte, daß er sie für strafbar halte. Auch Catherine hatte sie verlassen, um zu ihren Eltern zurückzueilen, deren Haus ja ebenfalls in Gefahr stand, von den feindlichen Kugeln zertrümmert zu werden. Und so befand sich Gräfin Renate allein — allein mit ihrem Schmerz — ihrer Angst — ihrer trüben Zukunft.

General Vannier, der sich mit seiner Armee von den Kaiserlichen unter General-Lieutenant Gallas bedroht sah, wollte versuchen, durch einen raschen und heftigen Angriff Spandau zu erobern, da er wohl wußte, daß er sich nicht lange ohne den Besitz dieser Festung in der Mark würde halten können.

Das Land war aufs Aeußerste gebracht. Mangel, Krankheit und das tiefste Elend hatten Städte und Dörfer entvölkert. Kein Pflug furchte mehr die brachliegenden Aecker, kein Schiff belebte mehr die Flüsse; nur in den Lagern herrschte noch Regsamkeit, wechselte Ueberfluß mit Entbehrungen aller Art, je nachdem die Feldherren ihre Truppen das Land durchziehen ließen. Seit dem Tode Gustav Adolph's hatten die Schweden aufgehört, durch Mannszucht sich auszuzeichnen; ihre Führer folgten verschiedenen Interessen, und nicht die Vertheidigung des protestantischen Glaubens, sondern politische Vortheile waren jetzt die Triebfedern ihres Handelns. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar kämpfte fern am Rhein um den Besitz von Breysach; General Wrangel, der unter Bannier stehen sollte, führte auf eigene Hand Krieg in Pommern und Meklenburg und wollte sich dem Oberbefehl Banniers nicht unterwerfen, Bannier selbst aber fühlte wohl, daß Sachsen und Brandenburg durch die jahrelange Mißhandlung des schwedischen Bündnisses überdrüssig wären und ohne die Mitwirkung dieser beiden Kurstaaten ein endlicher Sieg der Schweden unmöglich sei. Er hatte versucht, durch einige Kanonenschüsse die Festung vielleicht zur Uebergabe zu bringen, denn zu einer förmlichen Belagerung war er nicht vorbereitet, und ließ daher nur von einer Batterie auf dem Stresow Granaten in die Stadt werfen.

Auf dem Flügel-Bastion der Festung stand der alte Constabler Niclas Schwichow am Morgen dieses Tages neben seinem Geschütz. Jeden Augenblick gewärtig, drüben den Blitz eines schwedischen Kanonenschusses zu sehen, starrte er auf die Brustwehr gelehnt, nach der Gegend, wo jetzt das Vorwerk Ruhleben liegt; denn dort bemerkte er ein reges Leben, die gelb und blauen Federbüsche wehten dort von reichgallonirten Hüten, Harnische blitzten in der Sonne und Fußvolk zog sich aus dem Grunewalde her nach dem Stresow und der Spree hinunter. Die 4 Geschütze des Bastions waren geladen, die Stückknechte standen erwartungsvoll hinter denselben mit Ladeschaufeln, Wischern und Setzkolben versehen, während eine Lunte, an ihrem Stock in den Boden gesteckt, langsam niederschweelte. Unten am Walle, die Häuser entlang, zogen die Soldaten des Land-Regiments dem Havelthore zu, und die erwartungsvolle Stille Aller war das deutlichste Zeichen des nahenden Sturmes.

„Ecce! Meine Lämmer!" rief plötzlich der alte Schwichow. „Jetzt werden die Schwedischen Püchslein alsbald niesen und wir müssen ihnen dann ein höfliches Prosit sagen. — Dort hinter dem niedrigen Buschwerk haben sie 6 halbe Karthaunen aufgestellt, und eben kommt ein Reiter von jener Höhe herab, der seine Richtung dahin nimmt. Wenn ich mich auf den Casus belli verstehe, so bringt er derer Batterie entweder das Mandat zu feuern oder zum

Abzug. — Hände an die Lade! die Nachtigall dorthin auf den Abhang gerichtet, wo die Harnische so unruhig blitzen, die anderen Büchsen auf das Gebüsch! Praeter propter auf 1000 Schritt! — Ruhe dahinten!"

Rasch waren die Befehle des Constablers befolgt und Aller Augen hingen nun an den Lippen des Befehlenden, der aufmerksam jenen Reiter verfolgte, welcher der feindlichen Batterie zujagte. Kaum war er dort angelangt, als man eine besondere Geschäftigkeit hinter dem Gebüsch gewahrte und bald darauf blitzte ein Schuß auf. Der weiße Dampf ballte sich zusammen und zog, vom Winde getrieben, der Spree zu, die rechter Hand ruhig ihre Wasser der Havel zuwälzte. Noch ehe der Knall des Geschützes das Bastion erreichte, kommandirte der Constabler schon:

„Hände von der Lade! — Luntirer vor! — In Nomine Domini! Nachtigall! Feuer!" —

Schmetternd schlug der Geschützdonner an die Brüstung des Bastions und an die dahinter liegenden schlechtgebauten Häuser. Der Dampf wirbelte in die Höhe, und ein Kranz, aus weißem Qualm gebildet, ringelte sich schräg vor der Mündung des unbehülflichen Geschützes in die Luft.

„Ein gutes Signum oder Zeichen", murmelte der Constabler. „Seht da, meine Lämmer, wenn eine Büchse solch' Ringlein schießt, so ist das ein Merkmal, daß der Schuß laderecht und gottgefällig

war. Ich denke, die Herren Schweden da drüben werden mich loben. Jetzt die Hände gerührt! Was hält sich der lange Schlingel dort die Ohren? Denkt er, die Nachtigall singt nur zum Spaß? — 1stes Doppelkarthaun, Hand von der Lade! Luntirer vor! In Nomine Domini! Feuer!" —

Wieder antwortete ein Schuß dem feindlichen Feuer. Die Schwedischen Geschosse schlugen in die Stadt und richteten bedeutende Verwüstungen an, ohne indessen zu zünden, dagegen thaten die wohlgezielten Schüsse der Brandenburgischen Karthaunen den schlecht gedeckten Schwedischen Batterieen empfindlichen Schaden. Kaum eine Viertelstunde hatte das gegenseitige Schießen gedauert, als die Schwedischen Geschütze schwiegen, auch die Festung hörte auf zu feuern, es trat eine Stille ein, in welcher die Schweden wahrscheinlich erwarteten, eine Botschaft aus der Stadt kommen zu sehen. Als diese aber nicht erfolgte, bemerkte man deutlich, daß der Feind die Geschütze abfuhr und lange Reihen von Truppen dem Abhange gegen Lützow zu zogen. In der Festung war die Freude über diese rasche Beendigung der Feindseligkeiten allgemein und gab sich bei allen Bürgern, die aus ihren Häusern wieder auf die Straße eilten, unzweideutig kund. Auf die Kunde von dem Abzuge der Schweden in der Richtung auf Berlin, verließen 4 Compagnieen des von Burgsdorffschen Regiments Spandau und zogen langsam vorrückend über den Stresow hinter

dem Feinde her, um seine Bewegungen zu beobachten.

Der alte Schwichow verließ, sobald er diese 4 Compagnieen über die Havelbrücke marschiren sah, das Bastion, nachdem er seine Knechte belobt und darauf geachtet hatte, daß alles Geschütz-Zubehör wieder in die Lade verschlossen worden. Mit gravitätischem Schritt ging er durch die Straßen bis auf den Markt, in das bekannte Bierhaus, um dort, gleich einem gewissen Cincinnatus, wie er meinte, nach dem Kampfe der Ruhe zu pflegen. Der Hut jedes vorbeigehenden Bürgers lüftete sich, als er auf den Markt kam, wo große Lebendigkeit herrschte. Mit vornehmen herablassenden Gebehrden dankte er selbstbewußt, antwortete höchstens ein: Gratias! auf jede Frage nach seinem Befinden und trat in das niedrige aber geräumige Gastzimmer des Bierwirths Thomas Koller. Sein gewöhnlicher Platz an einer Ecke des Schenktisches war unbesetzt, da der Wirth viel darauf zu halten pflegte, daß seine täglichen Gäste auch ihre gewohnten Plätze fanden, und Herr Schwichow, der Constabler, ging daher geradesweges auf seinen Stuhl los, während ihn alle Anwesenden auf das Herzlichste willkommen hießen. Da das allgemeine Gespräch sehr natürlich sich nur um das eben Erlebte drehte, so wurde bei der Erscheinung des Constablers Alles still, und man erwartete nun von ihm die besten und zuverlässigsten Nachrichten. Dieser fühlte, was man von

ihm erwarte und ließ es um so mehr an sich kommen, da er um Alles in der Welt keine Gelegenheit hätte vorübergehen lassen, wo er die eigene Wichtigkeit zeigen konnte.

„Einen Krug, Thomas! Einen Krug, besonders frischen, Thomas! Hoffentlich ist das Bier von dem eben stattgefundenen Gewitter am Kriegshimmel nicht saurer geworden, als es sonst wohl hin und wieder zu sein pflegt."

„Ei bewahre, Herr Ober-Constabler! Ich habe Euch schon ein absonderlich frisches Krüglein abgezapft, als ich Euch durch das Fenster dort über den Markt kommen sah. Sauer? der Herr Ober-Constabler belieben wohl zu scherzen, das Bier des alten Koller ist nie sauer! Aber eine Scherzrede geziemt dem Helden wohl, und es kommt mir immer vor, als ob der kriegerische Löwe mit einem schüchternen Mäuslein spiele, wenn Ihr Euch in solchem Muthwillen ergeht."

„**Recte dicisti!**" erwiederte geschmeichelt und den langen grauen Schnauzbart vom Bierschaum säubernd, der Constabler.

„Und wir haben uns Alle schon gefreut, daß wir nun endlich etwas Genaues und Gewissenhaftes über die Schlacht erfahren werden."

„Hm!" —

„Ja, denn wer könnte wohl besser einen unerfahrenen Bürger von denen Kriegshändeln unter-

richten, als ein Mann, wie unser Herr Ober-Constabler, auch Büchsen-Aufseher."

„Hm!" —

„Ja! Ja! — und da wir schon öfter von Euch gehört haben, wie es im Felde zugeht, was Ihr immer ein Prüglium nennt."

„Proelium, Mann!" —

„Also Proelium, so dachte ich, Ihr erquicktet unsereins mit dem Manna Eurer Rede, und erzähltet uns, was draußen los gewesen ist."

„Hm! hm! Homunculus Koller! Seit wann ist es Sitte hier in einem öffentlichen Hospitium, daß die Gäste ihre Zeche mit Redensarten und Erzählungen bezahlen? Ich dächte, man könnte einem Krieger, atque bellator nach des Tages Last und Hitze einen kühlen Trunk in Ruhe gönnen! hm!" —

In ihrer Hoffnung getäuscht, zogen sich die Gäste auf ihre Plätze zurück, schüttelten den Kopf, zuckten die Achseln und setzten hinter den Krügen ihre vorige Unterhaltung fort. Der alte Schwichow ärgerte sich nun, daß jene so schnell aufgehört hatten, in ihn zu dringen und brummte, in den Bart: „Keine Lebensart, diese Spandauer!"

In der anderen Ecke des Gastzimmers war es unterdessen lebhaft geworden. Dort sammelten sich mehrere Gäste um einen Mann, dessen sonderbares Aeußere Jedem auffallen mußte, der ihn zum erstenmale sah, während er den täglichen Gästen des Bierschänkers Thomas Koller eine gewöhnlich be-

kannte Erscheinung war. Sein Anzug trug die deutlichsten Spuren des Mangels und der Entbehrung, obgleich er auf seltsame Weise buntscheckig und abenthenerlich war. Wams, Hose und kurzes Mäntelchen waren von ganz verschiedenen Farben und mit alten verschossenen Tressen besetzt. Der Hut ganz gegen die Sitte der Zeit, klein und mit bunten Hahnfedern geschmückt, saß ihm keck auf der einen Seite des ganz kurz geschorenen Kopfes. In den Ohren trug er messingene Ringe, die einen bunten Glasstein einfaßten, und der Schnurrbart war keck und zierlich nach oben in die Spitze gedreht, während der lange Kinnbart in schmale Zöpfchen geflochten, ihm fast bis auf die Brust reichte. Die bleichen Züge zeugten von Armuth und Elend, aber das Auge war lebendig, lustig, ja übermüthig. Zu diesem Mann nun kam Thomas, der Wirth, schob ihm einen Krug frischen Bieres zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Nun Herr Junker, Hanns von Stockfisch, wie ist es mit Euch, wo habt Ihr denn während des Proeliums gesteckt? Wohl in irgend einem Keller?“

Junker Stockfisch, der Hof-Komödiant des Kurfürsten, den der Graf von Schwarzenberg vor 11 Jahren mit einer Truppe Englischer Schauspieler an den Hof des Kurfürsten hatte kommen lassen, der aber durch den Krieg und die Verarmung des Landes längst außer Brod gekommen war und in Wirthshäusern seinen Lebensunterhalt erhielt, wenn

er die Gäste zu unterhalten wußte, verstand diesen Wink des alten Thomas nur zu gut. Der hingeschobene Krug Bier bedeutete so viel, als: kurzweilt meine Gäste, da der alte Constabler nicht mit der Sprache heraus will, und schnell war er bei der Hand, einen Versuch zu machen, ob er ihn nicht zum Sprechen zu bringen vermöge?

„In einem Keller? Was denkt Ihr von mir. Ich war auf den Wällen, wo jeder rechtschaffene Kurfürstliche Bediente hingehört und sah zu, wie die Karthaunen gelöst wurden. Auf der Potsdamer Seite ging es zuerst los. Da schossen sie, was das ——"

„Falsus, falsa, falsum!" rief der alte Schwichow da von seinem Tische herüber. Bastion Nr. 1 schoß zuerst, und wer es anders sagt, ist ein Homo fallax, ein Falsarius!"

„So? Nun mir war es, als ob mir das rechte Ohr zuerst dröhnte; aber wenn Ihr es sagt, Herr Schwichow, muß es wohl wahr sein, denn, wie es heißt, ist Euch gleich auf den ersten Schuß ein Stückknecht erschossen worden."

„Einen Setzkolben in das Lügenmaul, das solches sagt und behauptet. Nicht eins meiner Lämmer hat auch nur eine Schramme davon getragen. Doch ja, daß ich nicht lüge, dem Klempenow habe ich selbst mit diesem meinem trostreichen Hirtenstabe eins über seine Gehirnlade gegeben, als er den Spruch in nomine domini beim Lösen vergaß. Er wird wohl eine Schramme besitzen."

„Na, dann wird der wohl gemeint gewesen sein, Ihr habt Recht gethan, ihn zu züchtigen, denn zwei Hauptleute vom Land-Regimente meinten, das Bastion Nr. 1 schösse schlecht, weil —"

„Daß Dich ein Donnerwetter! Mein Bastion schlecht? Was versteht solch' Piquen-Volk von der Artolerey? — Thomas! noch einen Krug! Schlecht? Seht mir doch! Ich war der erste, der schoß, und durch meine Büchsen ist die Schwedische Batterie auf dem Stresow ruinirt worden. Bringt nicht solche Lügen unter die Leute, Herr Junker!"

„Ich erzähle nur, was man mir erzählt."

„Relato refera! Wer kann etwas erzählen, als unsereiner, der mitten drinn gewesen ist."

„Im Proelium", ergänzte der Wirth, der dem Junker vertraulich nickte.

„Ja im Proelium, und dem noch die Augen beißen vom Dampf, Dunst, Qualm, Kraut und Loth!"

„Das sage ich auch immer! Man sollte nur diejenigen wirklich etwas erzählen lassen, die dabei gewesen sind, aber es ist ihnen nicht zuzumuthen, nach des Tages Last und Hitze, denen bellatores, daß sie erzählen und von sich geben, was in Wahrheit geschehen ist, besonders beim Biere, obgleich man sagen könnte: „In cerevisium veritas!" rief mit erzwungenem Ernst der Junker.

„Solche Maulhelden, solche Kerle, die nichts verstehen, als mit der Pique drauf loszustoßen,

wollen über die Artolerey reden. Daß Euch das Wetter! — Hört zu! Ich werde Euch sagen, wie's ging und die Pest über jeden, der es anders sagt."

Nun war der alte Constabler im Zuge. Ereifert führte er das Wort ganz allein und erzählte Alles, was geschehen, so ausführlich als möglich. Die Gäste rückten immer näher zu ihm heran und hörten aufmerksam zu. Niemand unterstand sich, ihn zu unterbrechen, bis auf den Junker von Stockfisch, der jede Gelegenheit ergriff, um die Gäste zum Trinken anzuspornen, so daß der Wirth ihm zum Dank abermals einen frischgefüllten Krug und eine geröstete Schweinerippe mit etwas Brod und Salz hinschob.

So war das Gespräch im Wirthshause im besten Gange, als draußen vor der Thür der Hauptmann Hydde Hörenker hereinfragte, ob Constabler Schwichow hier sei?

„Hic praesens!" antwortete dieser, zog seinen Hut ab und trat an die Thür, um die Befehle des Hauptmanns zu empfangen.

„Des Kurfürsten hohe Gnaden haben befohlen, daß sämmtliches Volk von der Artolerey sofort nach Berlin abgehen soll. Oberst von Burgsdorf hat vom Grafen von Schwarzenberg das Kommando dort erhalten, weil die Schweden, wie berichtet wird, Berlin brandschatzen wollen. Auch das Land-Regiment marschirt in einer Stunde. Der Graf hat Euch dazu ausersehen, seine Tochter, die Gräfin

Renata nach Berlin zu bringen, sie soll die Gelegenheit benutzen, um unter dem Schutz der Regimenter Spandau zu verlassen. Macht Euch fertig, Herr Constabler!"

Junker Hanns von Stockfisch hatte sich während dieser Mittheilung auch herangedrängt und fragte den Hauptmann:

„Geht auch der Kurfürst nach Berlin, Herr Hydde?"

„Nein Herr Junker! Es sind wichtige Nachrichten aus Holland eingegangen. Seine Gnaden bleiben einstweilen noch in Spandau. Seyd nicht lässig, Herr Constabler, in einer Stunde steht Ihr im Hofe des Hohen Hauses, von wo die Gräfin abzureiten gedenkt. Ade!"

„Zur Zeit Ade! Herr Hauptmann!" Thomas noch einen Krug zu guter letzt. Wer weiß, wann ich wieder unter Euch sitzen werde, Ihr Herren!"

„Unser vortrefflicher Herr Schwichow", setzte Junker von Stockfisch mit einem Seitenblick auf den schäumenden Krug hinzu, der dem alten Constabler eben gebracht wurde, „hat einen ganz außerordentlichen und absonderlich ehrenhaften Auftrag bekommen. Denkt Euch nur, der Herr Statthalter hat ihn ausersehen, seine Tochter, die schöne Gräfin Renata nach Berlin zu geleiten, das ist eine Begebenheit, die ihres Gleichen nicht hat, seit es Statthalter und Constabler in der Mark giebt."

„Hm! Ihr seyd zu gütig, Herr Junker!"

„Nicht doch, es ist vielmehr ein Beweis des Vertrauens, welches nur einem so ausbündigen Manne, wie Ihr seyd, zukommt.“

„In der That, es scheint beinah — aber wollt Ihr Euch nicht aus meinem Kruge bedienen, Herr Junker — ich sage, es scheint beinah, als ob die Kriegs-Obersten und Feldhauptleute endlich einzusehen anfangen, daß nur in der löblichen Zunft der Büchsenmeister außer der valorem belli auch einiges an virtutem civilis vorhanden ist, was so viel als Treue und Glauben bedeutet.“

„So glaube ich auch mein werther Herr Constabler“, fügte Peter Voorst hinzu, der in das Gastzimmer getreten war und vertraulich dem Redenden auf die Schulter klopfte, „Ihr seyd ein Ehrenmann und ich denke, ein Vater kann in diesen bedrängten Zeitläuften nichts Besseres thun, als Euch seinen Sohn zur Erziehung in der Zunft zu übergeben.“

„Wenn er Lust zur Lade hat, Euer Sohn, so kann schon Rath dazu werden, Herr Voorst. Wir reden weiter davon, wenn ich von Berlin wieder zurück bin.“

„Im Gegentheil, Herr Constabler, wenn es Euch genehm ist, sprechen wir jetzt darüber, denn da Ihr in kurzem Spandau verlaßt, so möchte ich Euch den Jungen wohl mitgeben, hier thut er mir doch nicht gut. Kommt, setzt Euch einen Augenblick her zu mir, auf daß wir das Nöthige verabreden.“

Während Beide abgesondert Platz nahmen und eifrig mit einander sprachen, zog sich der Junker von Stockfisch mit den anderen Gästen an den Schenktisch zurück. Die Erscheinung Peter Voorst's war Allen unangenehm. Zwar wußte Niemand etwas Böses von diesem Menschen, aber sein stets ernstes finsteres Wesen, sein unerklärlicher Reichthum in dieser Zeit der bittersten Noth, und vor Allem der unverkennbar jüdische Schnitt seines Gesichtes verbreitete eine gewisse Scheu überall, wo er sich sehen ließ. Nur sehr selten sah man ihn in einem Wirthshause, meist lebte er einsam in einem stets verschlossenen Hause und die Gäste steckten daher verwundert und flüsternd die Köpfe zusammen, als Peter Voorst, der holländische Jude, wie das Volk ihn nannte, so plötzlich mitten unter ihnen erschien. Gewiß hätte der Junker von Stockfisch die Gelegenheit benutzt und die Anwesenden auf Kosten des seltenen Gastes belustigt, aber er hütete sich wohl, da er wußte, daß Peter Voorst öfter geheimes Gehör bei dem Grafen Schwarzenberg habe, was er von der Dienerschaft erfahren, zu der er sich gern in Küche und Keller hielt. Gern hätte er gehört, was jene Beiden so eifrig zusammen zu sprechen hatten, aber sie thaten so leise und heimlich, daß kein Wort bis zum Schenktische hinüber drang.

„Wie gesagt", fuhr Peter Voorst fort, „erst kürzlich aus Holland gekommen, macht mir der J..ge große Noth, da will ich ihn denn gewisser-

maßen zur Probe Euch mitgeben nach Berlin. Zeigt er Geschick zu Eurer Kunst, nun so mögt Ihr ihn zur Lade schwören lassen, wo nicht, laßt ihn los, Ihr werdet mich nicht undankbar finden."

„Laßt den Juvenis am Thore stehen, wenn wir ausziehen, er kann dann mit an die Lade treten."

„Auch möchte ich Euch bitten, die fahrende Habe meines Sohnes mit unter Euren Troß aufzunehmen. Ich weiß, Alles was zur Lade Eurer Hochlöblichen semper freien Zunft gehört, ist frei und darf nicht untersucht werden. Ich gebe dem Jungen allerlei schweres Geräth mit nach Berlin an meinen Bruder und in den harten Zeitläuften möchte ich nicht, daß ihm Schaden geschehe an seinem Eigenthum."

„Werde das Heergeräth Eures filii zur Lade legen und wehe dem, der sich unterstehen wollte, sie zu berühren."

„Nehmt meinen Dank im Voraus und diese 3 Holländischen Goldgülden als einstweilige Zubuße."

„Gratias, Herr Peter Voorst! Ade denn! Also in einer Stunde am Thor, pax vobiscum!"

„Ade! Herr Constabler!"

Feierlich den Hut lüftend gegen die Anwesenden, verließ der alte Schwichow das Haus. Peter Voorst warf ihm einen zufriedenen Blick nach, lächelte bedeutend vor sich hin und trat dann an den Schenktisch zu den übrigen Gästen.

„Einen Krug, Herr Wirth! Guten Gruß Ihr Herren und ein frohes Zusammensein. Weiß wer von Euch etwas Sicheres über das Unglück von gestern Abend, ich höre, sie haben den Mörder des Hauptmanns von Arnheimb gefänglich eingebracht."

„Ja! aber es ist nicht der Mörder, sondern ein anderer, der einstweilen entkommen ist", antwortete ein Bürger.

„Und sie werden ihn auch wohl nicht bekommen, denn man sagt, er sei zu den Schweden gegangen", sagte ein Zweiter.

„Die Jungfer Rohloffin ist die einzige, die weiß, wie Alles zugegangen ist, aber die hat der Graf Schwarzenberg ins Hohe Haus kommen lassen, kein Mensch weiß warum", fügte ein Dritter hinzu.

„Also wißt Ihr Herren nicht", rief der Wirth dazwischen, „daß der alte Rohloff vom Herrn Statthalter die Nachricht bekommen hat, seine Tochter müsse zum Verhör nach Berlin und würde vorerst wohl nicht wieder kommen."

„Das ist seltsam und ganz absonderlich! Was haben die Berliner mit einem Mord zu thun hier in Spandau?" riefen die Bürger aus.

„Also Graf Schwarzenberg hat die Rohloffin selbst holen lassen", fragte spähend Peter Voorst.

„Ja, ich habe es von einem Nachbar gehört, gleich nachdem das Schießen aufgehört."

„Ei, was ist dabei zu verwundern", meinte der Wirth, „die Rohloffin ist ja mit der jungen Gräfin bekannt und näht die feine Stickarbeit für sie, da wird der Graf sie bei der Gelegenheit mit nach Berlin nehmen."

„So, so, also bekannt ist sie mit der jungen Gräfin", wiederholte forschend Peter Voorst, „ja, dann ist es freilich kein Wunder. Wenn etwas dahinter steckt, und Gräfin Renate sich bei ihrem gestrengen Herrn Vater für das Mädchen verwendet, so wird die ganze Geschichte wohl niedergeschlagen und weder Huhn noch Hahn kräht nach dem todten Hauptmann."

„Das soll Gott wissen, daß dieser Graf und Statthalter eine rechte Geißel Gottes über unsere armen Marken ist. Recht und Gerechtigkeit tritt er mit Füßen und wenn einmal ein Mord geschieht, daß die Bürger sich doch freuen könnten und erholen von all' dem Drangsal an einem ordentlichen Gericht, da schlägt er den Handel nieder und Keiner getraut sich, ihm das lästerliche katholische Handwerk zu legen."

„Still Ihr Herren, um Gotteswillen", rief mit einem kläglich verzogenen Gesicht Junker von Stockfisch, „wollt Ihr den Statthalter verunglimpfen in Gegenwart eines Mannes, der, wie ich, heute früh in seiner Küche den ersten Inbiß gethan. Thut nicht so unrecht an meinem Hunger! Ich müßte mich ja schämen, wenn ich zu Abend mich

wieder einfinden wollte bei seinem Gesinde, mit Unbill gegen ihn in den Ohren und blinde Verehrung für ihn im Magen."

„Laßt Euch nicht mit unserem Junker hier in Wortgefechte ein, Ihr Herren", meinte Thomas Koller, „er stößt Euch mit seinen Späßen aus dem Sattel und am Ende hat doch immer der Recht, auf dessen Seite die Lacher sind."

Schwerlich würde das Begütigen des Wirthes dem Gespräch seiner Gäste eine andere Richtung gegeben haben, wenn nicht draußen auf der Straße das Wirbeln der Trommeln den Abmarsch des Land-Regimentes nach Berlin verkündigt hätte. Nicht lange dauerte es, so war das Gasthaus des alten Thomas leer und seine Gäste strömten nach dem Thore, um mit frohem Herzen die ungern bewirtheten Gäste aus der Stadt scheiden zu sehen.

V.

Vor dem tiefgewölbten Thore des Lynarschen Hauses hielt zu derselben Zeit ein Tragsessel von zwei Maulthieren getragen. 24 Stückknechte saßen und standen erwartend umher, während die Trommeln des abziehenden Land-Regiments schon immer ferner den Festungswerken zu wirbelten. An der Treppe, die zu des Grafen Zimmer führte, stand

der alte Schwichow und harrte seiner Schutzbefohlenen, der jungen Gräfin Renata, die wenige Minuten vor der, von ihrem Vater festgesetzten Abreise noch zu ihm beschieden worden war. Mit banger Furcht hatte die Tochter das Gemach des Vaters betreten, und erwartete seine Befehle, als sie sah, daß er noch mit der Durchsicht wichtiger Papiere beschäftigt war. Endlich wendete er sich zu ihr und sprach mit ernster, aber sichtbar tief bewegter Stimme:

„Renata, mein Kind! mein einziger Trost in den herben Trübsalen, die mich umgeben, höre mich ruhig an. Deine Blässe, dein niedergeschlagenes Auge sagt mir deutlich genug, daß Du des Vaters Blick zu scheuen, Ursach hast. Es ist unter meiner und Deiner Würde, das zu besprechen, was vorgegangen ist, ich will nichts davon erfahren haben, und durchschaue auch in der That das seltsam Verkettete nicht klar genug, um den Grad Deiner Schuld zu ermessen. — Still! Still! unterbrich mich nicht mit nutzlosen Betheurungen. Das Eine, was nothwendig ist, geschieht jetzt. Du gehst nach Berlin und lebst abgeschlossen in unserem Pallaste, in der Brüderstraße, bis ich selbst Dir nachkommen kann. Jede Spur dessen, was hier geschehen, was Dich schänden, mir Unehre bringen könnte, werde ich mit der Gewalt, die mein Kurfürst und Herr mir gegeben, vernichten, ja verlöschen aus dem Gedächtniß der Menschen. Also sei ohne Furcht, die Ehre unseres Hauses wird gerettet werden vor der

Welt; Du selbst sollst mir später, wenn Einsamkeit und Abgeschlossenheit Dir Nachdenken und Reue über das Geschehene gebracht, sagen, was ich zu denken, zu glauben habe. Bedenke es wohl, Du bist die Tochter des Grafen Adam von Schwarzenberg, bist Katholikin, und es lebt in den Marken kein Weib, daß sich Dir gleichstellen könnte. Du wirst unter der Obhut des alten Constablers Schwichow mit den Truppen Spandau verlassen, um Dich den Einwirkungen des Vorgefallenen zu entziehen. Wir sehen uns wieder, sobald der Drang der Zeit es erlaubt. Jetzt lebe wohl, meine Renata, mein Kind. Gedenke Deines Vaters, Deines Standes, Deines Glaubens! Lebe wohl!"

Keine Antwort wagend, fühlte Renata den Kuß des Vaters auf ihrer Stirn, benetzte seine Hand mit Thränen, und verbarg die weinenden Augen unter dem Schleier, als der alte Schwichow, auf ein Zeichen des Kanzlers, hereintrat, und seine Verhaltungs-Befehle empfing.

„Die Schweden haben den Obersten Jens von Hadersleb, der vor 2 Jahren schon so unbarmherzig in Berlin gewirthschaftet, abermals vor die Stadt gelegt, während Bannier uns hier in Spandau berannte. Das haben mir Boten aus Berlin hinterbracht. Kann Berlin sich nur halten, bis General Gallas mit Kaiserlichen Regimentern von Landsberg her zu Hülfe kommt, so ist es gerettet. Das Land-Regiment und 6 halbe Karthaunen unter

Deinem Kommando, auch 100 Lehnpferde marschiren auf dem diesseitigen Ufer der Havel bis gegenüber Heiligensee, setzen dort über und werfen sich dann über Tegel durch das Spandauer Thor in Berlin. Dieser Umweg ist nothwendig, damit Haderslef, der die Stadt von der Köpenicker Seite berennt und ängstigt, Euch nicht den Weg verlegt. Bannier selbst ist über Köpenick nach Küstrin gegangen und zieht sich wahrscheinlich nach Pommern zurück. In Berlin angekommen, befährst Du mit Deinem Geschütz die Wälle und thust, wie Du hier gethan als tüchtiger Brandenburgischer Kriegsmann, der dem Kaiser geschworen. Die Gräfin Renata wirst Du besonders behüten und in Obhut nehmen! — Ade! Fahre wohl und hüte mein Kind, wie Deinen Augapfel."

„Optime!" war die einzige Antwort des alten Constablers; er gab sich Mühe, eine höfliche Miene anzunehmen, was ihm um so schwerer wurde, als er es lange nicht gethan, bot der Gräfin ungeschickt die Hand, führte sie die Treppe hinunter und wäre beinahe kopfüber voran gestürzt, als er die Füße zierlich setzen wollte, wobei aber der lange Degen, das spanische Rohr, der große Hut und das Führen der Gräfin gewaltige Hinderung verursachten. Kaum im Thorwege angekommen, fand er sich seinen Stückknechten gegenüber wieder in seine gewohnte Art, handete die Gräfin bis zum Tragsessel, setzte dann den Hut auf und kommandirte:

„In Ordnung, meine Lämmer! Valgame Dios, wie es bei den Spanischen Büchsenschützen heißt, 12 vor, 12 hinter die Maulthiere! Ich stelle hiermit selbigen Sessel sammt seinem hochgräflich weiblichen Inhalt unter den Schutz der Lade. In Nomine Domini! Vorwärts!"

Der kleine Zug bewegte sich so dem Thore entgegen, an welchem die 6 Halb-Karthaunen, jede mit 18 Pferden bespannt, die Munitionskarren und Vorrathswagen, so wie die übrige Mannschaft der Ankunft des Constablers harrten. Obgleich im Range unter dem Büchsenmeister-Hauptmann, der den ganzen Zug kommandirte, hatte der Constabler Schwichow doch als Aufseher der Geschütze in der Festung eine Bedeutung, die ihm das eigentliche Kommando verschaffte, während der Büchsenmeister-Hauptmann schon mit den Capitains des Land-Regiments voraus geritten war. Eine Wache vom Burgsdorfschen Regiment, welches zurückblieb, stand am Thore aufmarschirt, um den abziehenden Truppen die Ehre zu geben und unter ihnen der Piquenier Gottlieb Knorre, der verächtlich vor sich ausspuckte, als er neben der Gräfin Renata im Tragsessel seine verlobte Braut Katharina Rohloff sitzen sah, die vergeblich mit Blicken und Winken dem Geliebten ihre Treue und Unschuld versichern wollte. Sie brach in heftiges Weinen aus, als sie sah, daß sie Spandau verlassen müsse, ohne sich wenigstens bei dem gerechtfertigt zu haben, der sie nach dem

äußeren Schein für treulos halten mußte. Als die Maulthiere in dem dunklen Festungsthore verschwanden, schloß sich das erste Geschütz ihnen an, und in diesem Augenblicke erschien Peter Voorst, Niemand wußte woher, mit einem jungen Mann in der vollständigen Montur eines Stück-Junkers, während 4 Männer eine schwere mit Eisen beschlagene Truhe ihm nachtrugen. Peter Voorst trat an den Constabler heran, der mit prüfendem und wohlgefälligem Blicke die Geschütze eins nach dem anderen abfahren sah, und stellte ihm den neuen Stück-Junker vor, während er auf die schwere Truhe zeigte und sich einen Platz für sie in den Vorrathswagen erbat, weil sie die fahrende Habe des jungen Mannes enthielte. Ohne sich viel um den Neueintretenden zu bekümmern, wies er ihm seinen Platz im Zuge an, zeigte auf einen der Vorrathswagen, auf welchen die Männer sofort die Truhe luden und dann sich unter die gaffende Menge verloren.

„Heda! pro dolor! Was macht denn die dritte Karthaune? Will der Bauernknecht wohl die Pferde antreiben. Glaubt er, er hat eine Egge hinter sich? — so, so! Dort hin, junger Herr van Voorst, — dort hin! und aufgepaßt, wenn die Räder in dem verdammten Pflaster stecken bleiben. Ordentlich angefaßt! — So! jetzt bin ich zu Euren Diensten, Herr Peter Voorst! — Nun? wo ist er denn hingekommen? — Weg! wie weggeblasen! — 4te Karthaune vorwärts! — item da steckt das Rad fest!

Wollen die Kerle wohl anfassen. Den Stein weg! denn Cessante causa, cessat effectus! — so, so! meine Lämmer! 5tes Karthaun vorwärts! Hat Euch ein Schweden-Donnerwetter zu nahe an das 4te Karthaun? Gebt Acht und seht wohl zu, daß ich Euch nicht krumm an die Lade schließen lasse. 6tes Karthaun vorwärts! — So! jetzt Klempenow mein Pferd! Sind mir die Reiter-Stiefel doch ordentlich ungewohnt. Heda! Die Packwagen fahren nach!"

„Erlaubt, Herr Constabler", fragte in diesem Augenblick der Feldwaibel der Burgsdorfschen Thorwache, „was war das für eine schwere Truhe, die eben von vier unbekannten Männern auf den ersten Packwagen geladen wurde. Wir haben strengen Befehl, nichts an schweren Kisten, Truhen, auch Säcken passiren zu lassen, wegen des Kipper- und Wippergeldes."

„Erlaubt, Herr Feldwaibel", erwiederte im gröbsten Tone, den er nur finden konnte, der alte Schwichow, „danach hättet Ihr fragen sollen, ehe der Kasten aufgeladen war, jetzt gehört er zur Lade und geht Euch nichts mehr an. Kennt Ihr die Artikelsbriefe der Artolerey. — Nicht? — Thut mir leid um Euch! allda steht geschrieben, Artikel 55: item, wenn ein Büchsenmeister oder Handlanger von einem unreifen, grünen, halbfertigen, spürnasigen Miles cum picum nach etwas gefragt wird, was ihm dumm oder unzeitig vorkommt, so läßt

selbiger ihn stehen und geht weg! Also werde ich thun! 1ster Vorrathswagen vorwärts! Handlanger die Hebebäume zur Hand! und drauf geschlagen, wenn Fußvolk an die Lade will. Ade! Miles miserabilissimus!"

Der Feldwaibel wagte es nicht, dem alten eigensinnigen und auf die Vorrechte seiner Zunft haltenden Schwichow gegenüber auf seinem Verlangen zu bestehen und bald hatte auch der letzte Wagen das Thor verlassen, welches sich in seinen schweren Angeln sofort knarrend wieder schloß. Die Thorwacht stellte die Hartschen an die Wand, und trat in die Kasematte, die Zuschauer verliefen sich und bald herrschte wieder die frühere Stille in der Stadt. Peter Voorst hatte nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach ernster Berathung mit seinen Helfershelfern für gut befunden, den jungen Gerhard von Queiß unter dem Namen seines Sohnes vor der Hand aus Spandau fort und nach Berlin zu schaffen, bis die Verhältnisse sich aufgeklärt und günstig für das Wiedererscheinen desselben sich gestaltet haben würden. Er benutzte die Gelegenheit, gewann den alten Schwichow und sandte gleichzeitig eine Summe von 3000 Thalern falschen Geldes nach Berlin zu einem dortigen Hehler der Bande, der die Mittel und Wege kannte, das falsche Geld im Lande unterzubringen. Froh über das Gelingen des verwegenen Planes, eilte er in sein Haus zurück, das durch seine Keller mit der Werk-

statt der Falschmünzer in Verbindung stand. Seit Gerhard von Queiß sich ihm genannt, waren dunkle Erinnerungen in ihm wach geworden, diesen Namen in alten Papieren seiner Vorfahren oft gelesen zu haben. Es war ihm, als stände dieser Name mit wichtigen Begebenheiten in naher Beziehung, durch welche sein Urgroßvater, der Kämmerer und Münzmeister des Kurfürsten Joachim des 2ten, Lippold, vor langen Zeiten gestürzt und schmählich hingerichtet worden war. Er benutzte daher die jetzt eingetretene Ruhe, aus einem alten bestäubten Schranke einige sorgfältig aufbewahrte Bücher und Papiere hervorzusuchen, prüfte ihren Inhalt und lächelte schadenfroh, als er die Wichtigkeit erkannte, welche der Besitz dieser Papiere für die Familie der Queiße haben müsse. Rasch zog er sich die wichtigsten Notizen aus, überblickte die ganze Verkettung sonderbarer Begebenheiten, die seinen Vorfahren gestürzt, die Queiße aber erhoben hatten, noch einmal, prüfte, welche Vortheile sich daraus für die Gegenwart gewinnen lassen würden und verschloß dann vorsichtig den gefundenen Schatz wieder in jenen Schrank, dessen Inhalt außer ihm keine lebende Seele kannte.

Am Abende dieses Tages stand Peter Voorst in dem Closet des Geheimderathes von Queiß, von welchem er sich in wichtigen Angelegenheiten Gehör erbeten hatte. Erstaunt, diesen Menschen bei sich zu sehen, den der würdige Staatsmann als einen

Spion des Kanzlers kannte, welcher aus Holland und aus den Cleveschen Ländern seinen Beschützer mit Nachrichten über den Kurprinzen Friedrich Wilhelm, wahrlich nicht zu Gunsten dieses hochherzigen Prinzen versorgte, fragte er kurz nach dessen Begehren und zeigte durch sein ernstes gemessenes Wesen, daß ihm die Gegenwart dieses verdächtigen Menschen keine angenehme sey.

„Möchte ich Nachsicht bei Euer Gestrengen finden", begann mit siechender Freundlichkeit Peter Voorst, „wenn der Antheil, den ich an dem Wohle der achtbaren Familie nehme, deren Oberhaupt Ihr seyd, mich so dreist gemacht hat, Eure kostbare Zeit für einen armen holländischen Kaufmann in Anspruch zu nehmen, der dem Kurfürsten und seinen ehrsamen Räthen gern nützt, wo er kann."

„Ich weiß, Herr Voorst, durch Eure Hände gehen die Berichte, welche uns vom Rheine über unseren Durchlauchtigen Kurprinzen zugehen. Gebe Gott, daß sie nicht noch größeres Unheil anrichten, als sie schon angerichtet haben."

„Nur was mir berichtet wird, berichte ich wieder, Herr Geheimderath, aber es ist freilich nicht das erstemal, daß meine Familie für das Gute, was sie den Marken und ihren Fürsten gethan, schwer verdächtigt worden ist. Mein Glaube heißt mich, mit Geduld tragen die Ungerechtigkeit, die schon meine Väter getragen vor mir, aber es steht keiner so niedrig, daß er nicht nutzen oder schaden

könnte den Mächtigen dieser Erde, die mit Stolz herabsehen auf das verfolgte und schwer geprüfte Volk Gottes."

„Aus Euren Reden zu schließen, seyd Ihr ein Jude? Aber gleichviel, was führt Euch zu mir."

„Zunächst Euer Sohn Gerhard, der gestern den Hauptmann von Arnheimb erschlagen, sich die Nacht bei mir verborgen und heute Vormittag von mir auf sicheren Wegen nach Berlin geschafft worden ist — —"

„Du lügst, Mensch! Mein Sohn sollte? — Aber nein! Komme ich nicht so eben von dem Kanzler, der mir deutlich genug zu verstehen gegeben hat, daß er selbst in dem Hause des alten Rohloff bei einem hübschen Bürgermädchen gewesen sei, und dort im Streit den Hauptmann ermordet?"

„Der Graf Schwarzenberg selbst?" wiederholte erstaunt Peter Voorst.

„Allerdings! Ist er nicht in dem Mantel und der Pickelhaube eines Piqueniers ergriffen worden? Er selbst leugnet es gar nicht, und scheint sogar zu wünschen, daß es unter die Leute komme."

„So habe ich nichts mehr zu sagen, Herr Geheimbderath! — Das eine aber wißt: Der Graf war es nicht, wohl aber Euer Sohn Gerhard. Das hübsche Bürgermädchen aber war — — doch nein! — Glaubt mir oder glaubt mir nicht, Euer Sohn hat sich mir als den Mörder genannt; ich habe ihn beherbergt, geschützt und aus der Stadt

geholfen. Hat er mich getäuscht, so mag Gott ihm die Angst vergeben, die er mir gemacht. Was könnte ihn auch bewogen haben, heute mit dem Land-Regimente heimlich aus Spandau zu entweichen?"

„So ist Gerhard wirklich fort?"

„So gewiß als ich hier vor Euch stehe!"

„Herr Peter Voorst, treibt nicht Euer Spiel mit der Angst eines Vaters!"

„Gelüstet es Euch nach Ueberzeugung, so reitet den Truppen nach; sie marschieren über Heiligensee durch den Tegeler Forst, in dem sie wahrscheinlich übernachten."

„Das will ich, aber Ihr begleitet mich; denn wenn Ihr wahr gesprochen, so soll mein Dank — —"

„Verspart Euch den, bis ich Euch Wichtigeres erwiesen. Hört mich an, Herr von Queiß. Durch meinen Urgroßvater, den Kämmerer Lippold, der als Mörder seines Herrn, des Kurfürsten Joachim II., schmählich und unschuldig hingerichtet worden, bin ich im Besitz wichtiger Papiere, die Eure Familie betreffen. In meiner Macht steht es, Euch große Freude oder schweres Leid zu bereiten. Nehmt diese Papiere, es sind Abschriften und Auszüge ächter Dokumente. Leset sie aufmerksam durch, prüft danach, ob ich Euer Freund sein will oder nicht, und sagt mir Euren Willen, wenn ich um 9 Uhr komme, um Euch auf Eurem Ritt nach Heiligensee zu begleiten. Ihr werdet mich anders empfangen,

als Ihr mich vor einer halben Stunde empfingt, dessen bin ich gewiß. — Ade! Herr Geheimbde Rath."

Erstaunt die erhaltenen Papiere betrachtend, entließ Herr von Dueiß nur mit einem Kopfnicken den räthselhaften Menschen, vor dessen widrigem Wesen er eine unerklärliche Scheu fühlte, und begann, sobald er allein war, die Durchsicht der Papiere. Mit jeder Zeile stieg der Antheil, den er an ihrem Inhalte nahm, und kaum traute er seinen Augen, als er Folgendes las:

1.

Verzeichnuß

derer Geschenke, Gaben auch Angebinde, welche des Kurfürsten hohe Gnaden an Freifrau Ursula von Dueiß zu unterschiedentlichen Zeiten zu machen für gut befunden.

Anno Domini 1546 begonnen, auch folglich fortgesetzet.

1) Primo Ianuario: Ein roth geblümter Schanzläufer mit edlem Fuchspelz verbrämt, als Neujahrsgabe . . . . . 35 Thaler 3 böhm. Groschen.

2) Am 12ten des Monats May: Ein gülden Schaukettlein mit Schlössern und Haken von eitel Rubin . . . . . 100 Goldgülden.
(Wurde ihr ohne Vorwissen ihres Eheherrn von meinem Knecht Jedidjah gereicht.)

3) Am 15ten desselbigen Monats: 50 Rosenobles, (da sie ein kostbar Geschmeide nicht annehmen wollen, aus Furcht vor ihren Eheherrn) . 50 Rosenobles.

4) Am 2ten des Heumonats: Ein rosa seidene Kontusche, auch Kleid und Hauben von Silberglanz, anzuziehen wenn sie die schöne Gießerinn und die Sydowen besuchet . . . 52 Goldgülden.
(Ist aus Holland gekommen.)

5) Am 12ten des Erndtemonds: Abermahls 50 Rosenobles, von wegen des gestrigen Versprechens. . . . . 50 Rosenobles.

6) Am 14ten desselben Monats: Kettlein, Gürtelspange, Armringe, Halsgeschmeide, Riechfläschlein und Bisampüchse von getriebenem Golde zur Aufwartung bei der Frau Kurfürstin hohe Gnaden . . . . . 200 Goldgülden.
(Arbeit eines Goldschmieden aus Italia. Quittung liegt ad M. 3.)

2.

Copia

eines Schreibens de dato Berlin den 15ten November 1545. an den Freien von Dueiß, von des Kurfürsten hohe Gnaden.

Ehrsamer, auch lieber Getreuer!

In Verfolg Unserer gnädigen Gesinnung, versehen Wir Uns des gnädigen Entschlusses, Euch sofort nach Dresden an das Hoflager des Kurfürsten

von Sachsen Durchlaucht zu senden, wegen derer entstandener Differenzen auch Mißhelligkeiten an den Grenzen derer Marken. Beiliegende Acta werden Euch des Näheren mit der Obliegenheit bekannt machen. Nöthig ist jedoch die dringliche Abreise und schnelle Ankunft in Dresden. Was Euer eheliches Gemahl, die Freiin von Dueiß betrifft, so kann diese einstweilen an der Kurfürstin Gnaden ihrem Hofe verbleiben und unter guter Obhut stehen, bis Ihr das Negozium zu Unserer landesherrlichen Zufriedenheit ausgeführt und beendet.

Verbleiben Euch in Gnaden gewogen

Joachim, Kurfürst.

Ad Marginem. Mußte ich ohne Vorwissen des Herrn Kanzlers Distelmeyer ausfertigen und absenden.

3.

In Nomine Domini!

Wir, Abt, Guardian und Religiosen des Klosters Corin bekennen, bezeugen und versichern hiemit:

daß am 6ten October 1514. bei dem Pförtner unseres Klosters sich ein kleines Kind in Windeln, männlichen Geschlechtes und gesunden Aussehens auf der Schwelle liegend gefunden, welches ein schwer goldenes Cruzifixlein bei sich gehabt und einen Zettel auf der Brust getragen, auf welchem die Worte gestanden:

Leberecht eines Bauern Sohn aus Cöpenik. Christliche Münche, erbarmt Euch des Kindleins, erzieht es im Glauben und bewahrt das Cruzifixlein wohl, denn einst wird Nachfrage geschehen nach dem Pfunde, welches wuchern und gedeihen mag in Euren Händen:

Da nun Abt, Guardian und Religiosen, nicht wissende, was in einem Münchskloster mit einem solchen annoch säugenden Knäblein anzufangen sei, sich keines Raths gewußt, kam Ritter Gottlieb Kemphahn von Queiß, der nächtlich im Kloster geherbergt hatte und erbarmte sich desselbigen. Er versprach es zu sich zu nehmen als seinen Sohn, weil seine Gemahl unfruchtbaren Leibes sei, welches ihm derohalben und in Betracht seiner Wohlthaten, die er dem Kloster gewährt hatte, sofort zugebilligt wurde; so daß also der Findling, Lebrecht benamset, als ein Freier von Queiß an- und zu Ehren aufgenommen ist. Das Cruzifixlein, die Windeln und sonstigen Kennzeichen wurden jedoch im Kloster zurückbehalten.

Anno Domini 1514, am 7ten des Oktobers.

Abbas. Johann Wellmert

(L. S.) et sequens die Unterschriften der Münche.

4.

Gutachten

des Astrologen und Doktoren der Chiromantie Pe-

dro Santorius in Sachen der Möglichkeit in wiefern der „böse Blick" eines Menschen wohl einem andern den Tod bringen könnte. De Dato Cöpenick den 12ten July 1550.

„Auf das Begehren des Münzmeisters auch Kämmerers Sr. Churfürstl. Gnaden, Lippoldii, habe ich mich nicht entbrechen können im vorliegenden Falle der Tödtung eines zweiten Kindes, durch den „bösen Blick" seiner Mutter, Folgendes der Wahrheit gemäß zu bezeugen und auszusagen. Es ist dieser „böse Blick" ein Superstitio derer slavischen Völker, welche behaupten, daß einer, auf dem der Fluch eines Menschen, Vorfahren oder sonst Verwandten ruhe, mit einer sonderbaren Kraft des Auges begabet werde, welche sich durch das Tödten desjenigen Gegenstandes, welchen der also Behaftete am meisten liebet und veneriret, kund giebet, ohne daß man ein äußerliches Zeichen des Auges gewahr würde, außer etwa ein bedrohliches Zucken derer Wimpern und eine seltsamliche dunkle, feurige aber auch wäßrige und merkurialische Glut desselben. Die Fälle dergleichen „bösen Blickes" sind hier Orts zwar selten und kommen vorzugsweise bei denen illyrischen, dalmatischen und überhaupt allen Völkern vor, die wie Böhmen, Serbier, Polen und Wenden von Slavoniern abstammen, doch sind mir Vorkommenheiten in der Lausitz, dem Oderbruch, und dem altwendischen Oberlande bekannt, welche dessen Existenz auch in hiesigen Marken un-

zweifelhaft darthuen. Wenn nun in dem Falle, welchen mir der sehr venerirte Herr Münzmeister Lipoldus jedoch mit Verschweigung der Namen solcher Personen, zur Begutachtung mitgetheilt, sich erweisen läßt, daß die Patientinn, welche mit dem bösen Blicke behaftet ist, von slavischem Abkommen ist, das heißt von solchen Eltern stammet, wenn auch nur einerseits, so kann ich nach Maßgabe meiner Forschungen nicht verläugnen, daß das zweitgeborene Kind, da es, nach Aussage des Species facti in Sünden empfangen und geboren worden ist, wohl an dem „bösen Blick" seiner Mutter ohne andere medicinsche Ursache verstorben sein kann. Auch bin ich erbötig, wenn mir Stunde, Tag und Monat der Geburt, das Wetter zu selbiger Zeit, so wie die Vornamen derer Patientinn gegeben werden, ein Horoscop für sie und ihre Nachkommen zu stellen nach allen Regeln der sehr geheimen und untrüglichen Wissenschaft Astrologia, zu der ich mich bekenne.

Pedro Santorius, Astrologus.

Ad marginem. Gehört mit zu denen von Queißischen Papieren den Tod des zweiten Söhnleins der Ursula von Queiß, Joachim genannt, betreffend, und findet sich das gestellte Horoscop ebenfalls unter M. 12.

5.

Schreiben

des ehemaligen Abtes vom Kloster Corin, Johannes Wellmert aus Cöln am Rhein, im Jahre der Gnade 1542., an den Churfürsten.

Ad marginem. Kam glücklicher Weise nicht in des Churfürsten Hände, sondern blieb mit denen beiliegenden Aktenstücken in meinem Gewahrsam.

L. p. d.

Gnädigster, auch mächtigster Churfürst und Herr!

Obgleich durch die Zeitläufte und die immer mehr um sich greifende neue Lehre aus dem Kloster vertrieben, welchem ich als Abt in Ehren vorgestanden, auch durch den öffentlichen Beitritt Euer Churfürstlichen Gnaden entmuthigt und der Hoffnung beraubt, je wieder in mein verwaistes Kloster als Hirt einer verlassenen und zerstreuten Heerde einzutreten, kann ich doch nicht umhin, auf meinem schweren Siechbette, von dem ich nach allem menschlichen Ermessen nicht wieder erstehen werde, Euer Churfürstlichen Durchlaucht einen Fall vorzutragen, der mein Gewissen beunruhigt und mich schwer beängstigt. Aus beiliegendem Testimonium de dato Corin 1514. werden Euer Churfürstlichen Durchlaucht ersehen, was sich dort mit einem angeblichen Findelkinde begeben, welches der Freie Kemphahn von Queiß an Sohnes statt zu sich genommen. Selbiges Kind war aber keines Bauern

Sohn aus Cöpenick, sondern das eheleibliche Kind der Gräfinn von Thumb, welches sie auf der Reise nach dem wunderthätigen Muttergottesbilde unseres Klosters, insgeheim in der Gastzelle desselben geboren. Die Frau Gräfinn ließ mich, den Abt, nach geschehener Erlösung von ihrer Leibesfrucht zu sich entbieten und eröffnete mir, daß ihr Ehegemahl, der Graf von Thumb, einen Schwur gethan, wenn sie ihm nach dreien Söhnen abermals einen Sohn zur Welt bringen würde, welcher den Erstgebornen das Erbtheil noch mehr schmälern müsse, so wolle er sie verstoßen und das Kind mit ihr. Als sie sich daher gesegneten Leibes gefühlt, sei eine Angst über sie gekommen, daß sich erfüllen möchte, was ihr Eheherr gedroht und habe daher eine Pilgerreise nach Corin unternommen. Nun habe der Himmel sie abermals eines Knäbleins genesen lassen und in ihrer großen Bangigkeit wisse sie nicht was zu thun. Dies war eine traurige Lage der Sache und suchte ich vergeblich nach Rath. Da bat und beschwor mich die Gräfinn, ich möge den Knaben bei mir behalten und im Kloster erziehen. Ich gedachte aber des Aergernisses, welches in der Meinung der Leute aus einem solchen Vorfall entstehen könnte, und beschloß, das Kindlein selbst unter dem Vorgeben eines Bauersohnes aus Cöpenick, an die Pforte des Klosters auszusetzen. Was fürder geschehen, besagt beregtes Testimonium des Weiteren. Ich bedachte mich nicht dem Freien von Queiß den jungen Gra-

sen von Thumb zu übergeben, weil ich hoffte, daß die Zeit den Sinn des alten Grafen ändern würde, was aber nicht also geschehen ist. Aus den zunächst beiliegenden Akten werden Eure Churfürstliche Durchlaucht ersehen, wie die Gräfinn, wohlunterrichtet von dem glücklichen Stande ihres Söhnleins, früher starb als ihr Eheherr, der Graf, wie sie ferner die Dokumente im Kloster niedergelegt, welche die eheleibliche und rechtmäßige Abkunft des sogenannten Junkers Leberecht von Queiß von denen Grafen von Thumb vollgültig beweisen, wie ferner erst der Graf Thumb selbst, dann kurz nacheinander zwei seiner Söhne gestorben, der dritte aber im Besitz der großen gräflichen Erbgüter gelangt ist, und endlich wird Eurer Churfürstlichen Durchlaucht bewußt sein, daß bei dem Absterben des letzten kinderlosen Grafen Vizthum von Thumb, die Güter an den Churhut gefallen und zwei davon dem Kämmerer und Münzmeister Lippoldum zur Verwaltung übergeben worden sind. Da ich nach meiner Austreibung aus dem Kloster wohl erfahren, daß der von Queiß, oder eigentlich Graf von Thumb, in den Besitz derer Queißischen Güter, so wie des von Köfferitzschen Gutes bei Nauen gesetzt worden ist, so wollte ich nicht hervortreten mit denen, in meinem Verwahrsam befindlichen Dokumenten. Jetzt aber, wo ich bald vor dem Richterstuhle des Allmächtigen stehen werde, kann ich selbige nicht länger zurückhalten und lege sie sämmtlich in die Hände Eurer Churfürstlichen

Durchlaucht, damit der Churhut sich eines Besitzthums entäußere, welches ihm im Unrecht zusteht, denn der Freie Lebrecht von Queiß ist der rechtmäßige Besitzer aller Graf Thumbschen Güter.

Ad marginem. Soll, so lange ich lebe, wahrlich nicht dem Churfürsten zu wissen kommen; den Queiß noch einflußreicher machen — nimmermehr! — Wollens aufheben und die Zeit sich erfüllen lassen. L. p. d.

Hier endeten die Papiere, deren Durchsicht den Geheimbden Rath wunderbar angezogen und gefesselt hatte. Was er nur aus unbestimmten, undeutlichen Andeutungen seines Vaters, der, wie er selbst Kurfürstlicher Rath unter Joachim Friedrich gewesen war, sich erinnerte, sah er hier plötzlich in ganzer Klarheit sich entfalten, und wichtige Aufschlüsse, ein wunderbares Licht auf manches Dunkle in den Verhältnissen seiner Familie werfen. Ungeduldig erwartete er den Mann, durch den ihm diese Aufschlüsse geworden, und als er erschien, empfing er ihn mit Rücksicht und Aufmerksamkeit. Schon im Reitkleide, und gerüstet für die Begleitung des Geheimbden Rathes, trat Peter Voorst in das Zimmer, und seiner Zuversichtlichkeit konnte man ansehen, daß er die Wirkung der mitgetheilten Papiere berechnet. Nicht er war es jetzt, der das Ge-

spräch begann, im Gegentheil beschränkte er sich nur darauf, die Fragen zu beantworten, welche der Geheimbde Rath ihm vorlegte.

„Und die Original-Dokumente dieser Copien sind wirklich sämmtlich in Eurer Hand, Herr van Voorst?"

„Sämmtlich, und noch wichtigere, die ich zur Zeit noch nicht für Euch abschreiben konnte."

„Und was beabsichtigt Ihr damit?"

„Sie Euch zu überantworten, wenn Euch an dem Besitze etwas liegt."

„Viel liegt mir daran. Die darin erwähnten gräflich Thumbschen Güter sind gegenwärtig in den Händen des Grafen von Schwarzenberg. Mit diesen Dokumenten aber —"

„Müssen sie an Eure Familie übergehen. Ich weiß. Eben deswegen übergebe ich die Papiere Eurer Einsicht."

„Und was fordert Ihr für die Auslieferung dieser Dokumente; denn ohne allen Vortheil werdet Ihr mir keinen Dienst leisten wollen?"

„Viel und wenig, wie man will — doch davon später. Erst laßt uns Eurem Sohne nacheilen. So eben kommt die Nachricht nach Spandau, daß gestern in der Jungfernheide schwedische Soldaten gesehen worden sind. Wenn das wahr ist, so muß das Land-Regiment und die Geschütze auf dem Marsche nach Berlin auf den Feind stoßen, und ich habe Ursachen zu wünschen, daß dieser Zug glücklich abläuft. Droht

Eurem Sohne wirklich keine Gefahr für den Mord, den er nun einmal begangen, nimmt der Kanzler wirklich die Schuld auf sich, desto besser, so kann Herr Gerhard auch zurückkommen und hier verweilen. Aber es ist spät, Herr Geheimbde Rath. Die Pferde stehen bereit, laßt uns reiten."

Eine Viertelstunde nachher ritten Beide auf dem sandigen Waldwege der Spandauer Heide an dem Ufer der Havel entlang nach der Fähre bei Heiligensee. Wenn die Rosse in dem tiefen Sande nicht traben wollten, ließen die Reiter sie im Schritt gehen und setzten dann das Gespräch über den Inhalt jener Papiere fort. So klar auch manche Einzelheit seit der Durchsicht derselben sich für das jetzige Oberhaupt der Familie Queiß gestaltet hatte, war doch keine rechte Verbindung unter den einzelnen Angaben, und Peter Voorst mußte, den dringenden Aufforderungen, desselben nachgebend, erzählen, was er von den Begebenheiten längst vergangener Jahre wisse.

VI.

„Daß ich ein Jude bin," hub Peter Voorst an, „wißt Ihr schon, auch daß jener Lippold, von dessen Hand sich Marginalia unter den Dokumenten befinden, mein Urgroßvater war, habe ich Euch

schon gesagt. Nach seinem Tode — und die Welt weiß jetzt, daß er unschuldig hingerichtet ist — wurden alle Juden aus den Marken verjagt. Johann George, der Nachfolger des edlen Joachim II., zog alles bewegliche und unbewegliche Gut des Münzmeisters ein, und vertrieb sein Weib und seine Kinder, die im tiefsten Elende nach Holland entflohen. Doch hatte ein Wink Lippolds bei seiner Verhaftung dem getreuen Jedidjah empfohlen, die wichtigsten Papiere, welche sich auf seine Geschäftsführung bezogen, bei Seite zu bringen. Mein Großvater kam so in den Besitz jener Dokumente, die er zwar nicht zu brauchen wußte, aber doch sorgfältig aufhob. Mein Vater lebte viele Jahre in Portugal, wo ich geboren wurde, aber auch von dort vertrieb mein unglückliches Volk ein Bannstrahl der Inquisition. Wieder nach Holland zurückgekommen, richtete ich meine Wünsche hierher auf die Marken, und ich verhehle Euch nicht, Herr Geheimbde Rath, der Preis dieser Papiere ist die Aufhebung des Verbannungsgesetzes, das meinen Glaubensgenossen die Brandenburgischen Churstaaten verschließt. Seht zu, wie Ihr das bewirkt. In Eurer Hand liegt Gewährung oder Zurückweisung. Ich dringe nicht in Euch, denn mir und meinem unterdrückten Volke werdet Ihr nichts zur Liebe thun, wohl aber Euch selbst und dem Wohle Eurer Familie.

Jener Lebrecht von Queiß oder, nach Ausweis jener Dokumente, Graf Lebrecht von Thumb, hei-

rathete, wie Ihr wissen werdet, eine Tochter des alten Kemphahn von Queiß, die durch ihre Mutter, eine alte wendische Amme, vertauscht, für das Kind eines Bürgers, Namens Brinke, gehalten wurde. Unter den Papieren befindet sich auch eine Aussage dieser alten Wendinn vor den Gildemeistern des Kalandshofes de dato 1538., nach welcher sie unzweifelhaft bekräftigt, daß Ursula eine Tochter des Ritters Kemphahn sei, was auch später von dem Vater selbst durch eine, Wittenberg 1539. ausgestellte Urkunde bestätigt wurde. So waren also die Güter der Queißischen Familie, trotz der wunderbaren Umstände, die jene Heirath begleiteten, doch eigentlich in den rechten Händen, als der alte Ritter kurz darauf in Wittenberg starb. Was nun vorging mit den jungen Eheleuten, weiß ich nicht, und findet sich nirgends eine Spur in den Papieren bis zum November 1545., also 7 Jahre nach der Hochzeit, wo der schwelgerische und schönen Frauen so ergebene Joachim Euren Urgroßvater nach Dresden schickt und ausdrücklich bemerkt, Ursula von Queiß könne unterdessen unter der Obhut des Kurfürstlichen Hofes bleiben. Auffallend genug beginnt die Liste der kostbaren Geschenke, welche der schönen Frau vom Kurfürsten gemacht wurden und die der Kämmerer besonders aufgezeichnet hatte, mit dem 1. Januar 1546., also während Herr Lebrecht von Queiß noch in Dresden war. Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, Herr Geheimbde Rath, daß wir keinen zu schweren

Stein auf die schöne Ursula werfen dürfen, wenn sie den Versuchungen jenes schwelgerischen Hofes erlag. Wenigstens scheint dies aus den Marginalien des Kämmerers hervorzugehen. Das erstgeborne Kind derselben war Hanns von Queiß, durch den sich Eure Familie fortgepflanzt; ein zweitgebornes Kind aber, mit dem Taufnamen Joachim, scheint früh gestorben zu sein, wenigstens deutet das Gutachten jenes Hof-Astrologen Sartorius darauf hin. Ob Lebrecht von Queiß je die Schuld seines Weibes gekannt, weiß ich nicht, daß aber diese sie tief gefühlt und gewiß auch bereut, liegt wohl am Tage, und Ihr müßt doch besser wissen, als ich, was in Eurer Familie geschehen."

„Nur dunkel erinnere ich mich unbestimmter Andeutungen meines Vaters und Großvaters. Lebrecht von Queiß starb 1551. unmittelbar nach dem Tode seines Weibes und seines zweiten Kindes, so daß sein Sohn Hanns minderjährig zurückblieb und erst unter Johann George genannt wird. Mein Großvater liebte es nicht, von jener Zeit zu sprechen, und brach gern davon ab, wenn kindische Neugier oder Zufall das Gespräch darauf brachte. Deutlich erinnere ich mich, daß der ehrwürdige Greis dann gewöhnlich ausrief: Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet! Fast scheint es mir, als hätten gewaltsame, unglückselige Begebenheiten das stille Glück einer ungetrübten Ehe vernichtet. Auch glaube ich oft

der Sage vom „bösen Blick" und seinen unheimlichen, grauenhaften Wirkungen erwähnt gehört zu haben, finde aber in meinen Erinnerungen nirgend einen Anknüpfungspunkt."

„Was den raschen Tod Eurer Voreltern auch herbeigeführt haben mag, gewiß ist, es lebte ihnen ein Sohn, der, wenn seine Vormünder in den Besitz der Dokumente gekommen wären, die jener vertriebene Abt aus Cöln — wie heißt er doch gleich — nun gleichviel — an den Kurfürsten gesandt, mit den von Dueißischen Gütern auch die der Grafen Thumb hätte erben müssen. Wie das Schreiben mit jenen Dokumenten in des Kämmerers Hände gelangte, läßt sich leicht errathen. Bei seiner Feindschaft gegen den damaligen Kanzler Distelmeier und der Arbeitsscheu des Kurfürsten, mag Lippold wohl das Recht erlangt haben, Briefe für seinen Herren zu öffnen; so kann es ihm gelungen sein, die Dokumente zu unterschlagen. Seine Absicht liegt klar am Tage. Als Verwalter von zweien dieser Güter, und als treuer Diener des Kurfürsten, wollte er sich und seinem Herren den einträglichen Besitz derselben erhalten, fürchtete aber von der Gerechtigkeitsliebe Joachims, daß er, einmal davon in Kenntniß gesetzt, dem unmündigen Knaben Hanns von Dueiß die ganze reiche Erbschaft zuwenden würde. Als er später selbst ein Opfer seiner Schlauheit und Berechnungen fiel, wird er auch nicht gewollt haben, daß so wichtige Papiere ein

Beweis mehr gegen ihn werden möchten, daher die hartnäckige Geheimhaltung und das Wiederauffinden derselben bei unserer Familie in Holland."

„Das Alles sind wichtige und gefährliche Umstände, Herr Peter Voorst, und fast wünschte ich, Ihr hättet mich nicht davon in Kenntniß gesetzt. Wahrlich, gälte es meinen Vortheil, so würde ich — denn ich bin alt und sehne mich in diesen schweren Zeitläuften nach Ruhe — Nichts thun, was Streit und Zwistigkeit erregen kann; aber ich habe zwei Söhne, deren Rechten ich nichts vergeben kann. Ihr setzt einen hohen Preis auf die Auslieferung dieser Papiere, aber ich will mit meinem Gewissen zu Rathe gehen, ob —"

„Was war das? — Ein Schuß? — Noch einer! — Grad vor uns. — Hört Ihr nichts, Herr Geheimbde Rath?"

„Allerdings, so viel das Sausen des Nachtwindes es erlaubt, höre ich Musquetenschüsse. — Jetzt wieder! — Was kann das sein? Meiner Berechnung nach sind wir weit über den Teufelssee hinaus und höchstens eine Viertelstunde Weges von der Fähre entfernt. — Ja, ja! dort drüben über der Havel flimmert Licht. Das ist Heiligensee! Seht Ihr wohl? — noch mehr Lichte. — Sollten unsere Truppen dort mit den Schweden handgemein geworden sein?"

„Wohl möglich! — Auf jeden Fall ist das Schießen drüben über dem Wasser und wir mögen

getrost auf die Fähre zu reiten. Ist es Euch genehm, so lassen wir unsere Thiere weiter ausgreifen. Ein Gefecht scheint es nicht zu sein — die Schüsse fallen zu selten. — Aber was sonst?"

In gestrecktem Trabe eilten beide Reiter jetzt dicht an der Havel entlang, bis gegenüber dem Dorfe Heiligensee, welches auf einer angeschwemmten Landzunge weit in den Fluß hineingebaut war und dessen Breite um die Hälfte einengte. Noch standen einige Wagen diesseits, aber die Fährleute weigerten sich, die Zurückgebliebenen nach dem Dorfe überzusetzen, weil dort eine Meuterei im Land-Regimente ausgebrochen sei. Rasch eingezogene Erkundigungen erklärten den Fragenden, was drüben im Dorfe vorgehe. Ein Stadtdiener des Berliner Magistrats war den Truppen hier entgegengekommen und hatte dem Obersten von Burgsdorf die Nachricht gebracht, daß Berlin sich weigern würde, die Kurfürstlichen Soldaten einzulassen. Der Magistrat, sich auf die Erfahrungen der letzten Zeit berufend, wollte nicht durch eine nutzlose Vertheidigung der schlecht befestigten Stadt den Feind zu noch größeren Erpressungen berechtigen. Stets hatten die Kurfürstlichen Truppen sich bei Annäherung Kaiserlicher oder Schwedischer Regimenter aus Berlin zurückgezogen und die unglückliche Stadt den unmenschlichen Brandschatzungen der Feinde überlassen. Darum glaubte man auch jetzt nicht an die Aufrichtigkeit der gesandten Hülfe, und fürchtete

sich eben so sehr vor dem zügellosen Wesen des Land-Regiments und der Lehnpferde, als vor den Schweden. Oberst von Burgsdorf gerieth bei dieser Nachricht in den heftigsten Zorn, konnte aber nicht verhindern, daß die Kunde von der Weigerung Berlins sich auch unter den Soldaten verbreitete. Diese, längst des verhaßten Waffendienstes überdrüssig, glaubten sich den Vorfall zu Nutze machen zu müssen, verlangten die Abreißung der Fähnlein von den Fahnenstöcken und damit Entlassung aus dem Dienste, weil die meisten als Garde-Brüder sich leichter und besser auf Kosten des wehrlosen Bürgers und Bauern ernähren zu können glaubten, als versammelt bei den Fahnen, — Garde-Brüder nannten sich zu jener Zeit alle Soldaten, die des Dienstes entlassen worden waren und nach einer Bestimmung der Kurfürstlichen Kammer das Recht hatten, von jedem ansässigen Bürger oder Bauer 1 Pfennig oder Lebensmittel zu verlangen. — Die gänzliche Mittellosigkeit der Regierung erlaubte ihr nicht, etwas für die Soldaten zu thun, sobald die Dringlichkeit des Augenblickes vorüber war, und das zügellose Gesindel, welches damals durch das allgemein herrschende Elend bald den Schweden, bald den Kaiserlichen, bald dem eigenen Landesherrn zulief, je nachdem eine Schlacht, ein Marsch, eine politische Begebenheit einer der streitenden Partheien das Uebergewicht verschaffte, benutzte die hülflose Lage des Landes, um durch „Garden", wie dies

Plünderungssystem von ihnen genannt wurde, sich zu bereichern und so jene Unabhängigkeit zu erreichen, die durch das sich ausbildende Militairwesen, durch die Leichtigkeit auf Kosten anderer zu leben und durch die gänzliche Kraftlosigkeit aller kleineren Staaten, das höchste Ziel war, nachdem jeder strebte, der ein paar gesunde Fäuste hatte.

Die Compagnieen des Landregiments, 5 an der Zahl, hatten sich vor dem Quartiere des Obersten von Burgsdorf zusammen rottirt und verlangten die Auslieferung der Fähnlein, um sie abreißen zu können und so ihres dem Kaiser geschworenen Eides los und ledig zu werden. So berichtete der Fährmann. Die Artolerey habe zwar auch einige Widerspenstige, aber der alte Constabler Schwichow halte sie zusammen und noch habe die Meuterei sich nicht bis auf das Geschützvolk erstreckt. Peter Voorst drang vergeblich in den Schiffer, sie Beide sogleich nach dem Dorfe überzusetzen; der Fährmann wollte durchaus nicht sein Leben der Gefahr aussetzen. Endlich sprang Peter Voorst in einen kleinen Nachen, der unbenutzt an der Fähre hing, half dem Geheimbde Rath ebenfalls hinein, während die Pferde einem der noch wartenden Wagenknechte übergeben wurden und ruderte trotz des Widerstandes, den der Schiffer zu leisten versuchte, nach dem Dorfe hinüber.

Während dies auf dem diesseitigen Ufer der Havel geschah, tobte drüben im Dorfe die Meuterei und drohte mit den gefährlichsten Folgen. In dem

äußersten Hause des Dorfes, nach den Baumbergen hin, hatte der Oberst von Burgsdorf schon beim Eintreffen des Boten aus Berlin die Gräfin Renata von Schwarzenberg einstweilen abtreten lassen. Die Hauptleute waren in dem engen Flur des armseligen Fischerhauses versammelt, während die Gräfin und Catherine sich in der einzigen Stube desselben aufhielten und zitternd den Ausgang dieses unerwarteten und furchtbaren Vorfalls erwarteten. In der engen Dorfstraße wogte es auf und nieder. Schon waren sämmtliche Häuser des Dorfes geplündert und nur das eine, in welchem sich der Oberst und die Hauptleute nebst der Gräfin befanden, hielt die zügellose Wuth der Soldaten noch zurück. Mit Geschrei und heftigen Drohungen verlangten sie die Auslieferung der Fähnlein und das Abreißen derselben von den Stangen durch den Obersten, denn sie wußten wohl, daß ihr Widerstand offene Meuterei war, und als solche gerichtet und bestraft werden konnte, wenn der Oberst sich nicht dazu verstand, selbst die Auflösung und Entlassung mit den gewöhnlichen Ceremonien vorzunehmen. Auch vier Hauptleute drangen in den Obersten, dem Verlangen der empörten Soldaten zu willfahren, und nur einer war auf seiner Seite, ihm Muth, Ausdauer und Festigkeit zusprechend. Alles tobte, lärmte, drohte, schrie durcheinander, hin und wieder knallte ein Schuß. Das Jammergeschrei der gemißhandelten Bauern drang aus den Häusern, und endlich

wirbelte an der Flußseite eine Rauchwolke in die Luft, die von dem sich aufmachendem Winde getrieben, sich auf die Dächer der armseligen Hütten lagerte. Die Flamme züngelte bald nach und die ausbrechende Feuersbrunst drohte das ganze Dorf in Asche zu legen.

„Aha! die rothen Hähne!" rief zürnend der alte Schwichow, der seine Geschütze am Flußufer aufgefahren hatte und mit der größten Strenge darauf hielt, daß keiner der Stückknechte sich dem Dorfe nähere, obgleich sie von den empörten Soldaten des Land-Regiments zur Theilnahme an ihrem gesetzlosen Beginnen durch lautes Rufen aufgefordert wurden. — „Jetzt wird es Ernst!" — „Ihr da hinten, die Kasten mit Kraut und Loth rechts abgefahren, dort nach den Bergen herüber. Will er wohl zurück da vorne, Grünschnabel. Wart! Ich will Euch den Vorwitz eintränken! Der erste, der sich unterstieht, einen Passum oder Schritt nach jenem Pagum oder Dorf zu thun, dem schicke ich einen Traubenschuß aus dem Halb-Carthaun in den Rücken. Gebt mir mal die Lunte her! Ich will Euch lehren zur Lade halten, meine Lämmer!"

Während die Pulver- und Kugelkarren rechts abfuhren, um der umsichgreifenden Feuersbrunst zu entgehen, und Constabler Schwichow mit Falkenblicken das Vorgehende übersah, trat Gerhard von Dueiß zur Seite an ihn heran und bat ihn um Urlaub in das Dorf, weil er dort sehen wolle, wie es stehe,

und zugleich Erkundigungen über die Gräfin einzuziehen, die doch ganz besonders seiner, des Constablers Obhut anvertraut sei.

Kein Auge von dem Schauspiele vor sich abwendend, schwieg Schwichow erst einige Zeit, als ob er überlege, wie dem Neueingetretenen wohl zu trauen sei, dann sagte er leise:

„Schweres Unternehmen, junger Herr van Voorst! — Confidentia würde es bei uns im Kloster genannt worden sein, aber es mag darum sein. Seht, was sich dort thun läßt. Könnt Ihr bis zum Obersten gelangen, so fragt ihn, was ich thun soll: ob ich das verdammte Gesindel zusammenschießen, oder hier halten soll, bis denen Seditionibus von ihm gesteuert ist. — Der Henker mag wissen, wie die ehrsame Artolerey sich in solchen Casorum verhalten soll? Durch das Dorf kann ich nicht; die Fuhrknechte laufen mir in dem Gedränge zum hellen Teufel, und wer kann wissen, ob selbst unter meinen Lämmern nicht etzliche räudige Böcke sind. Um das Dorf herum kann ich auch nicht, denn der Fährmann sagt, das Erdreich wäre nicht praktikabel, weil dort ein Graben fleußt. Also mit Gott! Seht, daß Ihr mir Nachricht und Ordonnanz vom Obersten bringt. Ade! Fortuna vobiscum!"

Kaum hatte Gerhard die Erlaubniß des Constablers, als er auch schon dem Dorfe zueilte. Bei dem brennenden Hause angelangt, empfing ihn das

Jubelgeschrei der zügellosen Rotten, die einen Flüchtling zu sehen glaubten, und sich eifrig erkundigten, ob ihm bald mehrere folgen würden. Sich losmachend und auf das Gerathewohl Anworten gebend, drängte er sich durch das wilde Gewühl, und gelangte vor das Haus, welches sich als den Aufenthalt des Obersten durch die vor demselben wogende Menge ankündigte. Ohne zu überlegen, wie gefährlich sein Beginnen für ihn werden könnte, wollte er durch das Gewühl in den Flur dringen; aber als einige der Meuterer ihn für einen Stückjunker erkannt, wollten sie ihn nicht durchlassen, hielten ihn zurück und kündigten den anderen durch lautes Geschrei und Zuruf an, daß auch die Artolerey schon gemeinschaftliche Sache mit ihnen mache, also der Oberst nun wohl nachgeben werde. Gerhard sah wohl ein, daß er diesem Glauben nicht widersprechen durfte, wollte er nicht sein Vorhaben scheitern sehen. Er ging also auf diese Meinung ein, gab sich für einen Abgesandten der Artolerey an den Obersten aus, und verlangte, daß man ihn zu den Hauptleuten hereinlasse, um diesen den Gehorsam seiner Kameraden ebenfalls aufzukündigen. Man machte ihm Platz, und bald stand er vor dem Obersten, der in der höchsten Entrüstung halb auf dem niedrigen Lehmheerde des Flures saß und den widerspenstigen Hauptleuten vergebens das Verbrecherische ihrer Handlungsweise vorhielt. Als er des Geschützjunkers ansichtig war, der sich zu ihm herangedrängt hatte,

brach sein Zorn in noch hellere Flammen aus und er rief:

„Daß Dich das Gewitter! Auch das noch! Also die Feuerwerker-Lade hat auch nicht mehr Ehre im Leibe, als das verdammte Gesindel da draußen? Pfui über Eure Zunft! Was wollt Ihr? Redet mir nicht von Entlassen oder — —"

„Consiabler Schwichow läßt anfragen, Herr Oberst, von welcher Seite er das Dorf beschießen soll, und zugleich bitten, Ihr möget mit den Herren Hauptleuten die Häuser verlassen und wo möglich nach den Baumbergen herübergehen, denn er ist entschlossen, keinem einzigen von diesen meuterischen Schurken Pardon zu geben."

„Das heiße ich gesprochen wie ein Ehrenmann! — Aber was sehe ich, Herr Gerhard von Queiß! Wie kommt Ihr zur Montur? Doch dazu ist jetzt keine Zeit. Hört Ihr wohl, Ihr Herren da, die Karthaunen wollen treuer an Kurfürst und Kaiser halten, als Ihr. Und Ihr wollt Märkische von Adel sein? — Seht zu, daß Euch nicht ein Traubenschuß über Eure Schuldigkeit und Verpflichtung belehrt. Geht zurück, Herr von Queiß, und sagt mir dem alten ehrlichen Kerl, er könne links an der Havel entlang fahren und dort von der Sandschelle seine Würfe thun. Und wenn das ganze Nest hier darauf geht! — Ehe ich die Schande erlebe, von diesen Schuften zum Abreißen der Fähnlein gezwungen zu werden, soll kein Strohhalm auf

diesen Dächern bleiben. — Oder wartet, bleibt lieber bei mir! — Herr Hauptmann von Grevenmacher, eilt Ihr zur Artolerey! Ihr kennt die Lage des Dorfes und wißt, wo die Kerle sich am dichsten aufhalten. Ihr andern Herren bleibt entweder bei mir und behaltet Euren ehrlichen Namen, oder laßt Euch niederschießen wie wilde Thiere. Auf gut Glück denn, Grevenmacher!"

Der Angeredete eilte mit gezogenem Degen sich Bahn brechend durch das tobende Gesindel auf die Straße des Dorfes, und es gelang ihm, bis zu den Geschützen zu kommen, deren Stellung ihm das schon in heller Gluth lodernde letzte Haus zeigte. Er brachte dem alten Schwichow die Befehle des Obersten, und dieser ließ sofort seine Geschütze in der angegebenen Richtung abfahren, um von der ersten besten günstigen Stelle das Dorf zu beschießen.

Gerhard von Dueiß hatte unterdessen die Lage des Obersten seinen vier wankelmüthigen Hauptleuten gegenüber begriffen und berichtete weiter, daß von Spandau her des Obersten eigenes Regiment bereits in Anmarsch sei, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben. So handgreiflich diese Lüge auch war, sie verfehlte ihre Wirkung auf jene Unentschlossenen nicht. Rasch änderten sie ihren Sinn und versicherten dem Obersten, Alles zur Unterdrückung des Aufstandes anwenden zu wollen. Eben waren die Offiziere im Begriff das Haus zu verlassen, als Gerhard den

Obersten nach dem Aufenthalt der Gräfin von Schwarzenberg fragte. Diese Frage rief dem Obersten die übernommene Verpflichtung gegen den Kanzler in das Gedächtniß zurück, und er zögerte ein Haus zu verlassen, in dem die Gräfin Schutz gesucht. Gerhard erbot sich schnell, die Frauen sicher geleiten zu wollen und eilte in das Zimmer neben dem Flur, während der Oberst mit den Hauptleuten auf die Straße trat, den Degen zog und den ersten Kanonenschuß abwartete, um die Empörer auseinander zu treiben.

Beim Eintritt Gerhards stieß Renata einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus. Dieser Uebergang von der höchsten Angst zu Vertrauen und Schutz war zu schnell, zu unerwartet, als daß Renata nicht für einen Augenblick Alles um sich her vergessen hätte. Sie breitete die Arme aus, und eine lange Umarmung ließ die Liebenden im süßen Gefühl des Wiedersehens die Schrecken des Augenblickes und die Leiden der jüngsten Vergangenheit vergessen.

„Mein Gott, Herr Gerhard," rief voll Freude Catherine, die seit einer Stunde gar nicht aus dem Zittern und Beben herausgekommen war. „Du grundgütiger Himmel! Das heiße ich Hülfe in der Noth. Wo kommt Ihr denn her?"

Da fiel ein Schuß und rasselnd warf die einschlagende Kugel das Sparrenwerk des Daches von einem gegenüberliegenden Hause herunter. Die

Gräfin fuhr zusammen aber Gerhard wurde dadurch wieder zum ganzen Bewußtsein der drohenden Gefahr gebracht.

„Wo steht Euer Tragsessel — wo die Maulthiere, Catherine? Ich muß Euch retten, Renata, koste es auch mein Leben. Das Dorf wird beschossen, um die Meuterer zum Gehorsam zurückzubringen. Ueber den Fluß können wir nicht zurück. Also müssen wir durch die Tegeler Heide nach Berlin zu entkommen suchen."

„Ach Gott, die Maulthiere haben sie ausgespannt, als sie dem Obersten hier vor das Haus liefen," rief Catherine eilig.„ Wir wissen auch nicht, wo sie den Sessel hingebracht."

Ein zweiter Schuß donnerte vom Flusse herüber. Draußen in der Dorfstraße erhob sich ein fürchterliches Geschrei. Alles stob auseinander. Man hörte die Stimme des Obersten drohend und gebietend aus dem verwirrten Lärmen heraustönen. Doch schien dessenungeachtet vor dem Hause noch dasselbe wilde Gewühl zu herrschen. Rasch entschlossen, ergriff Gerhard eine schwere Bank und stieß mit dieser so heftig gegen die dünne Lehmwand des Hauses, daß bald das Fachwerk herausstürzte, und mit Kraft, die von der Angst für die Sicherheit der Geliebten noch gesteigert wurde, riß er das entstehende Loch so groß, daß ein Mensch mit Mühe hindurch schlüpfen konnte. Die Feuersbrunst hatte sich unterdessen auch anderen Häusern mitgetheilt

und der helle Schein über dem ganzen Dorfe ließ sie erkennen, daß ein kleiner Garten mit wenigen verkrüppelten Obstbäumen sich unmittelbar an die Heide anlehnte. In diesen Garten stieg Gerhard zuerst hinaus, und überließ es voll Zartgefühl den Frauen, ihm zu folgen, während er die Gelegenheit rings umher erspähte, denn bei dem Durchdrängen durch die enge Oeffnung und den Sprung in den Garten konnten die Frauen sich unbeachtet von Männeraugen leichter gegenseitig unterstützen. Ein Blick über den niedrigen Zaun in die Dorfstraße belehrte ihn, daß der Aufruhr, weit entfernt durch die kräftige Wirkung der Geschütze gedämpft zu sein, in blutiges Gemetzel überzugehen drohte, und er sah nun keinen andern Rath, als schnell mit den Frauen in den Wald zu eilen, dort aber verborgen die weiteren Ereignisse abzuwarten. Sich bückend und Renaten nach sich ziehend, schlich er unter einer Schlehdornhecke durch den Garten, riß hier einige Bretter aus dem kaum noch zusammenhaltenden Zaune, und befand sich einige Minuten darauf hinter dichtem Tannengebüsch in dem hochstämmigen Kiefernwalde. Die Gluth des brennenden Dorfes erleuchtete die ganze Gegend und ließ selbst im Walde die Gegenstände ziemlich deutlich erkennen. Das Schießen hörte bald nachher auf. Das tobende Geschrei verstummte und nur das Wehklagen der zu Grunde gerichteten Bauern war noch zu hören. Eine Stille folgte, die noch um Vieles ängstlicher auf die Lauschenden wirkte,

da jedes Zeichen fehlte, auf welche Seite sich der Sieg geneigt, und rathlos überdachte Gerhard seine Lage. Schüchtern fragte er Renaten, ob sie die Kraft in sich fühle, zu Fuß durch den Wald eine kleine Meile bis nach dem Fischerdorf Tegel zu gehen, und erhielt die beruhigende Antwort, daß sie unter seinem Schutze Alles wagen wolle. So machte sich Gerhard, die Geliebte stützend und von Catherinen gefolgt, am Saume des Waldes auf den Weg, bis er die Biegung gewonnen, wo die Straße von Heiligensee nach Tegel in den Wald führt. Nicht in dem Wege selbst, sondern nebenher möglichst verborgen im Gebüsche, eilten sie, so viel es der Boden und die zunehmende Dunkelheit gestattete, sich von dem brennenden Dorfe zu entfernen. Aber je mehr ihnen dies gelang, je öfter der Weg sich wendete und endlich ganz unter den Bäumen verschwand, je weniger ließ sie der Schein der Feuersbrunst die Gegenstände erkennen, und endlich wurde es so dunkel rings umher, daß sie fürchten mußten, den Weg ganz zu verlieren. Da wollte das Glück, daß ein Haufe Bauern aus Tegel, die dem brennenden Heiligensee zu Hülfe eilten, ihnen in dem Waldwege entgegenkamen. Mit brennenden Kiehnspänen schritt der Schulze voraus und blieb erstaunt stehen, als Gerhard ihnen aus dem Gebüsch entgegentrat und gegen eine gute Belohnung einen Führer mit Licht nach Tegel verlangte. Als sie zögerten, schilderte er ihnen, was in Heiligensee vorgehe, und auf die

bloße Nachricht, daß das Landregiment auf's „garden" ausgehe, kehrten Alle um, ohne weiter an Hülfe für das unglückliche Dorf zu denken, die doch jedenfalls zu spät gekommen wäre. Da Gerhard sah, daß die Bauern nach Tegel zurückkehren wollten, schien es ihm Zeit, die Gräfin und ihre Begleiterin hinter dem Gebüsch hervortreten zu lassen, und leicht wurde es ihm, durch die versprochene Belohnung die ehrlichen Menschen zu gewinnen, daß sie ihn sicher mit den Frauen zu führen versprachen. Doch drang er in sie, daß wenigstens Einige von ihnen nach Heiligensee zogen, um zu sehen, ob sie den bedrängten Nachbaren keine Hülfe bringen könnten. Mit den Andern war er nach einer halben Stunde in Tegel, ließ, da schon der Tag grau heraufdämmerte, der Geliebten eine kurze Ruhe in einem Fischerhause und besorgte unterdessen einen Karren, der sie sämmtlich, er nebenhergehend, um 9½ Uhr am andern Tage sicher nach Berlin brachte, wo die Gräfin alsobald am Schwarzenbergischen Pallaste in der Brüderstraße, den Befehlen ihres Vaters gemäß, abstieg und den Geliebten mit Liebesgruß und Dank entließ. Erschöpft von den Anstrengungen der Nacht und des vorigen Tages, eilte Gerhard von Queiß über die lange Brücke nach der Georgenstraße, und fand, rechts nach dem Nicolai-Kirchhofe abbiegend, bald in einer Herberge ein Unterkommen. Da er für den Augenblick kein anderes Kleidungsstück, als seine Montur besaß, und

nicht einmal einen Mantel hatte mitnehmen können, als er den alten Constabler verließ, so war es seine erste Sorge, auf einen Anzug bedacht zu sein, den ihm der Wirth verschaffte. Sein Vater hatte schon seit vier Jahren keine Wohnung mehr in Berlin, weil der Kurfürst nur selten hier wohnte, und er selbst war seit dieser Zeit nicht in Berlin gewesen. Wie hatte sich in dieser kurzen Zeit das Aussehen der Stadt verändert. Das tiefste Elend herrschte unter den Bürgern, überall begegnete der Blick leerstehenden, von ihren verzweifelnden Bewohnern verlassenen Häusern, bleichen, abgehärmten Gesichtern, Bettlern und verdächtigem Gesindel aller Art, und was diesen traurigen Anblick noch vermehrte, das fürchterliche Wort „Pestilenzkranker", mit weißer Farbe an die Mauer einzelner Häuser geschrieben. Niemand reichte sich die Hand, aus Furcht, von dieser fürchterlichen Krankheit angesteckt zu werden; scheu eilten die wenigen Bürger, die sich noch auf der Straße sehen ließen, an einander vorüber, und überall sprach sich das tiefste Elend aus, welches der nun schon zwanzig Jahre wüthende Krieg über die Stadt gebracht. Kaum erkannte der Erstaunte das sonst so lebendige, ja reiche Berlin wieder. Nur ein Interesse schien in diesem Augenblicke Alle zu beherrschen. Der Beschluß des Magistrats, wie die von dem schwedischen Obersten Hadersleb geforderte Brandschatzung von 16,000 Thalern aufgebracht werden sollte. Niemand konnte mehr etwas geben; Armuth

und Mangel herrschte überall. Ohne einen Ausweg in diesem Jammer zu finden, saß der Magistrat nun schon zwei Tage und eine Nacht ununterbrochen im Rathhause zusammen, und die Bürger harrten mit Angst, was jene beschließen würden. Grade in dem Augenblick, wo Gerhard von Queiß nach kurzer Erholung auf die Straße trat, um zu Renaten zu eilen, kamen die Stadtdiener mit Verzeichnissen vom Rathhause herunter und vertheilten sich in die Straßen, um die vom Magistrat bestimmten Beiträge der einzelnen Bürger zur Brandschatzung einzutreiben. Fast gleichzeitig mit ihm, trat auch einer dieser Stadtdiener in das Schwarzenbergische Haus und verlangte von dem Hauswart die ansehnliche Summe von 65 Thalern baar oder den Werth in silbernen und goldenen Geschirren. Während der Fordernde sich unten im weiten Thorwege mit dem Hauswarte herumzankte, eilte Gerhard die breite steinerne Wendeltreppe hinauf und fand Catherine Rohloff weinend auf dem Flur vor dem Zimmer der jungen Gräfin sitzen.

„Was fehlt Dir, Catherine," fragte er besorgt; „die Gräfin ist doch nicht krank?"

„Ach nein, das ist es nicht, weshalb ich so weinen muß. Die Gräfin schläft ja! Aber nun hält mich mein Gottlieb für eine leichtfertige Dirne, und ich kann es ihm nicht sagen, daß ich doch eigentlich gar nichts dafür kann, wenn die Gräfin Euch durchaus in meinem Hause sprechen will."

„Nun beruhige Dich nur, das Unglück ist wohl nicht so groß, daß sich nicht eine Hülfe dafür finden ließe. Ich selbst werde Deinem Bräutigam erklären, wie Alles zugegangen ist, und ich denke, mir wird er wohl glauben."

„Ja, wenn Ihr meine Gräfin heirathet, sonst nicht, Herr Gerhard. Ach du liebe Zeit! Wie hätte ich vorgestern noch daran gedacht, daß ein armes Bürgermädchen in solche Noth und solches Schicksal verwickelt werden würde. Aber wie habt Ihr es denn angefangen, unbemerkt aus Spandau herauszukommen, und wie habt Ihr denn erfahren, daß wir mit den Soldaten nach Berlin mußten."

„Ich fand bei einem Freunde Schutz vor meinen Verfolgern; es gelang mir, mit den Geschützen die Stadt zu verlassen, aber daß vor uns her in jenem Tragsessel die Gräfin und Du getragen wurdest, erfuhr ich nicht eher, bis Ihr über den Fluß fuhret. Du kannst leicht denken, welche Vorwürfe ich mir machte, nicht früher danach gefragt zu haben."

„Als wir kaum in das Dorf gekommen waren, und der Herr Oberst uns in das Haus absteigen ließ, um so lange zu verziehen, bis auch die Geschütze über die Fähre wären, da brach der Lärm und das Toben unter dem Land-Regimente aus und wir geriethen in eine fürchterliche Angst. Ich kann Euch gar nicht sagen, was wir für eine Freude hatten, als Ihr in das Zimmer tratet. Aber nun wollt Ihr wohl die Gräfin sprechen? Thut Ihr auch Recht

daran? Wir mußten einen versiegelten Zettel an den Hauswart abgeben, als wir glücklich angekommen waren. Wird der nicht dem Grafen verrathen, daß Ihr hier gewesen seid?"

„Mag er doch! Endlich muß sich das Geheimniß doch lösen! Du weißt, daß ich weder auf der Flucht bis Tegel, noch als ich neben dem Karren herging, mit Renaten sprechen konnte, da der Bauer, der uns fuhr, nothwendig Alles hätte hören müssen. Aber ich muß ihren Willen kennen, ehe ich einen Entschluß fasse und dem Vater gegenüber handle. Es ist Zeit, daß wir uns erklären. Wer weiß, was uns die nächste Zukunft bringt. Geh zu ihr, frage, ob Du mich zu ihr führen darfst."

„Ach nur zu gern wird Sie Euch empfangen, aber ich fürchte, wenn der Vater es erfährt — —"

„Das lasse meine Sorge sein. Geh und frage sie."

„Wozu ist denn das Fragen erst nöthig. Kommt nur gleich mit — so — tretet in dies Zimmer, ich will die Gräfin wecken! — Aber da höre ich sie ja selbst — gewiß hat sie Eure Stimme gehört. Laßt mich nur erst in das Closet sehen!"

„„Herr Gerhard ist da!""

„Ihr möchtet nur eintreten!"

VII.

„Theure Renata!“

„Gerhard!“

„Verzeiht meiner Sehnsucht, daß ich Euch aus süßem Schlummer störte, aber das Seltsame unserer Lage zwingt mich, das Ungewöhnliche zu wagen. Der Hauswart ist in diesem Augenblick beschäftigt, das Verlangen eines Stadtdieners entweder abzuweisen oder zu erfüllen, denn jedes Haus soll zu der Brandschatzung beitragen, die Oberst Haderslef der Stadt auferlegt, also mag uns für jetzt der Zufall günstig sein. Es ist vielleicht das Letztemal, wo ich Euch ohne Zeugen sprechen kann; die unglückliche Begebenheit im Hause des alten Rohloff zwingt uns, einen entscheidenden Schritt zu thun. Weiß der Graf, daß ich es bin, den Ihr dort gefunden?“

„Seine letzten Worte, als er mich in Spandau entließ, schienen darauf hinzudeuten, daß er seiner Sache noch nicht gewiß ist. Doch hat er, edelmüthig und groß, das Geschehene nicht erforschen wollen, und überläßt es meinem Nachdenken, meiner Reue, ihm später selbst — —“

„Eurer Reue?! — Renata!“ —

„Es sind die Worte meines Vaters, die ich wiederhole, Gerhard! — Und er hat Recht! — Ja, ich empfinde bittere Reue, durch meine herzliche Liebe Euch, mich und ihn in dieses Unglück gestürzt zu

haben, das so überwältigend in unser stilles Leben hereingebrochen. Ihr seid Protestant. Ich Katholikin! Mein Vater würde eher seinen Rang, seine Macht, die Ehre seiner Familie vergessen können, als dem Protestanten die einzige Tochter geben."

„Und doch verzweifle ich nicht! Wenn ich Eurer Liebe gewiß bin, so verlache ich Verhältnisse, denen zu widerstehen ich die Kraft in mir fühle."

„Haltet es dem schwachen Weibe zu Gute, wenn ich mit weniger Vertrauen in die Zukunft schaue. Ihr kennt meinen Vater, Gerhard! Wißt, mit wie unbeugsamer Beharrlichkeit er Alles seinem Willen unterthan zu machen weiß. Nie stand unsere Hoffnungslosigkeit so klar vor meiner Seele, als jetzt, wo der Vater zum erstenmale mich einen Blick in seine Absichten mit mir thun ließ. Wie unbefangen überließen wir uns dem süßen Geheimniß unserer Liebe seit ich Eure Mutter zum erstenmale besucht, wie fern schien uns Unglück oder gar Trennung — und jetzt! —"

„Nur einen Schritt weiche man von der Bahn des Erlaubten und Rechten, so ist auch nicht abzusehen, wohin uns das tückische Verhängniß führt. Wie bittere Vorwürfe habe ich mir nicht schon gemacht, daß ich Euch bat, mir die Gunst Eurer Gegenwart in Catherinens Hause zu gewähren. Mein Vater haßt den Kanzler und duldete nur ungern Euren Zuspruch bei meiner Mutter. Ich fühlte das

und wußte mir nicht anders Rath. O, hätte ich nie das unselige Wort gesprochen!"

„Nicht Euch macht Vorwürfe, Gerhard! Wie sollte der Mann anders handeln, als im Ringen und Trotzen gegen die Fesseln des Lebens. Aber ich hätte nicht allein dem Geliebten freudig gewähren, ich hätte auch das ängstliche, schüchterne Mädchen, die Tochter des Grafen Schwarzenberg, zu Rathe ziehen sollen, ehe ich Stand und Sitte so weit verleugnet."

„Laßt das Geschehene vergessen sein, theure Renata! Wir haben gefehlt und schwer hat der Zufall uns bestraft. Noch heute eile ich nach Spandau zurück und bekenne dem Grafen Alles. Er mag zürnen, aber verwerfen kann er mich nicht. Mein Adel ist alt, meine Familie angesehen unter den Edelsten der Marken. Noch habe ich zwar nichts thun können, unseren Namen geehrt zu machen, aber die Hoffnung, Euch einst zu besitzen, wird mich den Weg finden lassen, an dessen Ziele ich Euch verdienen kann. Zwar bin ich Protestant, aber der Graf wird im Angesicht der protestantischen Marken nicht unbeugsam auf seinem Wunsche bestehen, die einzige Tochter nur einem Katholiken zu vermählen."

„Und wenn er nun doch aus diesem einzigen Grunde uns trennte? — Ach, Gerhard, Ihr kennt meinen Vater noch nicht. Nicht weniger hält er an seiner Ueberzeugung fest, als jeder, der unserer alleinseeligmachenden Kirche angehört. Auch mich quält es, daß Ihr, den ich so über Alles liebe, auf

ewig verloren sein sollt. — — Noch nie habe ich über unseren verschiedenen Glauben mit Euch gesprochen, weil ich es der Liebe überlassen wollte, Euch zu zeigen, wie glücklich Ihr mich machen würdet, wenn Ihr aufhörtet, den Abtrünnigen anzugehören und in den Schooß unserer Kirche zurückkehren wolltet."

„Was höre ich, Renata?"

„Gerhard, theurer Gerhard! — Soll ich Euch die Qualen und Zweifel schildern, denen meine Seele im Kampf mit der Liebe und der Pflicht schon unterlag? Wie peinigend drückte mich das Bewußtsein, den Geliebten unrettbar verloren zu sehen! Ich beschwöre Euch, entsagt dem Irrglauben, der doch unterliegen wird, unterliegen muß in diesem Kriege, der nun schon zwanzig Jahr wüthet. Versöhnt Euch mit Gott, und laßt mich hoffen, den Geliebten auch jenseits wiederzusehen!"

Lange Zeit stand Gerhard stumm nach diesen Worten des geliebten Mädchens. Einen tiefen Blick hatte er in ihr Inneres gethan, und klagte sich an, den Kampf zwischen Glauben und Liebe in ihrem reinen, unschuldigen Herzen herauf beschworen zu haben. Daß sie eine eifrige Katholikin war, wußte er aus ihrem Thun, aber nie hätte er geahnet, daß sie den Andersglaubenden so unbedingt für ewig verloren halte. Die größere Duldung des Protestanten hatte ihn hoffen lassen, durch Liebe, Versöhnung zu erringen; aber nach diesen Worten Renata's sah

er hoffnungslos in die Zukunft. Er selbst, wie seine Familie, Protestant aus Ueberzeugung und redlicher Meinung, hatte wohl den Gedanken fassen können, die Geliebte in ihrem Glauben gewähren zu lassen, aber ihres Besitzes willen dem seinigen zu entsagen, — nie konnte das geschehen! — Eben wollte er ihr antworten, als Catherine eilig hereintrat und der Gräfin meldete, daß Ehrhardt, der Leibdiener des Grafen, so eben aus Spandau angekommen sei und vorgelassen zu werden verlange.

Einen besorgten Blick auf den Geliebten werfend, dessen Anwesenheit sie dem vertrauten Diener ihres Vaters gern verborgen hätte, beschied Renata die Dienerin, und fühlte wohl, daß Gerhard es nicht über sich gewinnen würde, dem Blick eines Dieners auszuweichen. Einen Augenblick noch waren Beide allein, — Gerhard kniete vor der Geliebten nieder, drückte ihre Hand mit Heftigkeit an seine Lippen und rief:

„Von Dir trennt mich nur der Tod, Renata! Ich werde handeln, wie es dem Mann von Ehre geziemt und wie Du es selbst einst wünschen wirst. Deiner würdig soll mich jeder Augenblick meines künftigen Lebens finden. — Erst wenn ich Deinen Vater gesprochen, siehst Du mich wieder."

Kaum hatte er sich wieder erhoben, als Ehrhardt in Stiefeln und mit den deutlichen Spuren eines eiligen Rittes in das Zimmer trat.

„Gott sei Dank, daß ich die Tochter meines Herren wohl und gesund wiedersehe! — Wie viel

Angst und Kummer hat Euer Vater ausgestanden, als heut in der Frühe um vier Uhr die Nachricht nach Spandau kam, Ihr wäret in Begleitung des Herren von Queiß allein aus Heiligensee geflohen. — Gleich mußte ich mich aufsetzen und über Lietzow nach Berlin reiten, um Euch zu fragen, ob Euch auch nichts fehle? — Wie ich aber eben gesattelt hatte, wurde der Graf zum Kurfürsten beschieden, es mochte wohl fünf Uhr sein, weil der Kurprinz aus Cleve angekommen ist und seine durchlauchtigen Eltern beim Frühmahl überrascht hat. Der Herr Kanzler wollte es erst gar nicht glauben und schickte gleich nach einem gewissen Peter Voorst, aber da kam schon wieder ein anderer Bote und Eurer Vater ging darauf zum Kurfürsten. Mir befahl er mitzugehen und nicht eher abzureiten, bis er mir weitere Befehle ertheilt, das that ich denn auch, und habe den jungen Herrn Kurprinzen selbst mit meinen eigenen Augen gesehen. Ach wie schön und mannhaft ist der Herr geworden! — Keine Viertelstunde dauerte es, so kam der Herr Kanzler vom durchlauchtigsten Herren heraus, und befahl mir auf das Schnellste nach Berlin zu reiten und zu sehen wie es mit Euch stünde. Dann sollte ich Euch anzeigen, daß der Kurfürst heute zu Abend ein Banquet im hiesigen Schlosse geben will, um die unvermuthete Ankunft des jungen Herren zu feiern, und Ihr sollt Eure kostbarsten Kleider anlegen und gewärtig sein, daß Ihr bei dem Banquet erscheint. Den Herren von Queiß

soll ich aber aufsuchen, und einstweilen den Dank des Grafen ausrichten. Ich irre wohl nicht, daß dieser Herr hier Herr Gerhard von Queiß ist — so kann ich ja meines Auftrages mich sofort entledigen."

„Was hat man für Nachrichten vom Obersten von Burgsdorf," unterbrach ihn Gerhard.

„Alles ist beigelegt, Dank sei es dem alten Bärbeißer von der Artolerey — ich glaube, Schwichow heißt er. — Eben marschirt das Land-Regiment mit fliegenden Fähnlein durch das Spandauer Thor, und die Geschütze fahren gleich den Wallweg entlang, auf die Bastions gegen Cöpenick. Der Oberst wird, wie sie in der Stadt sagen, gleich Standrecht unter den Fähnlein des Regiments halten; wenn er aber hört, daß des Kurfürsten hohe Gnaden selbst nach Berlin kommen, wird er es wohl nicht so eilig damit haben."

„Kommt die Kurfürstliche Kammer auch mit nach Berlin?" fragte Gerhard weiter, um zu erfahren, ob sein Vater vielleicht den Hof begleiten würde.

„Die Herren Geheimbderäthe sind ebenfalls heut Morgen in aller Frühe zum Kurfürsten beschieden worden, wie ich aber beim Warten gehört, ist Herr Seyfried von Queiß gestern zur Nacht aus Spandau fortgeritten, Niemand wußte zu sagen, wohin. Ich glaube wohl, daß die Kammer mit hierherkommt, denn der Kammerschreiber packte sein

Geräth schon zusammen, als ich mich zu Pferde setzte."

„So erlaubt mir, Gräfin Renata, daß ich mich beurlaube, um mich nach meinem Vater zu erkundigen und dem Hofe entgegen zu reiten. Noch im Laufe des heutigen Tages hoffe ich den Kanzler zu sehen und über das Vorgefallene ihm zu berichten. Von Herzen wünsche ich, daß Euch die Angst und Anstrengung dieser Nacht nicht geschadet haben mögen."

Mit förmlicher fremdscheinender Verbeugung verließ Gerhard das Zimmer, und begegnete auf dem Wege nach seinem Wirthshause, auf der langen Brücke, dem alten Constabler Schwichow, der eben von den Wällen zurückkam und nach dem Domplatz ging, um die dort aufgefahrenen Vorrathswagen zu besichtigen. Als er seinen Stückjunker so plötzlich in ganz anderer Kleidung vor sich sah, stand er erstaunt still, zog die Augenbraunen wichtig in die Höhe und rief:

„Me hercule! — Junker van Voorst! Reitet Euch der Teufel, daß Ihr die Montur unserer ehrsamen Zunft schon wieder an den Nagel gehängt, und ohne Schaam und Gram herumlauft in den Gassen dieser sehr mißvergnügten, atque seditiosen Stadt Berlin? — der Gott bald etwas mehr Vernunft verleihen möge, als sie gegenwärtig besitzt."

„Ihr irrt Euch, Herr Constabler, ich heiße nicht Voorst, sondern Gerhard von Queiß, und habe Eure

Willfährigkeit nur benutzt, um ungehindert Spandau verlassen zu können. Erkennt Ihr mich denn gar nicht wieder? — Bedenkt Euch, vorgestern."

„Allerdings erkenne ich Euch wieder. Ihr seid derselbe junge Mensch, den mir der holländische Jude als seinen Sohn für die Lade übergeben, und den ich nicht vorgestern, sondern gestern Abend in das brennende Dorf schickte, um mir Ordonnanz vom Obersten zu holen. Wer aber aus dieser schändlichen Conflagratio nicht zurückkam, waret Ihr."

„Da ich so glücklich war, die Gräfin sicher nach Berlin zu bringen, so werdet Ihr mir wohl nicht zürnen, wenn ich nicht aus dem Dorfe zu Euch zurückkehrte, wo Aufruhr und Mord jedes Weilen unmöglich machte. Doch habt Ihr es mir zu verdanken, daß Euch Ordonnanz vom Obersten zugekommen ist."

„Na, wie ist denn das aber jetzt, Homunculus? Wie Ihr heißt und wer Ihr seid, ist mir gleichgültig, aber wie ist es mit Eurem Verbleiben bei der Lade? — Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht, so sagt es; gebt es von Euch und deklarirt es, ich habe keine Zeit mich in Interlocutionorum einzulassen."

„Meine Verhältnisse haben sich geändert, Herr Constabler, — Wer weiß, was später geschehen mag, aber für jetzt — —"

„Satis! Verstehe schon! — klingt anders, heißt aber pure Nein! — Thut was Ihr wollt. Noch habt Ihr nicht zur Lade geschworen. Schade darum!

So einem Bürschlein hätte ich auch wohl noch Ratio, Rationis beigebracht. Ade! — Und laßt Eure Truhe von dem Vorrathswagen holen. Solch Geräth vermehrt mir nur den Troß. — Re vera! Hätte ich gewußt, daß Ihr sobald andern Sinnes würdet, so hätte ich auch sonst was gethan, als den Wagenknecht für Eure Siebensachen abgegeben. Ade!"

Mit finsteren unwilligen Mienen ging der alte Schwichow vorüber. Erst wollte er den Hut rücken, besann sich, warf dem Junker, der so wenig Begeisterung für seine Kunst zeigte, einen verächtlichen Blick zu, und blinkte nur herablassend mit den Augen. Gerhard blieb nachdenkend und unentschlossen stehen. Schwer fiel die Erwähnung der Truhe, welche Peter Voorst und seine Helfershelfer ihm zur Ablieferung in Berlin übergeben, auf seine Seele. Die Begebenheiten des letzten Tages und der letzten Nacht hatten durch ihre rasche Folge ihn nicht an das unselige Verhältniß denken lassen, in das der Zufall ihn zu jener verbrecherischen Rotte gestellt. Jetzt aber stand diese furchtbare Abhängigkeit von gesetzlosen Menschen, plötzlich wieder in ganzer Klarheit vor seinen Augen. Die Truhe, in der sich, wie er wußte, eine bedeutende Summe falschen Geldes befand, in den Händen der Zeugknechte zu lassen, durfte er nicht wagen, da er dem alten Constabler jetzt seinen wahren Namen gesagt, und der Verdacht sofort auf ihn und jenen Peter Voorst fallen mußte, wenn man den Inhalt derselben entdeckte. Statt

also in das Wirthshaus zurückzukehren, suchte er vier Männer aufzutreiben, die ihm den schweren Kasten vom Wagen heben und fortschaffen sollten. Es wurde ihm nicht leicht diese rasch zu finden, da die Verwirrung des Augenblickes, die drohende Anwesenheit der Schweden vor den Thoren, das gewaltsame Eintreiben der Brandschatzung, so wie das zügellose Treiben der Soldaten, die sich jetzt auf eigene Hand einquartierten, Jeden von der Straße verscheuchte und Schutz in seiner Wohnung suchen ließ. Endlich sah sich Gerhard genöthigt vier Fuhrknechte zu miethen, die schon mit ihren Pferden die Stadt wieder verlassen wollten, nachdem sie Geschütze, Karren und Troßwagen glücklich hereingebracht. Diese schleppten die Truhe, unter Flüchen über ihre Schwere und Unbehülflichkeit, bis nach dem Wirthshause bei Sankt Nikolai und stellten sie einstweilen in eine kleine dunkle Kammer, welche Gerhard jetzt zu diesem Zwecke dicht neben seinem Zimmer miethete. Er athmete leichter, als er diese gefährliche Last in Sicherheit sah, verschloß Kammer und Zimmer wohl, und suchte dann den Mann auf, an welchen Peter Voorst ihn gewiesen, um so schnell als möglich von dieser Mitwissenschaft erlöst zu sein, gegen die sein ganzes Innere sich empörte. Verrathen wollte er die Verbrecher nicht, denn er verdankte ihnen sein Leben und seine Flucht aus Spandau, aber lossagen wollte er sich von ihnen, um jeden Preis; das war er fest entschlossen. Um

aber Beides zu können, mußte er jenen Menschen aufsuchen, von dem er nichts als dessen Wohnung wußte, und ihm die Truhe abliefern, die nicht länger in seiner Obhut bleiben durfte, wollte er in diesem wichtigen, vielleicht über sein ganzes künftiges Geschick entscheidenden Augenblicke, nicht durch das Bewußtsein der Abhängigkeit von Verbrechern im Handeln sich gelähmt sehen.

Rasch aß er nothdürftig zu Mittag und eilte dann nach dem kleinen Jüden-Hof in der Klosterstraße, wo er zögernd vor einem kleinen Hause stillstand, in welchem nach der Beschreibung der Gesuchte wohnen sollte. Mit Ueberwindung und schaudernd vor dem, was er that, was er thun mußte, klopfte er mit dem schweren eisernen Thürhammer an die Thür. Heftiger und unwilliger wiederholte er sein Klopfen, als nicht sofort geöffnet wurde, und aus den umliegenden Häusern neugierige Gesichter sahen, die sich über den Besuch des gutgekleideten fremden Mannes in diesem schmutzigen, vergessenen Winkel der Stadt zu wundern schienen. Noch nie hatte Gerhard Schaam gefühlt, wenn das Auge Anderer auf ihm geruht. Diese Gesichter aber waren ihm unerträglich. In jedem Einzelnen glaubte er Bedauern oder Verachtung gegen sich zu lesen — von Allen fürchtete er, daß sie auch ihn für einen Gefährten jener Verbrecher hielten. Gluth färbte seine Wangen, er biß sich unwillig auf die Lippen und pochte um so stärker, um diese peinliche

Lage zu enden. Endlich öffnete sich vorsichtig das niedere Fenster neben der Thür und ein freundlich verzerrtes Gesicht grinste ihm entgegen.

„Ei! ei! Wie kommt denn so vornehmer Besuch zu einem armen Mann, wie ich bin," rief mit frömmelndem Tone der alte Fürchtegott Redlich, Rathsschreiber des Berliner Magistrats, der vor einer halben Stunde erst vom Rathhause gekommen war, und durch das Klopfen in seiner Mahlzeit gestört wurde.

„Macht auf, Mann! macht auf! Ich will nicht länger den Gaffern in Eurer Gasse zur Schau dienen. Ein Geschäft führt mich zu Euch. Macht auf, sag' ich Euch, oder ich gehe und die Folgen davon — über Euch."

„Ja doch, ja! Mein Gott, nehmt es nur einem alten Mann nicht übel, wenn er ermüdet von schwerer Arbeit — — nun, nun, da bin ich! Tretet ein, Herr, und gesegnet sei Euer Eintritt über meine dürftige Schwelle; denn es steht geschrieben: Segen bringt der Eintritt des Gerechten in die Hütte der Armuth und des Elends."

„Froh, durch das Oeffnen der Thür den ihm unerträglichen Blicken der Nachbaren entgehen zu können, schritt Gerhard rasch zwei Stufen herab in den Flur des Hauses, denn da es eines der ältesten in dem ganzen kleinen Juden-Hof war, so hatte der Boden der Straße sich nach und nach bedeutend

gegen das Haus erhöht, so daß die Fenster fast auf gleicher Linie mit demselben lagen. Während der alte Fürchtegott Redlich vorsichtig die Thür hinter ihm verschloß, sah Gerhard sich überall um und war erstaunt, bei einem Menschen, dem er 3000 Thaler, eine für jene Zeit sehr bedeutende Summe, abliefern sollte, so bittere Armuth zu sehen. Der aus geschlagenem Lehm bestehende Fußboden des Flures war höckrig und ausgetreten, die Wände schmutzig und mit Spinnewebeu bedeckt, die Thüren zum Inneren des Hauses hingen kaum in den Angeln und drohten bei jedem Auf- oder Zumachen auseinanderzufallen. Das einzige Geräth in dem ganzen Flure war ein alter dreibeiniger eiserner Leuchter, ungefähr von Manneshöhe, auf dem die Kiehnspäne befestigt zu werden pflegten und der augenscheinlich schon sehr alt war. Der Besitzer des Hauses ließ seinem Gaste aber keine Zeit sich weiter umzusehen, denn kaum war er mit dem sorgsamen Verschließen der Hausthüre zu Ende, so fragte er mit widerwärtiger Demuth und Freundlichkeit.

„Was verschafft mir armen Wurme denn das große Glück, Euch — wenn ich nur erst wüßte, wie ich Euch gebührend tituliren soll? — Euch — —"

„Gebt Euch keine Mühe. Mein Geschäft soll bald abgethan sein, und ich gedenke Euch nicht lange bei Eurem Mahle zu stören. Peter Voorst aus Spandau hat mir einen Auftrag an Euch gegeben."

„Peter Voorst?“ fragte mit gedehntem Ton und nur mühsam seinen plötzlichen Schrecken verbergend, der alte Stadtschreiber; daß ich nicht wüßte Jemand des Namens zu kennen. Ihr seid gewiß unrecht, Herr — ja, ich weiß noch immer nicht, wie ich Euch die gebührende Ehre in der Titulatur geben soll —“

„Heißt Ihr Fürchtegott Redlich?“

„Allerdings, Herr, so ist mein Name, schon von Zeiten meines Ureltervaters her.“

„Und seid Ihr Stadtschreiber des Magistrats allhier —“

„Eigentlich nur Diätarius und zur Zeit Gehülfe, aber man pflegt mir wohl den vollen Titel einstweilen angedeihen zu lassen.“

„Nun denn, so bin ich keinesweges unrecht. Peter Voorst und seine — seine — nun, wie sage ich gleich — seine Freunde haben mir eine schwere Truhe für Euch mitgegeben, die ich gern so bald als möglich in Euren Händen wissen möchte.“

„Gott gebe dem Kurfürsten langes Leben!!“ rief noch immer zweifelnd und mißtrauisch der alte Redlich.

„Schon gut, schon gut! Spart Euch das Erkennungswort. Ihr braucht auch die Halskrause nicht so bedeutungsvoll zurechtzurücken. Ich weiß Alles! — Weiß, daß der Inhalt der Truhe und ihre Absender Euch eben so unbekannt sind, als Herr

Peter Voorst, und bitte Euch, hört auf den Erstaunten zu spielen."

„Ist es Euch nicht genehm, mit mir in mein Zimmer zu kommen, werther Herr, hier im Flur spricht es sich nicht gut von unseren Freunden. Ich sehe nun schon, mit Euch hat es keine Gefahr. Kommt! kommt nur mir nach, und wundert Euch nicht über den seltsamen Eingang; denn ich brauche Euch wohl nicht zu versichern, daß kein Anderer, als einer der Unsrigen mein stilles Zimmerchen betritt."

Ungern folgte Gerhard seinem Führer über den engen schmutzigen Hof des verfallenen Hauses in einen Holzstall, aus dem ihnen das wüthende Gebell eines großen Kettenhundes entgegenschlug. Der Hund lag zwar an einer starken doppelten Kette, diese war aber so befestigt, daß er den ganzen inneren Raum des Holzstalles vor jedem Fremden schützen konnte. Sein Herr mußte das wüthende Thier erst fest an die Wand schließen, ehe Gerhard es wagen durfte in den Stall einzutreten, und zwischen Tonnen, Brennholz, Kisten und altem Gerümpel aller Art, seinem Führer zu einer Thür zu folgen, welche hinter einem Holzstoß versteckt, gar nicht bemerkt werden konnte. Wie erstaunte er, als der alte Fürchtegott Redlich ihn jetzt in ein zwar kleines und niedriges, aber ungemein behagliches und selbst reich eingerichtetes Zimmer führte, in welchem die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschte. Die

Wände waren mit Nußbaumholz getäfelt. Auf den hochlehnigen sauber geschnitzten Stühlen lagen weiche Kissen. Die Fenster, welche dem Anschein nach auf einen wüsten Hof führten, waren mit reinlichen, glänzend geputzten Vogelbauern fast ganz verdeckt. Zwei schöne große Katzen schnurrten in der Nähe des kleinen eisernen Ofens, auf dessen Heerde eben ein Stück Fleisch briet, das der Alte sich zur Mittagsmahlzeit selbst bereitete, und sogar eine Uhr, in deren Besitz zu jener Zeit nur wohlhabende Leute sein konnten, pickte traulich an den Wänden. Das Ganze athmete Ruhe, friedliche Stille und ängstliche Reinlichkeit.

„Ihr wundert Euch wohl über den sonderbaren Eingang zu meinem Ruheplätzchen, werther Herr," begann der alte Redlich das Gespräch, indem er geschäftig am Ofen verkehrte und das bratende Fleisch umwendete. „Ei nun, es braucht ja nicht Jeder zu wissen, daß ich nicht so viel hungere, als es wohl das Aussehen hat. — Aber laßt Euch herzlich willkommen heißen und setzt Euch. Ihr haltet es einem ehrlichen alten Manne wohl zu Gute, wenn er in Euer Gegenwart seinen Hunger stillt; denn es stehet geschrieben: Wer da hungrig ist auf die Speise Gottes, des Hunger soll gestillet werden."

„Laßt Euch nicht stören, aber gebt mir bald Bescheid, wann und wie Ihr die schwere Truhe, aus meiner Herberge, auf dem Kirchhofe von St. Nikolai, zu Euch bringen lassen wollt? Ich habe

keine Zeit weiter mit Euch zu verkehren und muß — aber gleichviel, was ich vorhabe — gebt mir Bescheid und laßt mich an meine Geschäfte."

„Ist sie denn schwer und wie viel enthält sie?"

„Peter Voorst sagte mir von 3000 Thalern."

„In Groschen oder großem Gelde?"

„Wahrscheinlich in Groschen, denn vier Männer hatten schwer daran zu tragen."

„Schlimm! schlimm! und ich habe grade Niemand zur Hand, dem ich zumuthen könnte — zwar Bruder Wallenstein und Herzog Bernhard wären wohl aufzutreiben — wo ich aber noch zwei andere hernehmen soll, das mag der Himmel wissen. — Ich selbst bin gar schwächlich und darf mich auch nicht bei solchen Fährlichkeiten sehen lassen. — Schlimm! schlimm!"

„Macht das, wie Ihr wollt. — Schafft Ihr aber heut zur Nacht die Truhe nicht aus der Herberge fort, so stehe ich für nichts. Ich kann Euch nicht versprechen, daß ich morgen noch in Berlin bin, und habe auch keine Lust, mich weiter in dieses gesetzlose und gefährliche Treiben einzulassen — —"

In diesem Augenblicke schlug der Hammer an der Thür des Vorderhauses fünf mal rasch hintereinan. Bei dem ersten Schall fuhr der alte Redlich erschrocken zusammen, als er aber aus der Art des Pochens, das vertraute Zeichen erkannte, ging er aus dem Zimmer, indem er seinem Gaste versicherte, daß nur einer ihrer Freunde so klopfen könne und

kam bald darauf mit Peter Voorst selbst zurück, der in Gesellschaft des Geheimbderathes von Queiß, von Heiligensee mit den Truppen und Geschützen des Obersten von Burgsdorf nach Berlin gekommen war, und sich bei diesem einstweilen beurlaubt hatte, um im Hause des alten Redlich Erkundigungen über den Aufenthaltsort Gerhards einzuziehen. Mit frohem Gesicht grüßte er den Gesuchten, und hatte bald das Nöthige erfahren, seinerseits auch dem Erstaunten die Anwesenheit seines Vaters mitgetheilt. Der alte Redlich war ganz Demuth und Unterwürfigkeit gegen Peter Voorst, erschöpfte sich in Versicherungen seiner Freude über diesen unerwarteten Besuch, und, und wischte selbst geschäftig jedes Stäubchen von dem Geräth.

„Nun, Ihr habt Euch ja rasch zurechtgefunden, Bruder Torstensohn," setzte Peter Voorst das Gespräch fort. „Wie gefällt Euch hier unser frommer Rathsschreiber, mit seinem Vogelgesang, dampfenden Rippenstückchen, bellendem Hunde und Citationen aus der Schrift?"

„Wie es scheint nicht sonderlich, seufzte der geschäftige Wirth mit einem wehmüthigen Blick nach oben, Bruder Torstensohn, wie Ihr ihn nennt Herr van Voorst, ist gewaltig kurz angebunden, will kein ordentliches, weitläuftiges Gespräch führen, und sprach schon im Augenblick des Eintretens vom Fortgehen, obgleich ich ihn gleich nach dem richtigen Erkennungszeichen hierher in mein Closet ge-

führt, das keines Menschen Fuß betritt, er müßte denn zu unserer Mitwissenschaft gehören."

„Laßt nur, alter Herr Cyriax — unser Bruder Torstensohn ist eigentlich nicht für die Arbeit geworben, sondern nur für den Schutz und die Hülfe des Bundes nach Außen. Ihr müßt ihm die Kürze und den Stolz schon zu Gute halten, denn er ist eine bessere Umgebung gewohnt, als wir ihm bieten können."

„Aber es steht doch geschrieben im Buch der Könige viertes Kapitel: — — — —"

„— — — Daß ich hungrig bin von dem verdammten Ritt hierher und es nicht abschlagen werde, wenn Ihr mich bittet, Euer Gast zu sein. Wollt Ihr nicht auch miteßen, Bruder Torstensohn?"

„Ich bitte, entlaßt mich jetzt, Herr Peter Voorst. — Ich habe schon gegessen und sehne mich danach, meinen Vater zu sprechen. Da Ihr jetzt selbst in Berlin seid, so habe ich wohl nichts mehr mit der Truhe zu schaffen; sie steht in meiner Herberge und Ihr übernehmt wohl die Sorge, was weiter damit geschehen soll."

„Ei, freilich! — Ihr habt genug gethan, daß Ihr den fetten Bissen sicher hierhergebracht — Alter Cyriax, das Fleisch ist vortrefflich gebraten — und ich werde Euch nicht zumuthen, mehr dafür zu thun."

„Bedenkt aber, Herr Peter Voorst, daß vier Männer dazu nöthig sind, den Kasten zu tragen, wie Bruder Torstensohn selbst sagt — ist Euch noch eine

Rippe gefällig? — und daß ich höchstens zwei Wissende bis heute Abend auftreiben kann. — Auf mich könnt Ihr bei solcher Arbeit nicht zählen, ich bin schwächlich und es steht geschrieben: Du sollst Mitleid haben mit denen, die da schwach sind — also wird Bruder Torstensohn wohl mit anfassen müssen, wenn das Geld sicher hierher gelangen soll."

„Wenns so steht, kann ich Euch freilich nicht vom weiteren Dienst zum Bunde freisprechen, Bruder Torstensohn. — Ihr müßt heut Abend beim Dunkelwerden in Eurer Herberge sein, wo wir Anderen uns auch einfinden werden. Ich gebe Euch aber mein Wort, es soll das Letztemal sein, wo Ihr wirkliche Handlanger-Dienste bei uns thut."

„Aber —"

„Es thut mir leid, keine Entschuldigung von Euch annehmen zu können. Ihr wißt, was Ihr uns geschworen, aber Ihr wißt nicht, von welcher Wichtigkeit es ist, daß jenes Geld noch heute in die Hände unseres alten Cyriax kommt. Ich erinnere Euch, daß unbedingter Gehorsam gegen mich Eure heiligste Pflicht ist."

Gerhard biß sich auf die Lippen, um eine heftige Antwort zurückzudrängen, die ihm auf der Zunge schwebte, schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Ich werde zur rechten Zeit in meiner Herberge sein, verlaßt Euch darauf, Herr Peter Voorst." Kurz mit dem Kopfe winkend, daß der alte Schlei-

cher Fürchtegott Redlich, ihn aus dem Hause lassen sollte, grüßte er und ging zur Thür hinaus. Kopfschüttelnd sah Peter Voorst ihm nach; mit tiefen Bücklingen aber begleitete der Stadtschreiber seinen stolzen wortkargen Gast bis vor das Haus, während er den wüthenden Hund beschwichtigte und tausend demüthige Redensarten dabei auskramte, die unbeachtet an Gerhard vorübergingen.

VIII.

An dem Thore, welches da stand, wo jetzt das Palais Sr. Majestät des Königs sich befindet, und zu einer Landstraße führte, die durch den Lietzower Forst auf dem linken Spree-Ufer Spandau mit Berlin verband, drängte sich, während dies in Redlichs Hause auf dem kleinen Jüdenhofe vorging, neugierig das Volk dem Einzuge des Kurfürsten entgegen. Durch einen Eilboten hatte der Magistrat von Berlin den Befehl vom Kurfürstlichen Hofe aus Spandau erhalten, mit der Auszahlung der Brandschatzung an die Schweden so lange einzuhalten, bis der Kurfürst selber nach Berlin kommen würde, und diese Nachricht hatte sich mit unglaublicher Schnelligkeit unter den Bewohnern der Stadt verbreitet. Rasch waren die erfreuten Bürger fertig, die Ankunft des Kurprinzen aus Wesel

mit dieser unerwarteten Gunst ihres Landesherren in Verbindung zu bringen, und so ungern sie das Land-Regiment mit den Geschützen auch in die Stadt hatten marschieren sehen, da die Erfahrungen der letzten Jahre ihnen die Unwirksamkeit einer Vertheidigung durch vaterländische Truppen gegen die militairischen Brandschatzungen kennen gelehrt, so erfreut waren sie jetzt darüber, als sie sahen, daß der Kurfürst selbst mit den noch übrigen Truppen nach Berlin kam, um persönlich die Gefahr seiner treuen Stadt zu theilen.

„He! Meister Jörge," rief ein starker, untersetzter Metzgermeister einem Schneider zu, der links an den Palisaden des Thores auf den Wall geklettert war, um von dort den Graben und das Glacis bis an den Anfang der Lietzower Heide, dem jetzigen Thiergarten, übersehen zu können; „seht Ihr noch nichts? — Am Ende wird es drei Uhr und wir können vespern, ehe sie kommen."

„Du grundgütiger Gott," antwortete der dürre Schneider. „Es blitzt wohl ab und zu in der Heide, aber das können auch Schweden sein. — Mein Jesus! wenn das Schweden wären!"

„So ächze Du und der Henker! Was sollen denn die Schweden in der Heide? Die stehen ja bei Brietz."

„Du mein Herr Jesus! Das sind gewiß und wahrhaftig Schweden; ich erkenne sie an den Federbüschen. Sie reiten scharf aus der Heide heraus."

„Kommen sie hierher auf das Thor zu geritten, Meister Jörge?"

„Ach Gott, nein, sie biegen links über den Sumpf nach Schöneberg hinüber — erst ein großer Trupp — dann ein einzelner, zuletzt zwei — sie sehen sich immer um und nach der Heide hinein!"

„Silentium!" gebot jetzt die Stimme des alten Constablers Schwichow, der abermals die sämmtlichen Wälle umgangen war und nun sich auf dem Bastion, dem jetzigen Opernhause gegenüber, aufstellte, um ebenfalls den Hof ankommen zu sehen. „Silentium! sage ich! Was hängt der spindeldürre Kerl dort über den Pallisaden! Herunter da! — Nec sutor ultra crepidam. Schneider, Schuster und Weber haben in denen Bastions nichts zu suchen. Will Er gleich herunter."

„Du grundgütiges Jesulein!" wimmerte Meister Jörge, der mit Angst bemerkte, daß er auf seinem Wege vom Walle herunter an dem barschen Constabler vorüber mußte. „Ich gehe ja schon, gestrenger Herr Hauptmann, aber thut mir das Erbarmen und geht ein wenig auf die Seite —"

„Laßt doch den Mann da oben, Herr Constabler," rief der Metzgermeister, „er soll uns Anderen hier unten verkünden, ob noch nichts von des Kurfürsten Ankunft zu sehen ist. Er ist ja so dünne und dürftig, daß er Euch gewiß keine Hinderniß angedeihen läßt."

„Nichts da! Es ist gegen die Artikel. Herunter, sage ich noch einmal, und wer mich kennt, wird mir zutrauen, daß ich es zum letztenmale gesagt habe — fürchte Er sich nicht, Mann. — Noli me tangere — das heißt er kann ungehindert bei mir vorübergehen, was ihm doch schwer anzukommen scheint."

Zitternd und mit scheuen Seitenblicken auf das Rohr des gefürchteten Constablers, schlich Meister Jörge an ihm vorüber und wurde unten am Walle mit Hohngelächter von den dort harrenden Bürgern empfangen. Das geschlossene Thor versperrte Allen die Aussicht, und murrend machte sich der Unwille Luft, als die Ankunft des Hofes sich immer mehr und mehr verzögerte.

Constabler Schwichow würdigte die Bürger keines Blickes, sondern sah, als er den Schneider vom Bastion heruntergebracht, aufmerksam nach der Lietzower Heide. Jene Reiter gehörten offenbar zu einer schwedischen Patrouille, die sich vor irgend etwas zurückzog, was sich vom Walde aus der Stadt näherte. Endlich erschienen Soldaten des Burgsdorffschen Regiments am Ausgange des Waldes und formirten sich, in der freien Ebene angekommen, sofort in die Stellung eines Bataillons jener Zeit. Vorn und zu beiden Seiten des sechs und zwanzig Glieder tiefen Haufens, Musquetiere und in der Mitte die Piqueniere. So geordnet, näherte sich das Bataillon dem Thore, und hinter ihm wogte

es von Reitern, Caroſſen, Trageſeſſeln und Fußgängern.

Der Magiſtrat von Berlin hatte ſich unterdeſſen hinter dem Walle verſammelt und gab auf den Bericht des Thorwärters den Befehl, das Thor zu öffnen. Der Bürgermeiſter ſtellte ſich unmittelbar unter die Wölbung deſſelben und erwartete ſo die Annäherung des Kurfürſten. Das Regiment Burgsdorf marſchierte nicht mit in die Stadt, ſondern blieb ſo lange auf dem Glacis in Schlachtordnung ſtehen, bis auch der letzte Mann des zahlreichen Troſſes in die Stadt gelangt war, denn die ſchwediſchen Reiter, deren anfangs nur wenige geweſen waren, vermehrten ſich aus Schöneberg, Tempelhof, Brietz und von der Haſenheide her mit jedem Augenblicke.

Als der Kurfürſt in das Thor einritt, neben ihm der Kurprinz Friedrich Wilhelm und der Kanzler Graf Adam von Schwarzenberg, übergab der Bürgermeiſter, unter dem Zujauchzen des Volkes, dehmuthsvoll die Schlüſſel der Stadt.

„Hei! hei! Meiſter Jörge, Ihr ſchreit ja, daß einem die Ohren gellen.“

„Ach Gott! Ich bin ganz außer mir vor Freude und Vergnügen über den jungen Herrn. Meine Frau hat mir ganz beſonders aufgetragen, ihr zu erzählen, ob er hübſch iſt und recht ſaubere Wäſche trägt.“

„Na, das könnt Ihr in Wahrheit berichten! — Aber so steht doch stille! — Ihr stampft mir ja auf den Füßen herum, daß es eine Art hat. — Wer ist denn der alte Herr da, dem der Kurfürst so freundlich winkt?"

„Das ist der Geheimbde-Rath von Queiß und hinter ihm steht sein ältester Sohn, Herr Gerhard von Queiß, ein wahres Bild von einem schönen ritterhaften jungen Mann."

„Ihr scheint ja die Herrschaften alle recht genau zu kennen, Meister Jörge."

„Du mein grundgütiger Himmel! Ich arbeite ja für die Kurfürstliche Kammer, wenn sie in Berlin ist, was, Gott sei es geklagt, selten genug geschieht — da werde ich die Hofherren doch wohl kennen."

„Na, so erklärt unser einem mal, wie sie alle auf einander folgen. — Da, da! eben hat der Bürgermeister seine Rede beendigt — jetzt reiten sie bei uns vorbei. — Wer ist der General, der sich da eben an den Kurfürsten drängt."

„Das ist der Herr Oberst von Burgsdorf, der heute Morgen schon mit dem Land-Regimente von Heiligensee hermarschiert ist. Ein gar vornehmer und grober Mann. Er rühmt sich, daß er zwölf Maaß Wein zum Abendtrunk vertragen könne."

„Wenn er sie hat, so ist das gar keine Kunst, sie zu vertragen. Vertragen wollte ich sie auch schon, wenn ich sie nur hätte."

„Da kommt die Karosse der Frau Kurfürstin. Du lieber Gott! — Wie krank und leidend sieht die Durchlaucht aus — aber die Freude über den Sohn leuchtet Ihr doch aus den Augen.“

„Sind das die Prinzessinnen, die neben der Kurfürstin sitzen?“

„Ei, gewiß! Rechts sitzt Prinzeß Luise Charlotte, die Braut Markgraf Ernsts von Brandenburg, mit dem sie schon als zwölfjähriges Kind verlobt wurde, und links die kleine Prinzeß Hedwig Sophia, ein gar kluges und überaus gelehrtes Frauenzimmer.“

„Wer ist denn der große Mann da mit dem Johanniterkreuz?“

„Das ist ja der Herr Romilian von Kalchum, der sich schlechtweg Herr Leuchtmar nennt und unseren Kurprinzen erzogen hat. Der kommt auch aus Holland zurück.“

„Das soll ein ehrenwerther und braver Herr sein.“

„Ja, so sagen alle Leute — ich zweifle daran, denn er hat mir vor sieben Jahren einmal zwei polnische Ortsthaler von einer Rechnung abgezogen, die ich ihm für ein schwarzes Wams und Hose gebracht. Du grundgütiger Himmel! Zwei Ortsthaler einem armen verelendeten Schneider abzuziehen, es ist himmelschreiend.“

„I nun, wenn's weiter nichts ist, da scheint er nur ein sparsamer Herr zu sein. Da kommt ja mit eins ein ganzer Trupp zu Pferde.“

„Das sind Alles Kriegshauptleute und Geheimbderäthe. — Der da ist Herr von Arnim! aber nicht Wolf Christoph, sondern Johann George von Arnim, ein gar reicher und lustiger Herr — der dort, Herr Isaac von Kracht, Oberster und Commendant zu Peitz, Oberster von Rochow, Oberster von Marwitz. — Da kommen auch die Blauröcke anmarschiert — das ist die Leibgarde des Kurfürsten und die wird von dem Major „Andreas am andern Ende von Kunkel" kommandirt. Sind rüstige Burschen die Blauröcke oder, wie sie früher hießen, die Einspännigen, aber faul, entsetzlich faul zum Kriegshandwerk. Sie wollen nur Wache stehen und Ehrendienste thun — schießen wollen sie nicht aus ihren Musqueten."

„Seht doch, seht doch, Meister Jörge! Was giebts denn da unten vor der Schloß-Apotheke?"

„Ach du süßes Lamm Gottes! — Da drängt sich ja ein heller Menschenhaufe am Lustgarten — wie kommen denn da Piqueniere und Partisanen hin? — Das Burgsdorffsche Regiment ist ja noch gar nicht herein."

„Laßt uns hin! laßt uns hin! da ist etwas los! Der Kurfürst hält an — die Obersten und Hauptleute sprengen alle zu ihm heran! hin! hin!"

Mit diesem Rufe wälzte sich der ganze Haufe neugieriger Bürger, die nun am Thore nichts mehr zu sehen hatten, der Schloß-Apotheke zu, um zu erfahren, was dort den Zug des Kurfürsten aufhalte.

Zwei Compagnien des Land-Regiments standen mit fliegenden Fähnlein dort aufgestellt, theils um vor dem Schlosse als Ehrenwache zu stehen, theils wegen des Standrechtes, welches der Oberst von Burgsdorf beschlossen hatte, gleich nach geendetem Einzuge des Kurfürsten, über einige der Rädelsführer des Aufstandes halten zu lassen. Bei der allgemeinen Aufregung jener Zeit, bei dem erschlafften Zustande der Disziplin unter den Truppen, war es dem Obersten gar nicht recht Ernst um ein wirkliches Gericht, denn er hätte die Hälfte des Regiments bestrafen müssen, wollte er alle Schuldigen züchtigen. Er hatte also das Standrecht verzögert, und die beiden Compagnien, unter denen sich die meisten jener Rädelsführer befanden, so aufgestellt, daß der Kurfürst bei ihnen vorüber reiten mußte, denn er hoffte, daß der Landesherr vielleicht bei Gelegenheit der glücklichen Rückkunft des Kurprinzen, die Empörer aus eigenem Antriebe begnadigen würde. Sein Amt und seine Gewissenhaftigkeit erlaubten ihm nicht, selbst mildernde Umstände eintreten zu lassen, aber er wollte jenen Soldaten Gelegenheit geben, die Gnade des Kurfürsten anzuflehen.

In der That hatten auch einige der Rädelsführer, die sich der größten Schuld bewußt waren, bei Annäherung des Kurfürsten ihre Glieder verlassen, waren auf die Knie gestürzt und hatten um Begnadigung für das begangene Verbrechen gefleht. Der Kurfürst, schon durch den Bericht des Obersten von

Burgsdorf von Allem unterrichtet, war in seiner Milde sogleich bereit, die Reuigen zu begnadigen, wollte aber dem Sohne Gelegenheit geben, durch seine Vorbitte gleich in den ersten Augenblicken der Rückkehr sich die Liebe und Dankbarkeit des Volkes und der Regimenter zu erwerben. Er hielt daher das Pferd an, warf einen strengen Blick auf die Bittenden, hörte ihre Bitte ruhig an und sprach dann:

„Ihr seid es nicht werth, daß Euer Kurfürst Euch anhört, aber der Ankunft meines Sohnes mögt Ihr es verdanken, wenn ich Euch erlaube, ihn um Eure Begnadigung zu bitten. Legt der Kurprinz ein gutes Wort für Euch ein, so will ich verzeihen und vergessen, daß Ihr so böse Malefiz begangen."

„Dem sei nicht also, mein geliebter durchlauchtiger Vater und Herr!" rief Kurprinz Friedrich Wilhelm jetzt mit edlem Eifer aus. „Ich sollte begnadigen in Gegenwart meines Vaters? — Ich sollte für die sprechen, denen nicht Treue und Glauben für das Fähnlein ihres Kriegsherrn inne wohnt? Die Thaten des Verbrechers auf sein eigenes Haupt. Wer die geschworene Treue dem Fähnlein bricht, ist nicht werth ein Brandenburger zu heißen! Gnade, wäre hier Unrecht gegen das Volk, dem diese Gardebrüder eitel Gewalt und Mißhandlung angedeihen lassen. Ihr seid der Quell der Gnade, mein durchlauchtiger Vater und Herr; fern sei es von mir, durch das freudige Ereigniß des heutigen Tages

diese Verbrecher der verdienten Strafe entziehen zu wollen. Erst laßt gut Regiment und Urtheil über sie ergehen, dann mögen sie um Gnade flehen."

Nach kurzem Stillschweigen, in welchem der Kurfürst bald seinen Sohn, bald den Kanzler ansah, auf dessen kaltem unbeweglichen Gesicht nichts von dem Eindrucke zu lesen war, den diese mit dem Feuer des edelsten Unwillens gesprochenen Worte des jungen Helden auf ihn machten, rief der Kurfürst dem Obersten von Burgsdorf zu, er soll sofort ein Regiments-Gericht halten lassen, mit der Vollstreckung des Urtheils aber warten, bis er das Weitere befehlen würde. Dann gab er dem Pferde die Sporen und eilte, ohne sich weiter aufzuhalten, unter dem Jubel des umstehenden Volkes, in das Schloß, wohin die Carossen, Tragsessel und Reiter ihm folgten.

Trostlos sahen die Soldaten des Land-Regiments, daß gewisse Strafe sie erwarte, und als das Burgsdorfsche Regiment nun ebenfalls in die Stadt rückte, den ganzen Platz zwischen dem Schloß, der Hof-Apotheke und den Festungswerken besetzte, schwand ihnen auch die letzte Hoffnung. Die Feldwaibel, Profoße und Fähnriche traten zum Regiments-Gericht zusammen; die Schuldigen wurden herausgegriffen und sofort mit Handschellen gefesselt. Der Profoß des Land-Regiments erhob die Klage gegen die Empörer, worauf die Fähnriche ihre Fahnen zusammenfalteten, sie mit der Spitze in den Boden steckten und also sprachen:

„Liebe, ehrliche Knechte vom Land-Regiment! Ihr habt des Profoßen schwere Klage vernommen, die er über die armen Männer erhoben, darum haben wir unsere Fähnlein zusammengefaltet und in das Erdreich gesteckt, denn wir wollen sie nicht eher wieder entfalten und flattern lassen, bis über diese Klage ein Urtheil ergeht, auf daß unser Regiment wieder ehrlich sei. Dann bitten wir Euch Alle, Ihr wollet in Eurem Rathe unpartheiisch sein und ein Urtheil fällen, so weit Jedes Verstand ausreicht."

In tiefer Stille und Aufmerksamkeit hörten die versammelten Soldaten beider Regimenter dieser Anrede zu, mit besonderer Freude aber der alte Schwichow, welcher gleich auf die erste Nachricht, daß vor dem Lustgarten ein Regiments-Gericht gehalten werden solle, die jüngsten und unerfahrensten seiner Stückknechte von allen Bastions hatte zusammen rufen lassen, so viel es die nöthige Bewachung der Wälle nur gestattete, und nun umgeben von seinen Lämmern dem Vorgange zusah, damit er heilsame Lehren an die Prozedur knüpfen konnte.

„Ecce! Da seht Ihr nun mit Euren eigenen Augen die Folgen einer dergleichen Seditionis! — Habe ich es Euch nicht gesagt? Ehe eine Stunde in das Land geht, liegen diese homines pauperissimis oder armen Männer als Leichname auf der kalten Erde. Ich muß mich schlecht auf die Artikel verstehen, oder sie werden durch die Spieße laufen müssen."

Jetzt trat der Feldwaibel des Land-Regiments an das Burgsdorfsche Regiment und sprach: „Lieben Knechte, ich bin gefragt worden auf meinen Eid um ein Urtheil, bin aber solcher Sache nicht verständig genug, daß ich mich dessen unterfangen sollte, und begehre daher einen Rath von 40 unter Euch, die mit mir an einen stillen Ort gehen und allda berathen, so weit unser Verstand ausreicht."

„Recte dicisti!" fuhr der Constabler zu seinen Stückknechten gewendet fort, „so weit sein Verstand und derjenige dieser Lanzenknechte reicht, was nun freilich eben nicht absonderlich weit sein möchte. Jetzt werdet Ihr sehen, Lämmer, wie diese 41 Salomones sich beiseitigen und Rath halten. Lange wird das Geschwätz wohl nicht dauern, denn die Sache ist klar, und sollte noch ein Zeugniß an der Klarheit fehlen, so kann ich solches nach Pflicht, Gewissen und Lade von mir geben."

„Was geschieht denn nun, gestrenger Herr Constabler," fragte der Stückknecht Klempenow, „wenn der Rath vorbei ist?"

„Dann heißt es audiatur et alterae partes oder man hört die Vertheidigung der armen Männer, worauf das Urtheil gefällt wird. Die Sünder knien nieder und bitten um gnädige Abfertigung, dann werden die Trommeln gerührt, die Fähnriche entfalten die Fähnlein wieder und lassen sie flattern; der Profoß läßt die armen Männer beichten, die Gasse wird gemacht, die Fähnriche bedanken sich für

gutes Regiment und Urtheil bei den Knechten, verwarnen jeden Knecht, die Gasse wohl zu schließen, denn bei welcher Rotte ein Malefikant aus der Gasse herauskommt, die soll in seine Fußtapfen treten und selbst durch die Spieße laufen. Dann senken die Piqueniere ihre hastae oder Spieße bis in die Mitte der Gasse zum Stoßen; der Profoß giebt den armen Männern drei Streiche auf die rechte Achsel im Namen —"

„In nomine domini," antworteten, wie aus einem Munde, die aufmerksam zuhörenden Stückknechte.

„Ja, und zwar domini patris des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, stellt sie mit der Brust gegen die Spieße und läßt sie laufen. Die Piqueniere lassen sie dann bis in die Mitte der Gasse, wo sie die Malefikanten niederstoßen."

„Ja, wenn sie aber nun nicht laufen wollen, Herr Constabler?"

„Freilich, eine conditio sine qua non — wenn sie nicht laufen wollen, mein Lamm, so giebt ihnen der Profoß einen Tritt in den Rücken, bittet ihnen solches dabei ab, weil es nur von wegen guten Regiments geschehe, und die ersten Rotten stoßen ihnen gleich die Piquen durch den Leib, welches so lange fortgesetzt wird, bis die armen Männer ihren Geist von sich gegeben. Dann bedankt sich der Profoß noch einmal gegen den ganzen hellen Haufen. Also ist es, und war es und wird es sein, so lange es kriegerische Zunft und Ehre giebt im Branden-

burgischen, wie in anderem Kriegsdienst. Merkt Euch das und nehmt Euch ein Exempel daran, meine Lämmer! Schnürt Euch den Riemen der Disziplin fest um Eure Hüften, denkt fleißig nach über den endlichen Lohn schlechter Thaten und macht mir und der Lade Ehre! Dixi et salvavi animam meam."

Während Schwichow so die aufmerksam Zuhörenden belehrte, das Urtheil gesprochen wurde, und Alles geschah, wie er vorausgesagt, so daß die Verurtheilten, sieben an der Zahl, schon halb entkleidet vor der Gasse standen, und der Oberst von Burgsdorf nun selbst zum Kurfürsten eilte, um dessen weitere Befehle zu empfangen, war im Schlosse Alles Leben und Bewegung. Gleich nach der Ankunft hatte der Bürgermeister und die beiden ältesten Rathmänner des Magistrats ein kurzes Gehör bei dem Kurfürsten, der ihnen befahl, sofort die eingetriebenen Brandschatzungssteuern wieder zu richtigen Theilen an die Bürger zurückzuzahlen, worauf diese sich ehrfurchtsvoll zurückzogen. Nach ihnen trat der alte Geheimbderath von Dueiß in das Zimmer, seinen Sohn Gerhard an der Hand führend. Schon beim Absteigen vom Pferde hatte ihm der Kurfürst zugerufen, daß er ihm seinen Sohn, der bei Heiligensee so viel zur Stillung des gefährlichen Aufruhrs unter den Truppen beigetragen, heute noch vorstellen solle, und der Geheimbderath glaubte jetzt, nach beendigter Audienz des Magistrats, die Zeit dazu am schicklichsten. Beim Kurfürsten befanden

sich der Kurprinz, der Kanzler, Romilian von Calchum, genannt Leuchtmar, und ein Geheimschreiber.

„Ist das Euer Sohn, Herr von Dueiß?" redete der Kurfürst die Eintretenden an.

„Ja Eure Durchlaucht, mein ältester Sohn Gerhard, dessen Herkunft Ihr gnädigst befohlen."

„Kommt näher, junger Mann! — Nach dem Bericht meines Obersten von Burgsdorf habe ich Euch zu danken, Herr Gerhard, für das rasche, entschlossene Benehmen in vergangener Nacht. Ohne Euer Zuthun hätte der Aufruhr einen bedrohlichen Ausgang nehmen können. Kann der Kurfürst außer seinem Danke noch Etwas für Euch thun, so sprecht frei. Es soll mir lieb sein, wenn ich Euch meine gnädige Gesinnung bethätigen kann."

„Gnädigster Herr und Kurfürst! — Nur meine Pflicht habe ich gethan, und kaum halte ich das, was der Zufall so günstig gestaltete, einer Belohnung würdig. Ueberreich aber würde ich mich begnadigt fühlen, wenn ich fortfahren dürfte im Dienste meines gnädigsten Herren und Kurfürsten, meinem Vaterlande zu nützen."

„Ei, Herr Gerhard, damit thut Ihr Uns einen Gefallen, nicht Wir Euch! Ihr sollt als Hauptmann bei meinem Hoflager bleiben, bis Wir Euch eine erledigte Compagnie geben können; solche Männer, wie Ihr seid, thun Uns Noth in dieser Zeit des Trübsals und der Schwierigkeit."

„Und ist es Euch genehm, mein kurfürstlicher Herr und Vater," ergriff jetzt lebhaft der Kurprinz das Wort, „so erlaubt, daß Herr von Queiß fortan in meiner Nähe verbleibe. Wahrlich solcher entschlossenen Männer werde ich bedürfen, wenn ich nach Eurem gnädigsten Willen jene Manneszucht und militairische Ordnung unter den Brandenburgischen Regimentern herstellen soll, wie ich sie in Holland und den Niederlanden gesehen."

Der Kurfürst warf einen fragenden Blick auf den Grafen von Schwarzenberg, als dieser aber sah, daß der Geheimde-Rath von Queiß ebenfalls seine Augen auf ihn heftete, wagte er es nicht ein mißbilligendes Zeichen zu geben, wie es wohl sein Wunsch gewesen wäre. Als daher der Kurfürst den Kanzler scheinbar gleichgültig sah, gab er die erbetene Erlaubniß, und so sah sich Gerhard plötzlich und wahrlich unvermuthet in eine Stellung versetzt, die ihm das endliche Gelingen seiner Wünsche bei dem Grafen von Schwarzenberg wahrscheinlicher machte. Mit Wärme und Herzlichkeit kam ihm der Fürstensohn entgegen, indem er sich Glück wünschte, einen Freund gewonnen zu haben, und auch Romilian von Calchum, sein Erzieher, dem der offene Blick und das freie Wesen Gerhards gefiel, bot ihm zuvorkommend die Hand.

Der Eintritt des Obersten von Burgsdorf unterbrach dies Gespräch. Er meldete, daß sieben der Rädelsführer jenes Aufruhres, ehrlich und nach

den Artikeln verurtheilt worden wären durch die Spießgasse zu laufen und daß die Malefikanten bereits vor die Gasse gestellt, den Tod erwarteten, wenn Seine Kurfürstlichen Gnaden nicht Gegenbefehl gäben.

„Was macht man da, Schwarzenberg?" fragte der Kurfürst den Kanzler. „Ich kann die Exekutionen nicht leiden, und nun gar heute einem Menschen das Leben abzusprechen, wo mein Friedrich da wiedergekommen ist — ich könnte es nicht über's Herz bringen. Aber ein Beispiel muß auch statuirt werden, das sehe ich wohl ein. Was meint Ihr?"

„Ich meine, daß sie exekutirt werden müssen und zwar in größter Oeffentlichkeit und solemniter. Es ist endlich einmal Zeit Zucht und Ordnung unter diese verwilderte Soldateske zu bringen, die keinen Zaum und Zügel mehr erkennt. Unnachsichtliche Strenge ist hier Pflicht."

„Leider ist es nur zu oft die Pflicht der Fürsten strenge zu sein, wenn es auch ihrem redlichen Willen widerstrebt. Giebt es denn gar keinen Ausweg, den armen Teufeln das Leben zu lassen und doch den Anderen ein Beispiel aufzustellen? Leuchtmar, was meint Ihr?"

„Wer dürfte es wagen, in dem höchsten und göttlichsten Vorrechte der Fürsten, Gnade zu üben, einen Rath geben zu wollen; dem eigenen Herzen zu folgen, wenn das Wohl des Ganzen es erlaubt, ist das schönste Handeln der Mächtigen."

„Siehst Du wohl Friedrich, Dein Gubernator hat viel mildere Ansichten als Du! Ich dachte Du würdest vorhin schon um Gnade für die armen Leute bitten, aber nein. Deine Mutter wird sich recht betrüben, wenn ich Ihr erzähle, daß Du öffentlich sie zum Tode verurtheilt."

„Ich würde mich nicht unterstanden haben, mein gnädigster Herr und Vater, auch hier in Eurem Rathe mitzusprechen, wenn Ihr nicht auch meine Meinung erfragt. Fern ist Härte und Grausamkeit von meinem Herzen, aber ich bin Euer Sohn, bin nächst Euch, meinem Vaterlande verpflichtet und darf der Regung des guten Willens nicht nachgeben. Die Empörer sind verurtheilt und müssen eine Strafe erleiden. Wie aber, wenn diese Strafe ihre Ehre, nicht ihr Leben tödtete? Dem Soldaten soll die Ehre das Heiligste sein. Die Pflicht der Kriegs-Obersten ist es, den Krieger dahin zu bringen, daß er die Ehre über das Leben stellt. Ich schlage vor, daß Eure Kurfürstlichen Gnaden die Strafe schärft, ihnen das Leben schenkt und sie in Schimpf und Schande über die Wälle hinweg zu den Schweden peitschen lasset. — Oeffentlich — vor allen Compagnien — mit fliegenden Fähnlein und gerührtem Spiel. — Entehrung wird dann in den Augen der Uebrigen eine fürchterlichere Strafe sein, als selbst der Tod."

„Gut gesprochen, Friedrich, bei meiner Seele. Was meint Ihr dazu Schwarzenberg?"

„Ich bewundere den Scharfsinn und das echt fürstliche Gemüth meines gnädigsten Kurprinzen. Wahrlich, nie ist ein besserer Ausspruch über die Lippen eines erfahrenen Rathes gekommen, als dieser edle ritterliche Vorschlag. Ich glaube und bin der Ueberzeugung, daß ein solches Verfahren, dasjenige zu erreichen im Stande ist, was unserer beginnenden Kriegsverfassung erst das rechte innere Leben einhaucht."

„So denke ich auch! Bringt das in Ordnung, Burgsdorf. Thut den Regimentern meinen Willen zu wissen und haltet mir eine recht eindringliche Rede dabei. Die Exekution kann morgen bei guter Zeit stattfinden, und Alles, was nur eine Pickelhaube trägt, soll gegenwärtig sein, um sich ein Exempel daran zu nehmen. Ade! Burgsdorf! — Noch Eins. Heut Abend bei dem Bankett dürft Ihr mir nicht fehlen; Ihr könnt auch alle Hauptleute Eures Regiments mitbringen, damit das Frauenzimmer am Hofe etwas zu tanzen hat, aber die Hauptleute vom Land-Regimente laßt mir weg. Die sollen mir eine gute Weile warten, ehe ich sie wieder freundlich ansehe. Ade!"

„Heute Abend also beim Bankett, Ihr Herren," fügte der Kurfürst hinzu, als der Oberst sich entfernt hatte. — „Komm, Friedrich, wir wollen zur Mutter hinübergehen. — Wir sprechen uns wohl heute Abend noch nach dem Bankett, Schwarzenberg. — Bringt mir aber Alle gute Laune mit, Ihr Herren, bis dahin also Ade!"

Mit diesen Worten verließ der Kurfürst mit seinem Sohne das Zimmer. Gern hätte Gerhard schon jetzt den Grafen um jenes Gehör gebeten, von dem seine ganze Zukunft abhing, aber er sah, wie der Kanzler sich in ein angelegentliches Gespräch mit Romilian von Calchum vertiefte und folgte daher seinem Vater, der ihm mit vielsagendem Blicke zum Weggehen winkte, weil er ihm vor dem Beginn des Banketts noch Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen hatte.

IX.

Pauken und Trompeten begrüßten um 6 Uhr Abends in dem großen Bankettsaal des Kurfürstlichen Schlosses die Eintretenden. Trotz der allgemeinen Noth, trotz des Elendes und der verheerenden Krankheit in den Marken, herrschte doch eine gränzenlose Prachtliebe und Hang zur Schwelgerei unter denen, die aus dem vernichtenden Sturme der Zeit noch Einiges zu bergen gewußt hatten. Der Kurfürstliche Hof, sonst einfach und haushälterisch, schien heute plötzlich wie verwandelt, denn die Freude der fürstlichen Eltern über die glückliche Zurückkunft ihres Sohnes, hatte sich Allen mitgetheilt, die mit Liebe und Treue an der Wohlfahrt des Herrscherhauses hingen. Besonders zeichneten sich die Militair-Be-

dienten und ihre Frauen, die Rathmänner von Berlin und die wohlhabenderen Bürger aus, denen der Kurfürst bei dieser Gelegenheit den Zutritt zu dem Bankett im Schlosse gestattet. In rascher Folge fanden sich die Gäste zusammen, und mit dem Schlage halb sieben trat der Kurfürst, dessen Pünktlichkeit in allen Dingen zum Sprichwort des Landes geworden war, mit der Kurfürstin und dem Kurprinzen in den Bankettsaal. Friedrich Wilhem war kostbar in dunkelrothen Sammt gekleidet. Die feinsten niederländischen Spitzen schmückten Kragen, Halsbinde, Manschetten und Kniegürtel. Das schöne braune Haar fiel in schweren Locken zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern, und das kostbar, mit dem Brandenburgisch, Cleve und Jülichschen Wappen gestickte Bandelier trug den reich vergoldeten spanischen Stoßdegen über der rechten Achsel. Die blühende Gesundheit in dem schönen, männlichen Gesichte des Kurprinzen fesselte unwillkürlich Jeden, der ihn sah, und mit Alles gewinnender Freundlichkeit unterhielt er sich, nachdem die ceremoniellen Begrüßungen des ersten Eintritts vorüber waren, mit den Gästen.

Gerhard, der hinter dem Kurfürsten und im Gefolge des Kurprinzen in den Saal trat, sah sich nach allen Seiten um, bis seine Augen der Geliebten begegneten, mit welcher die Kurfürstin sich freundlich unterhielt. Mit siegender Schönheit überstrahlte das reizende Mädchen ihre ganze Umgebung.

Im köstlichsten Schmuck, ihrem Range und der einflußreichen Stellung ihres Vaters angemessen, fühlte sie, daß aller Augen nur auf ihr ruhten, sie aber hatte nur Sinn und Gedanken für den Geliebten, dessen Erscheinung in der unmittelbaren Nähe des Kurprinzen und von diesem mit gnädiger Vertraulichkeit behandelt, sie in das höchste Erstaunen versetzte. Leider war es ihm nicht möglich sich ihr sofort zu nähern, denn der Kurprinz selbst, von seiner Mutter der Gräfin vorgestellt, unterhielt sich lange und lebhaft mit ihr, erbot sich auch ihre Hand für den ersten Reihentanz. Die schnelle Veränderung in den Verhältnissen des Geliebten war Renaten aber zu unerklärlich, als daß sie nicht mit der, den Frauen so eigenen Feinheit, wie zufällig den Kurprinzen fragte, ob jener junge Mann mit ihm aus Holland gekommen sei? So erfuhr sie, was geschehen, und höher schlug ihr das Herz, als sie das Lob des Geliebten, die Anerkennung seiner entschlossenen Tapferkeit und die Hoffnungen hörte, die der Fürstensohn an das künftige Leben Gerhards knüpfte. So froh diese unerwarteten Nachrichten Renaten auch stimmten, laut durfte sie ihre Freude nicht äußern, da sie sich so ausschließlich beobachtet wußte, doch nahm ihre Unterhaltung mit dem Kurprinzen, in mädchenhaftem Glück und liebendem Entzücken, einen Ausdruck der Wärme und des Antheils an, der plötzliche Unruhe in Gerhards Brust weckte. Er sah wie Renatens Auge ihn suchte und doch

schen sich abwandte, wenn sie ihn gefunden, er sah hohe Freude, lebhafte Regung in ihrem Gesichte, und mußte sich gestehen, daß diese so wenig zu seiner eigenen Stimmung paßte, denn er hatte eine lange Unterredung mit seinem Vater gehabt und Alles erfahren, was jene Dokumente enthielten. So sah er sich, kaum von Hoffnungsschimmer belebt, aufs neue den Zweifeln, der Ungewißheit einer drohenden Zukunft gegenüber. Machte er die Ansprüche geltend, welche jene Dokumente ihm unzweifelhaft verliehen, so stand er als erklärter Feind dem Grafen gegenüber und der Vater seiner Geliebten wurde dann sein entschiedener Widersacher. Den Besitz jener Güter dem Kanzler zu entreißen, hieß ihm die Mittel rauben, seiner mächtigen Stellung gemäß zu leben und bei dem festen Entschluß seines Vaters die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche der Zufall ihn kennen gelehrt, sah Gerhard keine Hoffnung für seine Liebe. Ungerecht beschuldigte er die Geliebte der Theilnahmlosigkeit, als er sie lächeln und glücklich sah; eben so ungerecht klagte Renate den Geliebten der Undankbarkeit gegen das Schicksal an, als sie seinen trüben, bekümmerten Blick bemerkte. Glaubt doch der Mensch immer, daß die Gefühle des eigenen Busens auch in dem fremden anklingen müssen.

Als der Kurfürst selbst das Zeichen zum Beginnen des Reihentanzes gegeben, erklangen auffordernd die Zinken und Lauten zu einer Sara-

bande, jedesmal nach sechszehn Tacten von einem Tusch mit Pauken und Trompeten unterbrochen, während dessen die Tänzer ihren Damen eine zierliche Verbeugung machten, um mit dem Wiederbeginn der Tanz-Musik weiter zu tanzen. Gerhard verfolgte Renaten, an der Hand des Kurprinzen, durch alle Windungen des Reihentanzes mit den Augen, und hatte sich mit übereinandergeschlagenen Armen in die tiefe Brüstung eines Fensters zurückgezogen, wo er, unbemerkt von den Anwesenden, leicht das Ganze des bewegten Schauspiels überblicken; konnte nachdenkend stand. Plötzlich hörte er dicht neben sich die Stimme des Kanzlers, und die Schwere des Bewußtseins, wie er diesem gefürchteten Manne schon gegenüberstand und ihm in der nächsten Zukunft gegenüberstehen würde, ließ ihn unwillkührlich zusammenschaudern, so daß er Mühe hatte, schnell seine Fassung wiederzugewinnen.

„So nachdenkend, Herr Hauptmann?"

„Ich — wie meint Ihr? — verzeiht! — Ich wußte nicht —"

„Ei! ei! so jung, so lebensfrisch und rüstig und nicht mit zu tanzen, wenn Alles fröhlich und guter Dinge ist. Das nenne ich gesetzt und weise bei jungen Jahren."

„Ich fühle mich noch zu fremd in den Verhältnissen des Hofes, als daß ich mich schon unbefangen in ihnen bewegen könnte. Wenn Ihr aber glaubt, Herr Kanzler, daß — —"

„Nein, nein! es ist mir im Gegentheil recht lieb, daß Ihr Euch einen Augenblick abmüßigt. Ich habe Euch noch meinen Dank für die entschlossene Hülfe zu sagen, die Ihr meiner Tochter angedeihen lassen, und freue mich, daß der Kurfürst, mein gnädigster Herr, schon einen Theil meiner Schuld Euch abgetragen."

„Ihr beschämt mich, Herr Graf, ich habe nur gethan, was ein jeder Andere an meiner Stelle auch gethan haben würde, der seinen Adelsbrief nicht blos auf dem Papiere, sondern auch im Herzen trägt."

„Nun, das will ich eben nicht sagen. Die Herren Hauptleute vom Land-Regiment sind doch auch meist von Adel und haben es sich nicht einfallen lassen, meines Kindes zu gedenken. — Aber kommt, tretet mit mir dorthin, hier kommt der Tanz so dicht vorbei — so! — Wir wollen den Herrschaften nicht im Wege stehen. Thut mir Bescheid, Herr Hauptmann. Dies bringe ich Euch auf das Wohl der Dame Eures Herzens."

Erröthend und verlegen mußte Gerhard den Blick zu Boden schlagen, als er dem Grafen Bescheid that, denn er fühlte, wie jener einen ernsten forschenden Blick auf ihn heftete.

„Ei! Ihr braucht Euch hoffentlich der Dame nicht zu schämen, die Ihr Euch auserwählt, daß Ihr die Augen so niederschlagt," fuhr der Graf langsam und gemessen fort. „Die Liebe ist ein böses

Ding, sie spielt uns Menschen oft übel mit und der Jugend steht es wohl an, keck über alle Schranken der Verhältnisse hinweg sich das Ziel zu setzen. Bin ich doch selbst nicht frei von dem süßen Tand. Ja, ja! seht mich nur verwundert an. Wie ich hier vor Euch stehe, bin ich nicht unempfindlich gegen den Reiz des Weibes, obgleich mein Haar schon anfängt meine Neigung Lügen zu strafen. Noch vorgestern hatte ich arge Händel deshalb. Stellt Euch doch nicht so erstaunt, oder hättet Ihr nichts von dem Vorfall im Hause des alten Rohloff zu Spandau gehört?"

„In der That, ich habe — man hat mir gesagt —"

„Seid unbesorgt — Ihr wollt höflich gegen mich sein und stellt Euch, als ob Ihr nicht wüßtet, daß ich den Hauptmann von Arnheimb erschlug, als er mich bei einem zärtlichen Stelldichein störte —"

„Herr Graf!"

„Was beliebt, Herr von Dueiß?"

„Ihr sucht auf Umwegen zu erforschen, was Euch heute noch zu entdecken, mein fester Wille war. Erlaubt, daß mein Ehrgefühl Euch die fernere Täuschung erspare und hört mich ruhig, hört mich nachsichtsvoll an, ich beschwöre Euch Herr Graf. An der nächsten Viertelstunde hängt das Glück, vielleicht das Leben eines —"

„Verzeiht mir, Herr Hauptmann, wenn ich grade jetzt unsere Unterhaltung abbrechen muß,"

unterbrach ihn mit stolzem, ernstem Tone der Kanzler. „Ich weiß nun, was ich zu wissen wünschte und verlange wahrlich nicht mehr zu erfahren. Des Kurfürsten Gnaden haben mir so eben gewinkt, Ade! und sollte uns die nächste Zukunft vielleicht nicht wieder so nahe zusammenführen, so erinnert Euch, daß ich es war, der den Hauptmann Arnheimb getödtet und bereit ist die Folgen dieser That zu tragen. Weiter haben wir ja wohl nichts mehr zu verhandeln?"

Mit furchtbar ernstem, strafendem Blick neigte der Kanzler leicht das Haupt gegen den sprachlos dastehenden Gerhard, als er diese Worte nicht heftig, sondern mit gemessenem Nachdruck gesprochen, nahm dann der Menge gegenüber, gleich wieder eine lächelnde Miene an und ging quer durch den Saal auf seine Tochter zu, die so eben vom beendeten Reihentanze auf ihren Sitz zurückgekehrt, unaufmerksam die Huldigung des Kurprinzen aufnahm, denn sie hatte im Vorbeitanzen Gerhard angelegentlich mit dem Vater sprechen und Beide sogar vertraulich trinken sehen. Was war dort vorgegangen? Dieser Gedanke hatte einzig Raum in ihrer Seele und nichts geschah, nichts hörte sie, was ihr diese Frage hätte beantworten können. Der Vater stand in stummer Kälte ihr gegenüber und Gerhard hatte sich umgekehrt, die Stirn an das Glas der Fensterscheiben gedrückt und starrte in den dunklen Abend hinaus, dessen letzter, glührother Schein eben hinter

dem heraufsteigendem Nachtgewölk sich verlor. Hatte Gerhard schon mit dem Vater gesprochen? Hatte die neue Würde und die Aussicht auf künftige Beförderung den Kanzler freundlicher gestimmt? Was hatte sie zu hoffen, was zu fürchten? Alle diese Gedanken flutheten in ihrer Seele auf und nieder. Vergebens sann sie auf ein Mittel, das den Geliebten ihr während des Banketts nähern könne. Beobachtet von ihrem Vater und umdrängt von allen jungen Männern des Hofes, durfte sie keinen Schritt thun, der eine solche Annäherung veranlaßt hätte. Gerhard aber schien ihr ebenfalls nicht in der Stimmung sie zu suchen, und so sahe sie das Bankett, an das sie beim ersten Eintreten so schöne Hoffnungen geknüpft, sich in endloser Länge ausdehnen und bis in die Nacht hineinziehen, ohne in diesen tödtlich langen Stunden auf einen Augenblick des Verstehens, der liebenden Annäherung hoffen zu können.

Plötzlich hörte Gerhard seinen Namen durch die Gesellschaft laufen, zwar nur leise, aber suchend und dringend. Als er sich umkehrte, blendete ihn die Helle des Saales zwar im ersten Augenblick, bald bemerkte er aber, daß der Kurprinz, der mit dem Obersten von Burgsdorf angelegentlich sprach, Jemand mit den Augen zu suchen schien, und hörte bald von den Umstehenden, er selbst sei es, nach dem der Kurprinz wiederholt gefragt. Sich aufraffend aus der trüben Stimmung, in die ihn das

Gespräch mit dem Kanzler versetzt, trat er in ehrerbietiger Eile an den Kurprinzen heran und fragte nach dessen Befehlen.

„Mein Gott, Queiß, wie seht Ihr aus? Eure Stirn ist ja todtenbleich und feucht, Euer Gesicht aber glüht und das Auge blickt unstät, wie im Fieber."

„Daß ich nicht wüßte, gnädiger Herr. Ich — ich habe mich mit der Stirn an die kalten Fensterscheiben gelehnt — vielleicht ist davon —".

„Nun, wenn Ihr nur nicht krank seid, Ich bedarf Eurer. So eben bringt mir Burgsdorf die Nachricht, daß der Hadersleb noch in dieser Nacht das Bastion am Köpeniker Thor überrumpeln will. Ein Bauer von Brietz hat bei den Schweden davon gehört und sich in die Stadt geschlichen, um uns zu warnen. Aufgebracht darüber, daß Berlin ihm die verlangte Contribution nicht zahlen soll, will der Mordbrenner Hadersleb die Stadt anzünden und im Schutz der Feuersbrunst plündern lassen. Ich habe unseren Obersten hier gebeten, daß er diese wichtige Nachricht keinem Anderen außer mir bringt, und hoffe meinen Kurfürstlichen Vater zum Nachtmahl mit einer guten Neuigkeit zu überraschen. Seid um 9 Uhr am Ausgange der Roßstraße, da wo die Brücke zum Thor-Bastion führt. Burgsdorf hat schon meine Befehle, Alles zu einer kräftigen Vertheidigung vorzubereiten. Sie sollen sich blutige Köpfe holen, die Herren Schweden. Laß

Euch aber nichts merken und schleicht Euch nachher unbemerkt vom Bankette fort."

Ohne Gerhards Antwort zu erwarten, eilte der Kurprinz wieder zu Renaten, die ihm auch den zweiten Tanz zugesagt, welcher eben beginnen sollte, führte sie mit ritterlicher Höflichkeit auf ihren Platz unter den Tanzenden und schwebte schon, anscheinend nur die Freude des Augenblickes genießend, den Saal hinunter, als Oberst von Burgsdorf denselben verließ und Gerhard immer noch auf derselben Stelle stand.

Kampf und Krieg! Das kam dem Erregten zur rechten Zeit. Sein tiefer Unmuth bedurfte einer solchen Aussicht, um nicht der allgemeinen Sorglosigkeit und Freude gegenüber, noch peinigender auf ihm zu lasten. O, wie sehnte er sich nach dem Augenblicke, wo er dem Feinde gegenüber, der gepreßten Brust Luft machen konnte, und schon schwelgte er in dem Gedanken sich durch Tapferkeit und ritterlichen Muth der Geliebten würdiger zu machen — aber sie! — Dachte sie auch seiner? — Verdrängte nicht die Huldigung, des in höchster Männerschönheit neben ihr stehenden Fürstensohnes, sein Bild vielleicht aus ihrem Herzen? O, wer ihm Gewißheit geben könnte!

Diesen marternden Gedanken zum Raube, hatte Gerhard sich dem Gedränge der Tanzenden entzogen und war zu einer Gruppe vertraulich sprechender Männer getreten, die sich über eine Comödia

unterhielten, welche der Junker Hanns von Stockfisch auf Befehl des Kurfürsten, vor dem Nachtmahl aufführen sollte, wenn der Tanz geendigt haben würde. Die Meinungen über diese Comödia waren sehr verschieden. Einige freuten sich, nach so langer Zeit, wieder einmal eine ordentliche Narrenthei zu sehen, Andere nannten es ein gottloses und lästerliches Spiel, das um so weniger am Hofe stattfinden solle, als der Kurfürst vor fünf Jahren die Schul-Komödien und Rathhaus-Fastnachtsspiele untersagt, weil es sich schlecht zu der schweren Zeit passe, in sündiger Weltlust die Stunden anzuwenden, die der gläubige Christ mit Beten in Reue und Buße zubringen könne. Gerhard hörte gleichgültig zu, aber seine Gedanken waren auf ganz andere Dinge gerichtet, daher fühlte er sich um so plötzlicher und unangenehmer berührt, als er einen der Redner ausrufen hörte: Gott gebe dem Kurfürsten langes Leben! Rasch wandte er seinen Blick auf den Sprechenden und sah mit Erstaunen, daß er die Halskrause auf jene Weise zurechtrückte, die ihm als das Erkennungszeichen jener frevelhaften Falschmünzer-Bande nur zu bekannt war. Vergebens sann er nach, was dieser Ausruf, dieses Zeichen hier zu bedeuten habe; als aber jener Mann, den er seiner Kleidung nach für einen wohlhabenden Bürger erkennen mußte, sein Auge auf ihn heftete, und ersichtlich, die anscheinend gleichgültigen Worte seiner Unterhaltung ihm besonders verständlich machen

wollte, da erfüllte ihn das Bewußtsein, auch hier in der unmittelbaren Nähe des Hofes, von diesen gesetzlosen und verbrecherischen Menschen umgeben und beobachtet zu sein, mit tiefem Grauen. Durch die, so rasch aufeinander folgenden Begebenheiten der jüngst vergangenen Stunden, hatte er ganz vergessen, daß jener fürchterliche Mensch ihn mit der beginnenden Dunkelheit in die Herberge, auf dem Kirchhofe bei Sanct Nikolai, beschieden und er hörte daher mit doppelter Spannung auf die Rede des Unbekannten.

„Ja! um acht Uhr soll es jedenfalls beginnen — das Comödienspiel — und es wäre gut, wenn alle pünktlich und zur rechten Zeit an ihren Plätzen wären. — Viele werden dann freilich noch tanzen wollen und mit den Frauenzimmern verkehren, aber da wir doch nun einmal dem Herren verpflichtet sind — ich meine dem Kurfürsten, — so müssen wir schon dabei sein."

Dabei fixirte der Sprechende unter Allen, die ihn umgaben, nur Gerhard, und nur zu wohl verstand dieser seine Mahnung. Es war klar, man hatte es darauf abgesehen ihn seine schreckliche Dienstbarkeit und Abhängigkeit von jenem unsichbaren Bunde, auch in dieser Umgebung fühlen zu lassen, und Peter Voorst erschien seiner Phantasie um so unheilvoller, als er vor wenigen Stunden erst von seinem Vater erfahren, wie dieser räthselhafte Mensch in Besitz so wichtiger Papiere sei, die, das Haus

Queiß entweder zu dem gefürchteten und gewinnenden Feinde, oder zum gezwungenen Freunde des Grafen Schwarzenberg machen konnten. Sollte er das Bankett verlassen und noch einmal jenen Verworfenen sich anschließen, oder sollte er, durch die neue Stellung ermuthigt, ihnen sofort jede Willfährigkeit verweigern? Aber durfte er das? Dankte er ihnen nicht eigentlich seine Rettung? Wie anders mußte es jetzt um ihn stehen, wenn sie ihn nicht aufgenommen, ihn vielleicht ausgeliefert, oder wenigstens unter sich festgehalten hätten! Und fühlte er nicht eben jetzt, wie wahr Peter Voorst gesprochen, als er ihm gesagt, daß er überall, selbst in der nächsten Nähe des Kurfürsten, von den Genossen jenes Bundes beobachtet sei? Ja, noch einmal wollte er seinen Widerwillen besiegen, ihnen gewärtig sein — hatte doch Peter Voorst versprochen, daß es das Letztemal sein sollte.

Eine Frage nach der Zeit bei einem der Geheimberäthe, der eine Taschen-Uhr besaß, ein Schatz in damaliger Zeit, der ihm vom ganzen Hofe beneidet wurde, belehrte ihn, daß schon halb acht Uhr vorüber sei. Ohne zu zögern, wollte er daher aus dem Schloß nach seiner Herberge, als er noch einen Blick auf die Geliebte warf, die mit ängstlicher Sorge bemerkt hatte, daß er im Begriff stehe, den Saal zu verlassen. Ein leichtes, Jedermann fast unbemerkbares Kopfnicken Renatens bannte Gerhard, dem wieder ein Hoffnungsschimmer

erwachte für den Augenblick und er glaubte in ihren Blicken zu lesen, daß sie seine Annäherung wünsche, ja erheische. In unerträglicher Länge dehnte sich die kurze Zeit bis zur Beendigung des Tanzes; als aber die Musik aufhörte, Damen und Herren den Saal durchgingen, da fand er Gelegenheit, im Vorbeieilen Renatens Hand zu berühren und folgende leise gesprochene Worte von ihr zu hören:

„Ich muß Euch sprechen, Gerhard, noch heute zur Nacht. Bin ich nach Hause zurückgekehrt, so wird Catherine Euch in der Brüder-Straße finden und zu mir geleiten. Um Gott, welche Angst und Besorgniß laßt Ihr mich leiden!"

Und schon war sie vorüber geeilt. — Doch hatten diese wenigen Worte süßen Trost in das Herz Gerhard's gegossen. Also war er doch nicht vergessen, also hatte sie seiner gedacht mitten in diesem Rausch des Glanzes, der Huldigung! Um wie viel ruhiger und glücklicher verließ er jetzt das Schloß, um wie viel vertrauender auf die Zukunft, da sie nicht wankte, sie — die seine ganze Seele erfüllte. — Einen Mantel überschlagend, überschritt er den Domplatz und die lange Brücke, wo überall dichte Haufen von Bürgern und Handwerkern, die den glänzend erleuchteten Fenstern des Schlosses gegenüber es nicht an Spottreden fehlen ließen, seinen Weg verzögerten und kam 5 Minuten vor 8 Uhr in seiner Herberge an. Um sich den Schlüssel

zu seinem Zimmer zu holen, mußte er in die enge dumpfige Gaststube neben dem Hausflur treten. Aber wie ekelte ihn jetzt das Aermliche, Schmutzige und Gemeine dieser Umgebung an. Bei einer trübe brennenden Thranlampe saßen einige Männer am Tische und spielten ein Würfelspiel, bei dem es an Flüchen und Verwünschungen nicht fehlte. Die Wirthin der Herberge hokte in einer Ecke und spann, während nicht weit von ihr auf einer Streu mehrere Handwerksgesellen lagen und laut schnarchten. Das ganze Bild mit seinem trüben Licht, mit der Niedrigkeit und der unreinlichen Beschränktheit der Stube, dem eintönigen Schnurren des Spinnrades, dem Fluchen der Spielenden und dem Schnarchen der Schlafenden, widerte den eingetretenen Gerhard um so mehr an, als er unmittelbar aus dem Glanz des Kurfürstlichen Banketts in diesen ekelhaften Aufenthalt der Gemeinheit und des Mangels getreten war. So schnell als möglich verließ er die Gaststube wieder, nachdem die Wirthin ihm den Schlüssel gegeben, und fragte nur auf dem Flur die dienstfertig Leuchtende, ob Niemand nach ihm gefragt? Er wunderte sich zwar, als er die verneinende Antwort hörte, sein Erstaunen wuchs aber, als er in seinem Zimmer, das er doch selbst erst aufgeschlossen, schon den gefürchteten Peter Voorst im Dunklen sitzen und ihn erwarten sah.

„Ihr kommt sehr spät, Herr von Queiß," redete jener ihn mit verdrießlichem Tone an, aber

freilich, es mag Euch hart angegangen sein, Eure schöne Tänzerin zu verlassen."

„Ich habe gar nicht getanzt."

„Ei! ei! nicht getanzt! Wie man sich doch irren kann. Ich hätte nun gedacht, Ihr würdet recht viel mit der jungen Gräfin tanzen, die Gelegenheit kommt nicht oft."

„Mit welcher Gräfin," fragte verletzt durch diesen vertraulichen Ton und aufs unangenehmste berührt, sein süßestes Geheimniß von diesem Menschen gekannt zu sehen, Gerhard.

„Nun mit irgend einer Gräfin; ich nenne keine bestimmte. Es giebt ja viele dergleichen in den Kurmarken, Gottes Segen fehlt da wahrhaftig nicht. Aber laßt das jetzt. Wir müssen zum Werke schreiten. Wir wollen mit der Lampe, die Ihr mit heraufgebracht, den Andern das Zeichen geben — so! — Dreimal leuchte ich quer über das Fenster weg und nun gebt Acht. Die lassen nicht so lange auf sich warten, als Ihr. Was gilt die Wette, in zwei Minuten sind sie bei uns."

In der That dauerte es kaum so lange, als zwei Männer eintraten, von denen Gerhard den Einen als jenen Mahner beim Bankett erkannte. Rasch wurde Rath gehalten, wie das Geld am besten fortzubringen sei, und der vorsichtige Peter Voorst bestimmte endlich, daß nicht die ganze Truhe, sondern die einzelnen Beutel nach und nach unter den Mänteln seiner Helfershelfer getragen werden

sollten, damit im Fall eine Nachfrage nach jener Truhe geschähe, diese selbst sich noch vorfände. Er gedachte dabei dessen, was am Thore in Spandau geschehen, und daß mehrere Personen, namentlich die Wirthin und die Träger, um die Anwesenheit der Truhe in Gerhards Zimmer wußten. Zugleich befahl er den beiden Anderen, auf dem Rückwege von dem alten Stadtschreiber Redlich, für schweres Eisengeräth, Waffen und derlei zu sorgen, was man statt der Geldsäcke in die Truhe packen könne. Gerhard öffnete die Kammer, in welcher die Truhe stand, diese wurde aufgeschlossen, alle Vier beluden sich mit dem Gelde und verließen die Herberge, um auf dem nächsten Wege, durch alle jene kleine Quergassen, welche die Jüden, Spandauer und Klosterstraße durchschneiden, den kleinen Jüdenhof zu gewinnen.

Die Vorsichtsmaßregeln Peter Voorst's ließen Gerhard erkennen, wie geübt dieser Mensch in solchen nächtlichen Unternehmungen war. Er litt nicht, daß sie alle Vier zusammengingen, schrieb Jedem einen besondern Weg vor, machte Jeden aufmerksam, wie er sich im Fall einer Ueberraschung zu benehmen habe, und so mußte es gelingen, das falsche Geld verdachtlos bis an die Wohnung des Stadtschreibers zu schaffen. Aber keiner von ihnen betrat das Haus, ja Gerhard brauchte nicht einmal bis in den kleinen Jüdenhof zu gehen, denn Voorst hieß ihn, als sie sich dort zusammengefunden, in der

Klosterstraße stehen bleiben, bis er ihm selbst den Geldsack abnehmen würde. Mit Dank erkannte Gerhard daraus den Wunsch desselben, ihn so viel als möglich der Gemeinschaft mit den Andern zu entziehen, obgleich es bei diesem eben nur wieder die Berechnung war, keinen der Falschmünzer näher mit Gerhard bekannt werden zu lassen, damit er selbst ausschließlichen Einfluß auf den, unter so günstigen Verhältnissen aufsteigenden jungen Edelmann behalte. Der alte Stadtschreiber hatte für solche Fälle in einem Winkel des kleinen Jüdenhofes, den sein etwas hervorspringendes Hinterhaus bildete, ein Loch in der Mauer, das gewöhnlich von seinem Kettenhunde bewacht wurde; durch dieses Loch steckte er eine lange Stange auf die Straße und schlug den scharfen Wiederhaken an der Spitze derselben in die Säcke, welche Peter Voorst dort langsam und, wie im Vorübergehen, auf den Boden gleiten ließ. Hatte er so den Sack gefaßt, so zog er ihn vorsichtig durch jene Oeffnung in das Haus.

Gerhard wartete, nachdem Peter Voorst auch ihm den Sack abgenommen, bis jener wiederkam und ging dann mit ihm zu seiner Herberge zurück, um auch das übrige Geld noch von dort fortzuschaffen. Die beiden Andern besorgten den erhaltenen Auftrag und suchten schweres Eisengeräth aufzutreiben. So vorsichtig aber auch das Alles angeordnet war, so wollte der Zufall doch, daß Gottlieb Knorre, der Piquenier, welcher mit dem Burgsdorffschen Regi-

mente ebenfalls nach Berlin gekommen war, zu der Zeit, als Peter Voorst den dritten Sack vor dem Hause des alten Redlich auf den Boden gleiten ließ, durch den kleinen Judenhof in sein dort angewiesenes Quartier hatte gehen wollen. Da er dicht am Hause entlang ging, so wäre er beinahe über die Stange, mit welcher der alte Schleicher nach dem liegen gebliebenen Sacke griff, gefallen. Verwundert, die Stange unter seinen Füßen sich zurückziehen zu sehen, blieb er stehen und mußte so bemerken, wie bald nachher die Stange wieder erschien und einen Sack in das Haus zog, den er vorher nicht gesehen hatte. Er konnte sich diesen sonderbaren Vorgang nicht erklären, drückte sich hinter die Thürpfosten eines der nächsten Häuser und sah nun deutlich Peter Voorst wieder zurückkommen, sich überall umblicken und abermals einen Sack auf der Stelle liegen, wo der vorige gelegen, als der Unbekannte weggegangen war. Diesmal entschloß er sich schnell, nahm, als er die Stange wieder zum Loche herauskommen sah, den schweren Sack auf und trug ihn in sein Quartier. Dort untersuchte er denselben und fand ihn ganz mit Geld gefüllt. Daß hier irgend etwas Ungesetzliches vorgehe, lag deutlich vor seinen Augen, aber lange dachte er hin und her, was er mit seinem Funde anfangen solle. Endlich hielt er es für das Beste, seinem Feldwaibel Anzeige davon zu machen und von ihm zu hören, was er zu thun habe. Er eilte

daher in die Spandauerstraße, wo der Feldwaibel im Quartier lag, fand ihn aber nicht zu Hause, denn die sämmtlichen Feldwaibel waren plötzlich zu dem Obersten von Burgsdorf beschieden worden, der, nach dem Befehl des Kurprinzen, seine Compagnieen in der Stille versammeln wollte, um das Bastion am Köpeniker Thore mit ihnen zu besetzen. Jetzt wußte der Piquenier nicht, was er beginnen sollte und wendete sich in der Angst seines Herzens an einen Büchsenknecht von der Artolerey, der vor einem andern Hause in derselben Straße stand und Jemanden zu erwarten schien. Von diesem hörte er, daß Constabler Schwichow dort im Quartier liege, und der Gedanke, daß seine ungetreue Catherine unter Obhut desselben von Spandau nach Berlin gekommen war, bewog ihn, das Vorgefallene diesem zu berichten aber zu gleicher Zeit wo möglich etwas über seine Catherine zu erfahren. Der alte Schwichow saß schon auf seinem Bette, als Gottlieb zu ihm eintrat und erzählte, was ihm begegnet sei. Bedenklich den Kopf schüttelnd, war er aber gleich bereit, mit dem Piquenier nach dem kleinen Jüdenhof zu gehen, um erst Ort und Stelle zu untersuchen, wo das Erzählte geschehen, ehe er einen bestimmten Rath gab. So geschah es, daß Schwichow und Gottlieb Knorre zu derselben Zeit vor Redlichs Hause standen, als Peter Voorst abermals dahin zurückkehrte.

„Da ist er wieder, da ist er wieder!“ flüsterte

der Piquenier dem Constabler mit unterdrückter Stimme zu, als der ihm unbekannte Mann, anscheinend unbefangen, auf derselben Stelle als vorhin stehen blieb, sich überall umblickte, sich dann bückte und wieder zur Klosterstraße zurückging. „Und seht nur, da liegt schon wieder so ein Sack! Nun seht Ihr es doch selbst mit Euren eigenen Augen!"

„Iam satis!" murmelte der alte Constabler, der nun auch mit sich zu Rathe ging, was er thun wolle. „Wenn nur die bewußte, mehr erwähnte hasta oder Stange auch — —"

„Da, da — seht nur Herr Constabler, da kommt sie schon wie ein Eidechslein aus dem Gerölle und züngelt und angelt nach dem Sack. Soll ich ihn wieder wegnehmen, oder" —

„Non dum!"

„Nun, wenn's dumm ist, so laß ich es lieber!"

„Nicht doch, ich meine nec dum!"

„Na ja, Ihr haltet es für dumm!"

„Noch nicht, sage ich, Lamm, noch nicht. Erst will ich mit eigenen Augen sehen und gewahr werden, was das hier für ein negotium ex lexum ist."

„Jetzt wäre es auch zu spät, denn der Sack ist schon im Hause drinn. 'S wäre doch schade, wenn das der letzte gewesen wäre. — Aber nein, da kommt der Kerl schon wieder."

„Silentium! agnus simplicissimus! — halt's Maul Piquenier und thue jetzt, was man Dir sagt. Den Sack oder sacculus, den jener homo obscurus

dort hinlegen wird, nimmst Du in Gewahrsam, gleich dem schon in Besitz habenden, ich aber werde ihm nachgehen, um zu sehen, wo er dergleichen sonderbare Säcke herholt."

So geschah es. Den zweiten Sack nahm der Piquenier an sich. Schwichow aber erkannte an der Klosterstraßenecke den holländischen Juden, mit demselben jungen Mann, den er heute Morgen erst auf dem Domplatz bei den Troßwagen gesprochen. Trotz des Bewußtseins eigener Kraft und Redlichkeit überlief ihn der Gedanke, diesen Peter Voorst bei einem wahrscheinlich verbrecherischen Unternehmen mit jenem jungen Manne zusammen zu sehen, eiskalt, und obgleich er fühlte, selbst vorwurfsfrei dazustehen, so fürchtete er jenen unheimlichen Menschen doch, und war selbst so in Verlegenheit, als er ihn erkannt, daß er im Vorübergehen nur ausrief:

„Ei, guten Abend, Herr van Voorst!"

Erstaunt und betroffen, sich erkannt zu sehen, antwortete der Angeredete nur undeutlich, zog sich aber gleich mit Gerhard zurück, der um so beschämter ihm folgte, als er den alten ehrlichen Schwichow in dem Grüßenden erkannt und das drückende Bewußtsein doppelt schwer auf sich lasten fühlte, daß er einem Mann aus dem Wege gehen mußte, den er zu achten Ursache hatte. Der Constabler ging unterdessen in den kleinen Jüdenhof zurück, befahl dem Piquenier den zweiten Sack sofort in sein

Quartier zu schaffen und dort zu verbergen, bis er selbst ihm sagen würde, was geschehen solle; eilte dann in sein Quartier, den Kopf voller Zweifel und Bedenklichkeiten, und fand dort schon den Befehl des Kurprinzen, sich ohne Säumen auf das Bastion zu begeben.

Gerhard von Queiß war unterdessen von Peter Voorst entlassen worden. Mit dem letzten Sack war jener selbst in Redlichs Haus gegangen und erfuhr dort mit Schrecken, daß nicht acht Säcke, sondern nur sechs jetzt in den Händen des Stadtschreibers sich befänden. Vergebens wurde draußen auf der Straße gesucht, vergebens jeder Möglichkeit nachgesonnen, die den unerklärlichen Verlust veranlaßt haben konnte. Es fand sich nichts. Peter Voorst versank in tiefes Nachdenken und saß noch immer rathlos bei seinem Helfershelfer, als Gerhard schon, im Gefolge des Kurprinzen, dem er sich an der jetzigen Roßstraßen-Brücke angeschlossen, auf dem Köpeniker Bastion war. Der Grund, warum Peter Voorst so mit der Ablieferung des falschen Geldes an den Stadtschreiber geeilt, war die Zurückzahlung der zusammengebrachten Brandschatzung von 16,000 Thalern, die theilweis durch den alten Redlich am andern Tage erfolgen mußte. Leicht war es diesem, das falsche Geld bei der Rückzahlung mit unterlaufen zu lassen, wogegen er das gute Geld an die Kipper und Wipper abliefern sollte. So drohend nun auch der unbegreifliche Vorfall

mit den fehlenden Säcken erschien, so eifrig auch der alte Redlich in seinen Gast drang, ihn diesmal mit dem zu leistenden Dienste zu verschonen, so bestand dieser doch nur um so fester darauf, und wies, unwillig mit dem Fuße stampfend, jede weitere Einrede des furchtsamen Stadtschreibers zurück. Sie trennten sich in Unfrieden und Besorgniß. Peter Voorst eilte in das Schloß, wo in diesem Augenblick sich Alle befanden, von denen er vielleicht Rath oder Unterstützung bei dem Vorgefallenen erhalten konnte, und Fürchtegott Redlich zählte unter biblischen Sprüchen das Geld immer wieder auf's Neue, ob er sich denn auch nicht etwa geirrt.

X.

Das Bankett auf dem Kurfürstlichen Schlosse hatte, während dies in der Stadt geschah, ununterbrochen fortgedauert. Nach dem Tanze, bei welchem der Kurprinz der schönen Gräfin von Schwarzenberg so ersichtlich den Vorzug gegeben, daß kein Anderer es wagte, sie ebenfalls aufzufordern, führte der Kurfürst seine Gemahlin vor ein Gerüst, das mit Vorhängen bedeckt, sich in der Ecke eines Nebensaales befand. Alle Gäste folgten dem hohen Paare, um die verheißene Comödia aufführen zu

sehen, für welche Junker Hans von Stockfisch in der größten Eile einige seiner Wirthshausbekanntschaften angeworben; denn von der ganzen Truppe, die er an den Kurfürstlichen Hof gebracht, war er und noch ein Anderer die einzigen Ueberreste. Seit fünf Jahren hatte der Kurfürst sich nicht mehr um die Komödianten bekümmert, daher kam der Befehl zu einer Aufführung dem Junker um so unerwarteter, als er sich früh Morgens im hohen Hause zu Spandau eingefunden und dort von dem Kanzler von Schwarzenberg bemerkt wurde, welcher dem Kurfürsten für das Bankett des Abends eine theatralische Unterhaltung vorschlug, wie dies ja ehemals stets Sitte gewesen sei. In der größten Hast hatte der Junker Hans, der sich plötzlich wieder wichtig und nothwendig geworden fühlte, ein Spiel zusammen gewürfelt, zu dessen Einübung er nach damaliger Sitte nicht viel Zeit gebrauchte. Er hatte das Talent, leicht in Versen zu reden und Späße, die in einem Stücke vorgekommen waren und gefallen hatten, wurden ohne Rücksicht darauf, ob sie dahin paßten oder nicht, auch in anderen Stücken angebracht. Eine schon im Jahre 1632 von ihm verfaßte sogenannte schwedische Comödia wurde rasch hervorgesucht und sollte heute Abend vor dem Kurfürstlichen Hofe aufgeführt werden. Ihr vollständiger Titel war:

Eine Schwedische Comödia,

in welcher zu ersehen, wie die heilige Jungfraw, Confessio Augustana genannt, von der babylonischen H*** im Römischen Reiche feindlich durchächtet und allerdings überwältigt, aber zu Gottes Ehren in Teutschland durch siegreiche Thaten vindiziret und wiederumb in Aufnahme gekommen ist, nebst einem Bauerngespräch.

Personen des Spiels:

Docktor Worst, ein Cardinal, Apotegger, Docktor Franz Nürnfachst, ein Barfüßer Mönch, Hauk Hasenbart, Docktor Suppenschmidt, Frudel Fürntanz, Tomas Frühauf, Herrmann Mumschanz, Ludwig Meußkorb, Nyggel Füllsloch, Willpold Seltendrinn und Bienlein schmier den Pelz, als Curtisan.

Um alle diese handelnden Personen besetzen zu können, hatten auch einige aus der Kurfürstlichen Dienerschaft sich zu einzelnen Rollen hergeben müssen. Den ganzen Nachmittag war von den Schauspielern schon geübt worden und nun sollten sie die Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen. Die Kurfürstin hatte ihren Sohn zwar neben sich sitzen lassen wollen, dieser aber hatte mit einer Schmeichelei für Renaten es abgelehnt, und wollte lieber zur Seite stehen, um das schöne Mädchen von dort besser sehen zu können; in der That war dies aber nur ein Vorwand, um unbemerkt das Bankett zu ver-

lassen, denn die Zeit rückte näher, wo er auf den Wällen sein wollte. Kaum hatte daher Junker Hans von Stockfisch beim Anfange der Komödia den Prolog begonnen, so zog der Kurprinz sich leise zurück, von Niemand, als dem Falkenblick des Kanzlers bemerkt, welcher ebenfalls sofort den Saal verließ.

Alle Anwesenden hatten nur Augen und Ohren für die seltene Lustbarkeit eines Schauspiels und die Gesichter erheiterten sich schon, als der Prolog sich also vernehmen ließ:

Mein lieber Zuhörer, dies Gedicht
Ist nur zum Spielen eingericht.
Wer dies will spielen, muß verzieren
Und mit annoch mehreren Scenen ausführen.
Es kann auch Manches Andere sein,
Was hier noch gebracht könnt' werden hinein;
Daß ich's aber nicht selbst schon reingebracht,
Das haben die vielen Nebengeschäffte gemacht,
Derweil in Eil — ja in zwölf Stunden
Sich dieses hat zusammeng'funden.
Drum wenn Du Dich nicht unterhalten willt,
Mit nichten mir die Einfalt schilt;
Sie wird auch finden ihren Nutzen
Drauf woll' Gott uns in Gnaden schutzen.
Vivat Elector!

Nach diesen einleitenden Worten begann sofort das Spiel selbst. Aufmerksam und lachlustig folgten die Zuschauer demselben, nur der Kanzler schritt unruhig in dem jetzt verlassenen Tanzsaal auf und nieder, ohne die Comödia durch die offenstehende

Thür auch nur eines Blickes zu würdigen. Er hatte heute zu viel gesehen und erfahren, als daß er nicht die kurze Zeit bis zum Beginn des Nachtmahls hätte wünschen sollen, um unbemerkt mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Die Ankunft des Kurprinzen war ihm so unerwartet gekommen, daß er unvorbereitet den nächsten Ereignissen gegenüberstand. So wenige Stunden dieser junge Fürst auch erst wieder am Hofe seines Vaters war, das scharfe Auge des Kanzlers hatte die ganze Thatkraft, die ganze Festigkeit des Willens und männliche Haltung des Jünglings erkannt, dem Europa einst so bereitwillig den Namen des großen Kurfürsten zugestand. Daß er nicht hoffen durfte, mit diesem Feuergeiste die Regierung auch weiter zu führen, war ihm nur zu deutlich, und gegen ihn? — der Gedanke lag ganz außer seiner Berechnung. Friedrich Wilhelm liebte ihn nicht. Das fühlte er wohl und war sich bewußt, sogar seinen Haß verdient zu haben. Und dazu nun das Unglück im eigenen Hause! Jetzt hatte er Gewißheit, daß Gerhard von Queiß es gewesen, der seine Tochter Renata im Hause des alten Rohloff gesprochen. Eine Verbindung mit dem Protestanten, mit dem Sohne eines Feindes der kaiserlichen Obergewalt in den Marken, war ihm ein Gräuel. Doch sah er den sonst so unbedeutenden jungen Mann, durch das vertrauliche Entgegenkommen des Kurprinzen, plötzlich am An-

fange einer Laufbahn, deren Ziel das glänzendste sein konnte.

So in Zweifel und Hinbrüten verloren, bemerkte er nicht, daß Romilian von Calchum, genannt von Leuchtmar, der edle würdige Erzieher des Kurprinzen, ebenfalls den einsamen Tanzsaal betreten hatte und sich ihm näherte.

„Verzeiht, Herr Graf, wenn ich Euch störe und einen Augenblick Eure Aufmerksamkeit für mich in Anspruch nehme. Es läßt mich da drinn nicht ruhen bei dem elenden Spaß, der mich unfreundlich genug daran mahnt, wie weit uns Holland in Allem, was Kunst, Wissen und heiteren Lebensgenuß betrifft, voraus ist."

„Was steht zu Euren Diensten, Herr von Leuchtmar?"

„Deutet es mir nicht übel, Herr Graf, wenn ich in aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit an das Haus unseres durchlauchtigen Herren, Euch eine Frage vorlege, die im ersten Augenblicke vielleicht sonderbar, ja verletzend erscheinen mag."

„Nun?"

„Habt Ihr bemerkt, wie der Kurprinz sich während des ganzen Abends Eurer Tochter, diesem wunderschönen Mädchen, genähert, wie er fortwährend mit ihr getanzt, wie er fast kein Auge von ihr verwendet?"

„Allerdings, Herr von Leuchtmar, und ich

nungen |so entsetzliches Elend über das Menschengeschlecht bringen!"

„Wer ist daran schuld, Herr Leuchtmar? Doch nur die Protestanten, die zuerst den Brand der Zwietracht angeschürt. Hätten sie gewußt, wohin der Widerstand führt, sie hätten sich vielleicht besser bedacht, durch Trotz die unerschütterliche Macht Roms brechen zu wollen. Jetzt mögen sie es haben, wie sie es gewollt. Zu spät werden sie einsehen, daß Roms Kraft nicht durch Spitzfindigkeiten zu untergraben ist. Doch verzeiht, ich vermeide es gern über solche Gegenstände zu sprechen. — Zu etwas Anderem. — Ich höre, der Kurprinz ist mit Leib und Seele Soldat. Ist das wahr?"

„Allerdings, Herr Kanzler. Nie habe ich ihn so gesehen, wie er den ersten Abend im Zelte des Prinzen von Oranien, im Lager bei Nymwegen war. Wir waren den Tag über scharf geritten und kamen erst Nachmittags nach der Schenkenschanz, aber der Eindruck, den die holländische Armee auf ihn machte, war wunderbar. Und in der That, die Ordnung, Disziplin und der echte Soldatengeist ist mir nie so auffallend und musterhaft erschienen, als in jenem Lager. Der Prinz hatte vor Abend noch das ganze Lager durchritten, und sprach nun vor dem Schlafengehen mit mir und dem Freiherrn Werner von Schulenburg über das, was er gesehen. Seine Worte an jenem Abende werden mir ewig im Gedächtniß sein, und wenn der Kurfürst, sein

durchlauchtigſter Vater, ihm die Führung der Brandenburgiſchen Kriegsvölker anvertrauen wollte, ſo bin ich überzeugt, würde das Elend, welches jetzt die Marken verzehrt, bald aufhören."

„Was Seine Kurfürſtlichen Gnaden thun werden, weiß ich nicht, aber es dürfte doch kaum gerathen ſein, dem Prinzen bei ſo großer Jugend ſchon ein Commando zu verleihen. Wenn man mich recht berichtet, ſo hat der Prinz auch eine ſonderbare Vorliebe zum Seeweſen und mehrmals den Wunſch ausgeſprochen, Brandenburg möge da oben in Preußen Seefahrt und Handel mit fremden Welttheilen beginnen. Iſt dem ſo, Herr Leuchtmar?"

„Oft hat mit mir der Prinz von ſeinen Wünſchen und Plänen für die Zukunft geſprochen, Herr Kanzler, und ich glaube es Euch, als dem erſten Rathe ſeines Kurfürſtlichen Vaters, ſchuldig zu ſein, die Wahrheit zu ſagen. Die Lehren, welche der Prinz in Holland empfangen, der Blick auf deſſen, durch eine Seemacht und den Welthandel erworbenen Reichthum, die Kraft, Gediegenheit und der Unternehmungsgeiſt jenes Volkes, welches Alles, was es iſt, was es hat, ſich ſelbſt verdankt, ja den Elementen abgerungen hat, haben tiefe Wurzeln in dem Herzen des Prinzen geſchlagen, und wird er einſt berufen den Kurhut zu tragen, ſo ſehe ich ihn ſchon im Geiſte darauf hinwirken, der Brandenburgiſchen Flagge Achtung auf der See zu verſchaffen."

nungen so entsetzliches Elend über das Menschengeschlecht bringen!"

„Wer ist daran schuld, Herr Leuchtmar? Doch nur die Protestanten, die zuerst den Brand der Zwietracht angeschürt. Hätten sie gewußt, wohin der Widerstand führt, sie hätten sich vielleicht besser bedacht, durch Trotz die unerschütterliche Macht Roms brechen zu wollen. Jetzt mögen sie es haben, wie sie es gewollt. Zu spät werden sie einsehen, daß Roms Kraft nicht durch Spitzfindigkeiten zu untergraben ist. Doch verzeiht, ich vermeide es gern über solche Gegenstände zu sprechen. — Zu etwas Anderem. — Ich höre, der Kurprinz ist mit Leib und Seele Soldat. Ist das wahr?"

„Allerdings, Herr Kanzler. Nie habe ich ihn so gesehen, wie er den ersten Abend im Zelte des Prinzen von Oranien, im Lager bei Nymwegen war. Wir waren den Tag über scharf geritten und kamen erst Nachmittags nach der Schenkenschanz, aber der Eindruck, den die holländische Armee auf ihn machte, war wunderbar. Und in der That, die Ordnung, Disziplin und der echte Soldatengeist ist mir nie so auffallend und musterhaft erschienen, als in jenem Lager. Der Prinz hatte vor Abend noch das ganze Lager durchritten, und sprach nun vor dem Schlafengehen mit mir und dem Freiherrn Werner von Schulenburg über das, was er gesehen. Seine Worte an jenem Abende werden mir ewig im Gedächtniß sein, und wenn der Kurfürst, sein

durchlauchtigster Vater, ihm die Führung der Brandenburgischen Kriegsvölker anvertrauen wollte, so bin ich überzeugt, würde das Elend, welches jetzt die Marken verzehrt, bald aufhören."

„Was Seine Kurfürstlichen Gnaden thun werden, weiß ich nicht, aber es dürfte doch kaum gerathen sein, dem Prinzen bei so großer Jugend schon ein Commando zu verleihen. Wenn man mich recht berichtet, so hat der Prinz auch eine sonderbare Vorliebe zum Seewesen und mehrmals den Wunsch ausgesprochen, Brandenburg möge da oben in Preußen Seefahrt und Handel mit fremden Welttheilen beginnen. Ist dem so, Herr Leuchtmar?"

„Oft hat mit mir der Prinz von seinen Wünschen und Plänen für die Zukunft gesprochen, Herr Kanzler, und ich glaube es Euch, als dem ersten Rathe seines Kurfürstlichen Vaters, schuldig zu sein, die Wahrheit zu sagen. Die Lehren, welche der Prinz in Holland empfangen, der Blick auf dessen, durch eine Seemacht und den Welthandel erworbenen Reichthum, die Kraft, Gediegenheit und der Unternehmungsgeist jenes Volkes, welches Alles, was es ist, was es hat, sich selbst verdankt, ja den Elementen abgerungen hat, haben tiefe Wurzeln in dem Herzen des Prinzen geschlagen, und wird er einst berufen den Kurhut zu tragen, so sehe ich ihn schon im Geiste darauf hinwirken, der Brandenburgischen Flagge Achtung auf der See zu verschaffen."

„So! so! Nun es dürfte doch noch einige Jahre dauern, bis Brandenburg überhaupt erst eine Flagge hat. Der Kurprinz verspricht viel; ich gestehe es gern, daß er auch mir die schönsten Hoffnungen erweckt, aber das Leben und seine Erfahrungen, seine Enttäuschungen erwarten ihn noch und ich fürchte, daß, diesen gegenüber, sein kühner Muth sich schwer bewähren dürfte."

Noch waren Beide in diesem Gespräch begriffen, als die Saalfenstern plötzlich wie von einem Schusse zusammenklirrten. Betroffen sah der Kanzler sich um und würde an eine Täuschung seines Ohres geglaubt haben, wenn nicht gleich darauf ein zweiter Schuß dem ersten gefolgt wäre. Auch im Saale, vor der Bühne, wurde es lebhaft. Mehrere Herren aus der Umgebung des Kurfürsten kamen eilig in den Tanzsaal, um Erkundigungen über diese unvermuthete Unterbrechung einzuziehen, aber Niemand wußte das Schießen zu erklären. Da es vom Köpeniker Thor herüber tönte, so lag der Gedanke an einen Angriff der Schweden zu nahe, als daß man nicht einen solchen zunächst befürchten sollte. Als Niemand Nachricht brachte, der Oberst Burgsdorf schon seit einer Stunde das Schloß verlassen hatte und der Kurprinz auch vermißt wurde, verließ der Kurfürst seinen Sitz vor der Bühne des lustigen Junkers von Stockfisch und ging im Tanzsaal auf den Kanzler zu, der ebenfalls voller Erwartung der Rückkehr einiger Boten entgegen sah,

die er sofort nach jener Gegend auf die Wälle geschickt, von wo man das Feuern vernommen. Unruhe und Besorgniß herrschte überall im Schlosse, bis endlich bestimmte Nachricht von einem Angriff der Schweden auf das Bastion vor dem Köpniker Thor einlief. Der Kanzler hatte schon nach den ersten Kanonenschüssen Verhaltungsbefehle an die einzelnen Truppentheile gesandt, und war nicht wenig erstaunt, als die zurückkommenden Boten ihm berichteten, daß die sämmtlichen Truppen schon mit Einbruch der Dämmerung in der Stille zusammenbeordert, und, wie zur Abwehrung eines feindlichen Ueberfalls, auf den Festungswerken der Köpniker Seite aufgestellt worden wären. Auf's Höchste entrüstet über die Nichtachtung, welche ihm als obersten Kriegshauptmann des Kurhuts dadurch widerfahren war, daß diese Anstalten ohne sein Vorwissen und seinen Befehl geschehen waren, beklagte er sich beim Kurfürsten und verlangte die kräftigste Bestrafung der Schuldigen. Der Kurfürst, welcher keine Ahnung hatte, daß der eigene Sohn der Schuldige sei, und sich auf das Unangenehmste im Genuß eines Familienfestes gestört sah, war eben so erzürnt als der Kanzler, und schon wollte Alles aufbrechen, um das Bankett mit dem Kampfplatz zu vertauschen, als der Kurprinz Friedrich Wilhelm in voller Kriegsrüstung in den Saal trat, auf seinen Vater zueilte und ihm die Feldzeichen zweier schwedischen Obersten zu Füßen legte. Mit ihm trat Oberst von

Burgsdorf, Hauptmann von Grevenmacher und Gerhard von Queiß ebenfalls gerüstet ein, und Alles lauschte den Worten des Kurprinzen, als dieser in der hohen Freude des errungenen Sieges dem Kurfürsten das Vorgefallene berichtete.

Die Schweden hatten sich dem Bastion, welches links neben dem ehemaligen Köpniker Thore auf derselben Stelle lag, wo jetzt der Garten der Loge zu den drei Weltkugeln sich ausdehnt, unbemerkt zu nahen gesucht, den Graben dort auf einer Laufbrücke überschritten und angefangen den Wall zu ersteigen. Der Kurprinz hatte befohlen, daß die ganze Ausdehnung der Werke bis zum Leipziger Thore, in der Gegend des jetzigen Dönhofplatzes, doppelt besetzt und die übrig bleibenden Truppen in den Wallgängen als Rückhalte aufgestellt werden sollten. Bis zu dem Augenblicke, wo die Köpfe der schwedischen Soldaten auf der Höhe des Walles erschienen, hatte sich Alles still verhalten, nun aber brach der heftigste und nachdrücklichste Widerstand los. Mit blutigen Köpfen wurden die Angreifer in den Graben zurückgestürzt und ein Ausfall, der gleichzeitig aus dem Köpniker Thore geschah, brachte die zur Unterstützung des Angriffs aufgestellten schwedischen Bataillone so in Unordnung, daß sie in wilder Flucht bis an die Rollberge zurückgetrieben wurden. Diesen Ausfall hatte Gerhard von Queiß auf Befehl des Kurprinzen und an seiner Seite der Hauptmann von Grevenmacher geleitet,

dessen Kriegserfahrung und Rath der heldenmüthigen Kraft und dem Eifer des jüngeren Mannes die rechte Bahn gezeigt. Der Ueberfall der Schweden war vollständig mißlungen, dreizehn Offiziere und fünf und sechszig Gemeine in Brandenburgische Gefangenschaft gerathen und die Ruhe der Stadt gesichert.

Ueber den edlen Feuereifer des Kurprinzen und die Freude des Sieges vergaß der Kurfürst im ersten Augenblick ganz, daß der Kanzler Strafe von ihm verlangt, wo er jetzt nur den Wunsch fühlte, zu belohnen. Der Ausdruck mütterlichen Glückes in den Augen der Kurfürstin, der Wunsch des Sohnes, dem Vater am Tage des Wiedersehens einen Beweis seiner kindlichen Liebe und Aufopferung zu geben, verscheuchten jeden Gedanken an Unmuth und Strafe aus der Seele des Kurfürsten und eine herzliche Umarmung sprach den Dank des Vaters und des Herrschers aus.

Graf Schwarzenberg fühlte wohl, daß jetzt nicht der Augenblick sei, wo er die erlittene Kränkung ahnden könne, um so mehr, als der Kurprinz selbst die Veranlassung war und der errungene Sieg ihn vor jedem Vorwurf schützte. Er begnügte sich daher, dem Obersten von Burgsdorf einen ernsten verweisenden Blick zuzuwerfen, und vermied es, bis zum Beginn des Nachtmahles an dem allgemeinen Gespräch Theil zu nehmen. Nach dem, was ihm Leuchtmar vertraut, sahe er in einer Annähe-

rung an den Prinzen größeren Vortheil für die Zukunft, als in einer, wenn auch gerechten Rüge, und wahrlich er war der Mann, die Gereiztheit des Augenblickes, seinen Berechnungen künftiger Verhältnisse gegenüber, zu unterdrücken.

Während dies in dem Bankettsaale des Schlosses vorging, standen sich der alte Schwichow und Peter Voorst im Marschalk-Zimmer zunächst der Schloß-Küche gegenüber und maßen sich prüfend mit den Augen, ohne ein Gespräch wagen zu wollen. Peter Voorst war schon vor dem Beginn des Gefechtes am Köpniker Thore auf das Schloß gekommen und hatte hier unter der Dienerschaft des Kurfürsten sowohl, als unter der Menge, die sich aus Neugierde und Schaulust versammelt, solche Erkundigungen eingezogen, als ihm bei dem unerklärlichen Vorfall mit dem Verschwinden der Geldsäcke nöthig schienen; Constabler Schwichow aber war mit den Offizieren des Kurprinzen auf das Schloß gekommen, um hier die weiteren Befehle für die Nacht zu erwarten. Als er den widerwärtigen Voorst in so vertrautem Gespräch mit der Kurfürstlichen Dienerschaft und den niederen Beamten der Kur-Kammer sah, gedachte er dessen, was er vor anderthalb Stunden im kleinen Jüdenhofe gesehen, mit desto größerem Unwillen. Angeberei war ihm durchaus zuwider, und wußte er denn überhaupt, ob dort etwas Verbrecherisches geschehen? Auch hatte er seit der Zeit erfahren, daß Gerhard von Queiß jetzt

Hauptmann und in der unmittelbaren Nähe des Kurprinzen sei. In welcher Verbindung konnte der junge ehrenhafte Mann, von dessen Muth und entschlossener Tapferkeit er seit vorgestern zwei so überzeugende Beweise gehabt, mit jenem holländischen Juden stehen? Sonderbar genug hatte er erst heute Abend, als Gerhard mit einem Befehl des Kurprinzen für die Artolerey den steilen Wallgang hinauf zu ihm gekommen war, denselben jungen Mann in ihm erkannt, welcher vorgestern Abend in der Montur eines Piqueniers sich zu Spandau unter den Schutz der Lade gestellt. Nun begriff er auch, was jener am Morgen dieses Tages ihm auf dem Domplatz gesagt, als er ihn gefragt, ob er sich nicht an vorgestern Abend erinnere? Aber in welchem Verhältniß stand Gerhard von Queiß mit jenem Peter Voorst? Wie viel Räthselhaftes lag in den verschiedenen Verhältnissen, die den jungen Mann seit wenigen Tagen in seine Nähe gebracht. Flüchtling, der sich selbst eines Mordes anklagt, den er nicht begangen, heimlich aus Spandau mit der Artolerey entweichend, jetzt Hauptmann und dessen ungeachtet in verdächtigem Verkehr mit Menschen, vor denen sein Stand und seine Stellung ihn wahren sollten! Das Alles ging ihm im Kopfe herum und ließ ihn mit um so größerem Widerwillen auf Peter Voorst blicken.

So standen Beide in dem bunten Treiben und Gewirr des Marschalk-Zimmers sich gegenüber, ohne

eine Erklärung oder Verständigung zu versuchen, die Beiden doch erwünscht gewesen wäre, bis der Junker Hanns von Stockfisch, dessen Komödia eben eine so unerwartete Unterbrechung erfahren, dem Gespräch Aller über den glücklich zurückgewiesenen Angriff der Schweden eine andere Richtung gab. Unmüthig wies der Junker die Fragen der Dienerschaft über das, was eben vorgehe, zurück, wischte sich ärgerlich die grellen Farben vom Gesicht, mit denen er sich für die Rolle des Curtisan „Bienlein schmier den Pelz" bemalt.

„Hol's der Henker, wenn die Kunst nicht einen Augenblick sicher ist, daß das Kriegsvolk sich mit seinem heillosen Lärmen und Spektakel dreinlegt. Kaum hat es das Ansehen, daß nach langen Jahren wieder einmal eine ordentliche Komödia agiret wird, so pufft und kracht es einem auch schon wieder um die Ohren. Ich wollte, ich wäre irgend etwas anders geworden, als ein Komödiant. Hol's dieser und jener."

„Will denn des Kurfürsten Durchlaucht nicht weiter spielen lassen?" fragte Peter Voorst.

„Säße ich sonst hier? — Schon mit dem ersten Kanonenschusse war die Aufmerksamkeit zum Teufel, und wie nun gar die Nachrichten kamen, da gab es einen Aufstand, als ob die Juden aus Egypten aufbrächen. Ich machte gerade einen so schönen Spaß und trat dem Nyggel Füllsloch mit dem Fuß in den Rücken, daß er der Länge lang hinstürzte,

als der Kurfürst aufstand und in den Tanzsaal ging. Mit offenen Mäulern blieben wir stehen, mir aber der Vers im Halse stecken. Erst dachten wir, die Herrschaften würden doch wiederkommen, als aber nun gar der Kurprinz kam, da war es mit der Hoffnung auf eine ordentliche Erlustigung aus. — Nun, mein Abendessen hoffe ich dessenungeachtet heute verdient zu haben. Was meint Ihr, Herr Küchenmeister?"

Unwillig antwortete ihm der Gefragte, der eben rasch vorübereilte, um den Küchenknechten den Befehl zur ersten Tracht des Nachtmahles zu geben. „Ei was, laßt mich jetzt in Ruhe, Herr Junker, ich weiß so nicht, wo mir der Kopf steht. Wenn die Herrschaften abgegessen haben, wird für Euch auch schon Rath werden; rasch da! — Das gebakkene Kälberhirn zuerst hinauf und nur auf die erste Tafel, wenn auch die Anderen lange Hälse danach machen."

„Ist denn der Kurprinz, atque dux belli, auch schon zur Tafel geschritten, Herr Junker?" fragte sich mit in die Höhe gezogenen Augenbraunen, den Schnurrbart streichend, Schwichow.

„Nein, der verkehrte noch mit den Herren Offizieren, als ich eben am Saale vorbeiging."

„Hm! hm! — Erwarte Ordonnanz von Seiner Durchlaucht und wäre nicht übel, wenn solche bald käme, denn meine Lämmer werden auch froh sein, daß sie sich endlich einmal wieder der Länge nach

ausstrecken können. Sind seit dreien Nächten nicht in die Ruhe gekommen, und wenn ich sie auch aus besonderer Liebe mein pecus ovillum nenne, so sind es doch auch Menschen und bedürfen der Ruhe."

„Es ist wahr, Herr Constabler," erwiederte jetzt, froh eine Gelegenheit gefunden zu haben, Peter Voorst, „man muß Eure rastlose Thätigkeit bewundern. Ueberall seid Ihr und Eure Stückknechte; wo es Noth thut und wo Ihr Hand anlegt, da geht es auch gut."

„Ei ja, da mögt Ihr Recht haben, Herr van Voorst! Ich bin heute schon an allerlei Orten gewesen, selbst da, wo man mich gewiß nicht vermuthet hat, und denke überhaupt, daß kein irgend erheblicher Vorwurf oder crimen auf mir haftet, was ich mit Gott jedem anderen Christenmenschen auch wünsche."

„Aber Ihr geltet auch viel bei Euren Vorgesetzten, Herr Constabler, das muß wahr sein. Wer von Euch spricht, thut es mit Achtung und Veneration. Ich selbst habe schon so viele Beweise Eurer Tapferkeit oder fortitudo animi, wie sie mein lateinischer Magister zu nennen pflegte, daß ich gar zu gerne Euch auch einmal eine Probe meiner aufrichtigen Gesinnung gäbe. Solltet Ihr vielleicht einst in den Fall kommen, meinen Säckel als den Eurigen zu betrachten, so werdet Ihr sehen, daß Peter Voorst nicht allein mit dem Worte, sondern auch mit der That bereit ist."

„Hm! hm! — Hört, Domine Voorst — daß Ihr Euer Geld übrig haben müßt, glaube ich Euch, denn Ihr verliert die Säcke mit dergleichen nervus rerum, wie unsereiner eine Patronenhülse, aber wendet Euch mit Euren Anerbietungen zu denen, die es brauchen. Mich bezahlt der Kurfürst, mein durchlauchtigster Herr, das heißt, ich will damit nicht sagen, daß ich keine Rückstände zu fordern hätte, aber ich habe zur Genüge und da es mit dem Kurprinzen das Aussehen hat, als wolle er tüchtig und fortiter auf die Schweden losgehen, so wird es mir auch an rechtschaffener Kriegsbeute nicht fehlen. Also gratias für das Anerbieten."

Peter Voorst bis sich auf die Lippen, als er hörte, daß jener um die verlorenen Säcke wußte. Aus dem Tone und dem verächtlich weggewendeten Kopfe des alten Constablers sah er, daß sein Geheimniß, das er so tief bewahrt glaubte, auf dem Punkt stehe, verrathen zu werden und wagte es daher nicht, das Gespräch noch weiter fortzusetzen. Nur ein Gedanke hatte jetzt Raum in der Seele dieses furchtbaren Menschen. Schwichow mußte aus dem Wege geschafft werden. Nicht diese Nacht durfte er überleben, sollte nicht die ganze Frucht langjähriger verbrecherischer Thätigkeit in einem Augenblicke verloren gehen. Aber wie war dem Alten beizukommen? Ihn meuchlings überfallen, wenn er das Schloß verließ? Das war ungewiß, denn wahrscheinlich erwarteten ihn einige seiner Stückknechte

auf dem Domplatze. Und dann die bekannte Körperstärke dieses abgehärteten, gestählten Kriegers! — Gift? — Ja! Das war das Sicherste! Aber konnte er hoffen, bei der Verachtung, die der alte Schwichow gegen ihn zeigte, sich ihm mit einem Trunke zu nähern. Noch sann er über die Möglichkeit nach, wie er seinen scheußlichen Plan wohl ausführen könne, als er sah, daß der Junker von Stockfisch eine Kanne Wein vorgesetzt erhielt und bemerkte, daß Schwichow durstig nach jenem hinüberblickte. Eilig sprach er einige Worte mit dem Kellermeister, zeigte auf den Constabler, der ein Liebling des Kurfürsten, des Kanzlers und sogar schon des Kurprinzen sei und bat um eine Kanne Wein für ihn, die gern bewilligt wurde, weil der Geber dadurch Gelegenheit bekam, zweie in Rechnung zu bringen. Unbemerkt leerte er eine kleine Büchse mit flüssigem italienischen Gift in die Kanne, gab sie einem vorübergehenden Kellerknechte mit der Weisung, sie dem alten Constabler dort vom Kellermeister zu bringen und stellte sich dann lauernd und mit gräßlicher Sicherheit im Blick an die Thür, so daß das Gewühl der kommenden und gehenden Dienerschaft ihn der Beobachtung entzog.

Freundlich schmunzelnd empfing Schwichow die Kanne und wollte sie eben an den Mund setzen, als auf dem Gange, der vom Marschalk-Zimmer zur Treppe des ersten Geschosses führte, Sporen klirrten, Stimmen laut wurden, die nach den Or-

donnanzen fragten, und die Feldwaibel der andern Regimenter, welche eben so, wie Schwichow, hier auf weitere Befehle warteten, zur Thür eilten. Auch Schwichow rückte sich das breite Wehrgehenk zurecht, drückte sich den Hut auf den Kopf, murrmelte einen kräftigen Fluch zwischen den Lippen, trank aber nicht, sondern wollte eben aus der Thür treten, als zu seinem Erstaunen der Kurprinz selbst in das Markschalk-Zimmer trat, sich fröhlich darinn umsah und in heiterem Muthe Allen einen guten Abend zurief.

Schwichow konnte den Hut nicht so rasch wieder vom Kopfe reißen, als der Kurprinz mit Alles gewinnender Freundlichkeit schon die Hand auf seine Schulter legte und ihm zurief:

„Auch für Euch habe ich einen Dank meines Kurfürstlichen Vaters und Fürsten, alter Herr! Eure Brummbären haben tüchtig mit aufgespielt bei meinem Ehrentanze. Ich habe wohl gesehen, welch' ein zuverlässiger Büchsenmeister Ihr seid. Geht nur hinaus zu den Andern, dort werden die Ordonanzen für die Nacht gegeben. Laßt Eure Leute hübsch ausruhen nach ihrem harten Tagewerke, und thut Euch eins gütlich, hört Ihr? Die Berliner können Euch tüchtig auftischen, denn Ihr habt ihnen die Brandschatzungen gespart."

„Hat gute Wege, Durchlaucht! — Die Berliner sind zähe, es hält schwer, von denen was Gutes

zum Imbiß zu kriegen. Das hat keine Zucht und keine Munificenz."

„So! — Also noch immer die Alten? Haben sich nicht geändert, seit ich in Holland war. Nun, so sucht es hier einzubringen — ich sehe, hier wird ganz wacker geschmaust. Kommt! kommt! Herr Constabler, trinkt und laßt es Euch wohl sein."

„Quod non, princeps atque dux belli! Das würde sich nicht schicken, in Gegenwart und unmittelbarer Präsenz eines so durchlauchtigen Herren seinen körperlichen Gelüsten nachzuhängen."

„Nun so muß ich Euch schon den Trunk kredenzen. Gebt mir die Kanne dort! So! — Auf die Ehre der brandenburgischen Fahnen!"

Der Kurprinz trank einen Schluck von dem vergifteten Wein, setzte aber die Kanne gleich wieder nieder, als er den unangenehmen, widerlichen Geschmack des Weines bemerkte und rief:

„Kellermeister! Habt Ihr keinen bessern Wein für einen ehrenwerthen alten Soldaten? Das ist ja bitterböses, saures Zeug! — Rasch eine Kanne so guten Weines, als ihn der Herr Kanzler nur trinkt. Ich denke, wir verdienen heute einen herzhaften und echten Trunk, nicht wahr, Herr Constabler? So! — Jetzt trinkt und laßt es Euch wohl sein, dann aber auf den Wall und gute Wacht gehalten! Guten Abend Kinder, guten Abend!"

„Guten Abend, Durchlaucht! Gott segne und erhalte uns unseren gnädigen jungen Herren," so beantworteten, wie aus einem Munde, alle Anwesenden den freundlichen Gruß des Kurprinzen, als er das Marschalk-Zimmer verließ.

Mit innerem Entsetzen hatte Peter Voorst den Kurprinzen von dem vergifteten Weine trinken sehen. Heftig zitternd und kaum seiner Sinne mächtig, stürzte er jetzt herbei, um sich auf irgend eine Weise jener Kanne zu bemächtigen, deren Inhalt ein furchtbarer Beweis gegen ihn werden konnte. In der allgemeinen Aufregung, welche das herablassende Benehmen des Kurprinzen unter Allen hervorgebracht, die im Marschalk-Zimmer gegenwärtig waren, wurde es ihm leicht, durch eine geschickte Wendung die Kanne umzustoßen und den Wein zu verschütten. Niemand achtete darauf. Ja, als Schwichow schon längst das Schloß verlassen hatte und die Kellerknechte das herumstehende Geschirr wegräumen wollten, um auf's Neue für die oben aufwartende Dienerschaft zu decken, gelang es ihm die Kanne selbst, in der sich noch ein weißlicher Bodensatz zeigte, unter seinem Mantel bei Seite zu schaffen. Dann verließ auch er in der heftigsten Aufregung das Schloß.

XI.

„Die Ehre der Brandenburgischen Waffen!“ — Dies war der erste Trinkspruch, den der Kurfürst beim Nachtmahle ausbrachte, und ein schmetternder Tusch der Trompeten, Zinken und Pauken trug ihn weit hinaus in die stille Herbstnacht. Die erste Tracht war schon vorüber, als der Kurprinz seinen Stuhl an der Tafel einnahm; zwischen seiner Mutter und der Gräfin von Schwarzenberg, gegenüber dem Kanzler, hatte der Kurfürst selbst seinen Platz bestimmt. Nur die Kurfürstliche Familie und die höchsten Beamteten des Kurstaats saßen an der ersten Tafel, während der Hofstaat dieselbe umstand, im anstoßenden Saale aber die Eingeladenen an vier großen Tafeln speisten. — Gerhard stand mit den übrigen Offizieren des Gefolges hinter den Stühlen und hatte den Kanzler dicht vor sich, so daß er Renaten und neben ihr den Kurprinzen genau beobachten konnte. Bis zu dem Augenblicke, wo Gerhard diesen Platz eingenommen hatte, war Renate unruhig und ängstlich gewesen, nun aber überließ sie sich in harmloser Unbefangenheit dem Glück, das Lob des Geliebten aus dem Munde des Kurprinzen selbst zu hören. — Das Bewußtsein ritterlicher That und die ersichtliche Liebe Aller, die ihn umgaben, hatten den Fürstensohn so froh, so glücklich gestimmt, daß er gern in der Anerkennung

fremden Verdienstes dem eigenen Hochgefühle Worte gab. — Renate durfte es zwar nicht wagen, ihre Blicke auf Gerhard zu heften, da ihr Vater jede ihrer Bewegungen beachtete, aber desto reichere Entschädigung fand sie in lebhafter Unterhaltung mit dem Kurprinzen, der ihren anscheinend unbefangenen Fragen nach den kleinsten Nebenumständen des Gefechtes am Köpniker Thore mit vollem Herzen entgegen kam und nicht ahnete, wie jede Erwähnung des Antheils, den Gerhard daran genommen, das Mädchen seiner Wahl beglückte. — Gerhard aber theilte das Entzücken der Geliebten nicht. In ihrer vertraulichen Annäherung und ausschließlichen Aufmerksamkeit auf die Worte des Kurprinzen fühlte er sich verletzt und durch das Bewußtsein der Kluft gequält, die ihn von der Geliebten trennte. — — O, hätte er einen Blick in Renatens Seele thun können, er würde erkannt haben, mit wie reiner, keuscher Liebe sie nur seiner gedachte, wie nur sein Bild ihr ganzes Herz erfüllte. —

Der alte Geheimbderath Seyfried von Queiß, welcher nicht weit vom Kanzler ebenfalls an der ersten Kurfürstlichen Tafel saß, rief nach der zweiten Tracht seinen Sohn zu sich heran und gab ihm ein kleines vergelbtes Pergament und ein daran befestigtes Papier mit der Weisung, beides in Muße zu lesen. — Er hatte mit den von Peter Voorst erhaltenen wichtigen Papieren, bei wiederholter späterer Durchsicht, das Pergament gefunden und anfangs

nicht darauf geachtet, weil es nur eine sonderbar gestaltete Figur enthielt; die nähere Bezeichnung mit der Signatur M. 12 ließ ihn aber schließen, daß es wohl das im Gutachten des ehemaligen Astrologen Pedro Santorius erwähnte Horoskop sein könne, und die genauere Prüfung bestätigte diese Vermuthung. Er hatte es zu sich gesteckt, um mit dem Sohne bei Gelegenheit des Banketts davon zu sprechen, aber die rasche Folge der Begebenheiten hatte dies bis jetzt verhindert. — Während der Tafel erinnerte ein zufälliger Griff in die Brusttasche seines Kleides den Geheimbderath aber an seine Absicht, und da Gerhard unthätig unter dem Gefolge stand, so glaubte er ihn durch die Mittheilung dieser seltsamen Papiere zu beschäftigen. —

Dem Sohne kam diese Unterbrechung erwünscht, denn immer peinlicher wurde ihm der Anblick Renatens, die nur Sinn für die unzweideutige Huldigung des Kurprinzen zu haben schien. Er zog sich, nachdem er von seinem Vater gehört, was ihn zu dieser Mittheilung veranlaßt, in ein kleines Erkerzimmer zurück, dessen offenstehende Thüren ihm den Ueberblick über die Tafel gewährten, und las mit Erstaunen Folgendes:

Horoskop

nach der Nativität eines weiblichen Individuums, Vornamens Ursula, gestellt, in der Mitternacht vom 1. zum 2. August des Jahres 1550.

Verlangender des Horoscopii: Münzmeister, auch Kämmerer Sr. Kurfürstl. Gnaden Lippoldus.

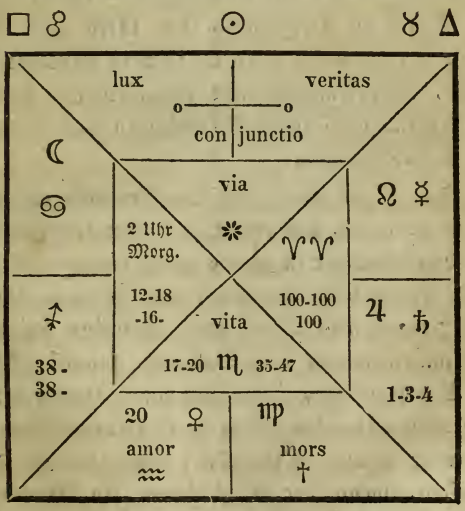
Nativität: Name Ursula, eigentlich Sarefja, welches ein wendischer und heidnischer Name ist, stammt mütterlicher Seits angeblich von alten wendischen Fürsten, väterlicher Seits jedoch illegitimiter von einem christlichen Ritter.

Dies der Geburt: Primus decembri 1518.

Hora der Geburt: 2 Uhr Morgens.

Wetter: Mondschein hell und klar, häufige Sternschnuppen. Wind aus Osten, bitter kalt und trocken.

Zusammenstellung derer Nativität:



Tetragrammaton.

Gehet hervor:

Das Kind ist merkurialisch feuriger, aber auch temperirter Natur.

Als Kind häßlich, nachher von großer Leibesschönheit und Vollkommenheit.

Seine Krankheiten werden sein: Geschwulst, Schwindel und Nierenleiden.

Gefährliche Jahre: Das 17te, 20ste, 35ste und 47ste Jahr. Stirbt eines gewaltsamen Todes. Uebersteht sie das 35ste und 47ste Jahr, so erreicht sie ein hohes Alter in Ehren und stirbt eines natürlichen Todes am 5ten eines nassen Monats.

Durch die Conjunctio im 11ten und 12ten Hause der Nativität wird sie schwere Fährlichkeiten, Raub, Ehrenkränkung und Gewissensbisse zu bestehen haben, auch ihren Angehörigen viel Kummer und Elend bringen.

Im Hause vitae zeigt der Scorpion ein grausames Uebel an, das erblich ist. Der doppelte Widder im benachbarten Hause giebt dreimal die Zahl 100, als welches andeutet, daß je von 100 zu 100 Jahren das Uebel durch rotation bei denen Abkommen wieder zum Vorschein kommt. Worin das Uebel bestehe, findet sich unter keinem christlichen Himmelszeichen, doch ist es saturninischer oder tödtender Natur. Dies Uebel kann aber nur dann behaften, wenn der Nachkomme ein Verbrechen begehet — dann trifft es ihn und seine Behaftung

bringt Tod für Andere zu Wege. Das gefährliche Jahr ist 38!

Uebrigens ist gegenwärtiges Individuum verliebter Natur, wegen der Venus im Hause Amoris. Wird mancherlei Anfechtungen zu bestehen haben, aber zu hohen Ehren kommen, auch sonst bis zu den gefährlichen Jahren eines guten Daseins und ziemlicher Gesundheit genießen.

Dies ist die Nativität Ursulä.

Pedro Santorius.
Astrologus.

Ad marginem: Ist so weit richtig eingetroffen, starb gewaltsam im 35sten Jahre ihres Alters anno 1551. Das Uebel ist der „böse Blick," mit welchem sie ihr Kindlein (†††) Joachim getödtet.

Lippold

Gerhard versank, als er die Durchsicht der Papiere beendet, in trübes Sinnen Er war ein Abkomme jener unglücklichen Frau, der hier ein Horoscop gestellt war, das sich so furchtbar wahr erwiesen. Noch war die Zeit nicht so weit vorgeschritten, den Einfluß der Sterne auf die Geschicke des Menschen zu läugnen, im Gegentheil hatte das Beispiel der ausgezeichnetsten Männer den Glauben daran nur noch fester wurzeln lassen, und eine unheimliche Ahnung überkam ihn, als er die Zahl 38 als dasjenige Jahr bezeichnet sah, in welchem jenes

räthselhafte und grauenvolle Uebel nach hundert Jahren wiederkehren würde. Aber nur dann sollte ein Nachkomme davon befallen werden können, wenn er sich eines Verbrechens schuldig gemacht. Und hatte er denn nicht den Hauptmann von Arnheimb erschlagen, — nicht im Zweikampf, sondern im Anfall eifersüchtiger Wuth? — Wehe, wehe! wenn seine That sich so fürchterlich rächen sollte! und grade jetzt, wo die Zukunft ihm zu lächeln schien. — Wer gab ihm Licht in diesem dunklen Labyrinthe?

Da wurde es drinnen an der Kurfürstlichen Tafel unruhig. Die Stühle wurden zurückgeschoben, man stand auf und doch war das Nachtmahl noch nicht vorüber. Schnell seines Dienstes gedenkend, verbarg er die Papiere und eilte in den Saal, wo Alles sich um den Kurprinzen drängte, der plötzlich unwohl geworden war und mit Todesblässe auf dem Gesichte nur seine Eltern zu beruhigen suchte. Der Kurfürstliche Arzt, welcher im zweiten Saale unter den Eingeladenen gespeist, schüttelte den Kopf nach kurzer Unterredung mit dem Prinzen und ordnete sofort Ruhe und Abgeschiedenheit an. Zwar suchte er den Kurfürsten und die Kurfürstin damit zu beruhigen, daß es wahrscheinlich nur die übermäßige Anstrengung in den letzten Stunden sei, welche den geliebten Sohn für den Augenblick unwohl mache, aber seine bedenkliche Miene strafte seine Worte Lügen. Man führte den Kurprinzen auf seine Zim-

mer, und obgleich der Kurfürst den Befehl gab, das Bankett solle ungestört fortfahren, so hatte doch diese plötzliche und unerklärliche Erkrankung, so wie die Entfernung der Kurfürstlichen Familie vom Nachtmahl, die frohe Stimmung der Gäste so gestört, daß in trüber Stille das Mahl endete und früher, als jeder gedacht, die Bankett-Säle leer und öde waren. Niemand wollte mehr tanzen, obgleich die lustige Musik laut genug dazu aufforderte, und bald hörte auch diese auf, da Einer nach dem Andern sich entfernte. Der Kanzler war dem Kurfürsten gefolgt, nachdem er Renaten einen Wink gegeben, das Schloß zu verlassen, und diese bestürzt und tief ergriffen von der Krankheit, die den Kurprinzen so plötzlich an ihrer Seite überfallen, war so verwirrt und erregt, daß sie sich fast willenlos von dem Obersten von Burgsdorf an den Tragsessel geleiten ließ, ohne nach Gerhard umzuschauen, der gerne noch vor ihrer Entfernung eine Bestätigung gehört, ob er Hoffnung habe sie zur Nacht zu sprechen. Im höchsten Grade verstimmt und unmuthig, zog sich nun auch Gerhard zurück, suchte Ruhe und Erkräftigung auf einem Gange durch den Lustgarten, und sehnte den Augenblick herbei, wo es ihm vergönnt sein würde, die Geliebte nach der peinigenden Trennung des ganzen Abends wieder zu sehen.

Kaum war die junge Gräfin im Schwarzenbergischen Pallaste angekommen, als sie nach Catherinen verlangte, ihre andere Dienerinnen entließ, um

ungestört mit dieser allein zu sein. Rasch beriethen Beide nun jede Möglichkeit, wie die Liebenden sich wohl sehen könnten, und als diese gefunden war, eilte Catherine Rohloff in ihren Kapuz-Mantel gehüllt auf die Straße, um dort Gerhard zu erwarten. Zwischen der Spreegasse und dem Domplatze ging sie auf und nieder, oft auch bis zur Mitte des Turnier- und Karusselplatzes, damals schon wie jetzt die Stechbahn geheißen. Das ganze prächtige Gebäude der Statthalterei, wie der Schwarzenbergische Pallast vom Volke genannt wurde, war dunkel, denn der Kanzler hatte nur seinen Leibdiener mitgebracht, seinen übrigen zahlreichen Haushalt aber einstweilen noch in Spandau zurückgelassen. Nur in einem Seitenflügel gegen die Spreegasse hin brannte Licht und schien die Rückkehr des Grafen vom Schlosse zu erwarten, während die junge Gräfin, deren Zimmer nach der Wasserseite, den Festungswerken bei der jetzigen Münze gegenüber lagen, ebenfalls die Fenster mit schweren Vorhängen bedeckt hatte, die keinen Lichtschimmer hindurch ließen.

Schon mehreremale war Catherine so die ganze Länge der Brüderstraße auf und niedergegangen, als sie bemerkte, daß ihr ein Soldat folgte, der sie zu beobachten schien. Besorgt hüllte sie sich fester in ihrem Mantel, erkannte indessen, als sie um den Dom gegangen, dann aber wieder zur Statthalterei zurückgekehrt war, ihren Gottlieb in dem Pique-

nier, welcher vor der Statthalterei stand und sehnsüchtig nach den dunklen Fenstern hinaufblickte.

„Gottlieb! Um Gotteswillen, Gottlieb! Bist Du es oder bist Du es nicht?"

Gottlieb Knorre, der, nachdem die Truppen vom Kurprinzen bis auf einige Compagnien für die Nacht in ihre Quartiere entlassen worden waren, keine Ruhe gehabt und von dem alten Schwichow erfahren hatte, daß Catherine mit der jungen Gräfin in der Statthalterei wohne, war mit der Absicht in die Brüderstraße gekommen, sich ihr wo möglichst zu nähern, nun er sie aber schneller und leichter, als er es gehofft, fand, stand ihre Untreue und Falschheit wieder mit grellen Farben vor seiner Seele und erzürnt antwortete er auf ihre Frage:

„Du schlechte, ehrvergessene Dirne! unterstehst Du Dich noch mich anzureden? Pfui! Ich wollte mich schämen."

„Aber so höre mich doch nur, Gotttieb! Ich bin ja ganz unschuldig, wenn der Schein auch wider mich ist. — Lasse Dir doch nur erzählen, wie Alles zugegangen ist."

„Nicht wahr, daß Du mir irgend eine Lüge in den Bart erzählst? Oh, ich kenne jetzt Deine Falschheit. Meine Kameraden haben es mir wohl gesagt ich sollte doch einem Weibsbilde nicht trauen! — Schöne Dirne! Hat einen Hauptmann bei sich im Kämmerlein und dann noch einen, Gott weiß wen? Pestilenz und böses Zeug! Krieg ich

den Kerl mal unter meine Fäuste, der mich schon vor der Hochzeit zum Hahnrei machen wollte, so sollte ihm die Lust dazu für immer vergehen!"

„Aber so schreie doch nicht so entsetzlich, lieber Gottlieb! — Ach Gott, ich kann es mir ja recht gut denken, wie böse Du bist und ich will mir ja auch Alles herzlich gern gefallen lassen. Schlage mich, schlage mich meinethalben todt, aber dann höre mich auch an."

„So? — Und was thust Du denn jetzt schon wieder auf offener Straße, wenn andere Mädchen, die Zucht und Ehrbarkeit im Leibe haben, im Bette liegen oder hinterm Spinnrade sitzen? Willst Du mir etwa weiß machen, Du hättest mich hier erwartet? Geh! geh! Du ehrvergessene, schlechte Dirne! Na! was weinst Du denn nun? Ja, weinen kann Jeder! Wenn Du ehrlich an mir gehandelst hättest, brauchtest Du jetzt nicht zu weinen! Schluchze doch nicht so! Ich will ja zuhören, was Du mir zu sagen hast, aber höre auch auf zu weinen."

„Ach Gott, ach Gott! Am jüngsten Tage wirst Du es noch bereuen, wenn Du mich eine schlechte Dirne nennst. Ich kann jeder Zeit ehrlich vor Dich hintreten und sagen: an mir ist keine Schlechtigkeit. Du guter Gott! Muß ich das von Dir erleben? Ach! ach!" —

„Na so rede aber auch, ich will ja geduldig zuhören. Weine doch nur nicht mehr! — Ei so wollte ich auch gleich, daß der Teufel —"

„Ja fluche nur! Bei dem Soldatenvolk hast Du nichts als Untugenden gelernt. Schäme Dich, Gottlieb! — früher war ich Dir gut — so gut — aber jetzt kann ich Dich gar nicht mehr leiden.“

„I Du wirst doch nicht, Catherinchen?“

„So ein schlechter Mensch, wie Du bist. — Ah, ah!“

„Nun so schlage das Donnerwetter drein, jetzt macht sie mir Vorwürfe. So ist es recht! Das hat man davon, wenn man sich mit dem Weibsvolke erst abgiebt. Jetzt rede oder rede nicht. Mir einerlei! Wir sehen uns nie mehr wieder! Verstehst Du mich!“

Catherine merkte nun wohl, daß ihre Thränen die gehoffte Wirkung hervorgebracht, hing sich an seinen Arm und ging mit ihm auf den Domplatz, wo sie dem gutmüthigen und leichtversöhnten Gottlieb Alles auseinandersetzte und erklärte, was in Spandau geschehen war. Sie begegnete jedem seiner Zweifel mit der vollen Wahrheit, beantwortete alle seine Fragen so aufrichtig und überzeugend, daß er froh war, ihr wieder ganz und unbeschränkt trauen zu können. Selbst die Ursache, wegen welcher sie jetzt so spät zur Nacht noch auf der Straße war, theilte sie ihm offen und ohne Rückhalt mit, so daß er ganz überzeugt und das gegenseitige Vertrauen wieder hergestellt wurde. Da Gerhard sich noch immer nicht sehen ließ, so erzählte Gottlieb der Erstaunten von dem reichen Funde, den er so zufällig

im kleinen Jüdenhofe gemacht. Er hatte das Geld gezählt und über 600 Thaler schönes blankes Silber in den Beuteln gefunden; diese Summe konnte Beiden zu einem sorgenfreien Ehestande verhelfen, wenn sie in Gottliebs Händen blieb oder wenn dies auch nicht der Fall war, so war doch jedenfalls eine Belohnung für den Finder verlorenen Geldes oder den Angeber eines ungesetzlichen Verkehrs zu hoffen. Die Versöhnten überließen sich den schönsten Hoffnungen für die Zukunft, und zweifelten keinen Augenblick, daß auch die Heirath des jungen Hauptmanns von Dueiß mit der Gräfin Renate, bei der sie, nach ihrer Meinung, gar kein Hinderniß sahen, ihnen nützlich sein müsse.

Während Gottlieb und Catherine so auf dem Domplatze froh in die Zukunft blickten, war der Kanzler allein vom Schlosse nach Hause gekommen und gleich in sein Zimmer gegangen. Er fragte sogleich, ob seine Tochter noch auf sei und eilte auf die bejahende Antwort, ohne sich nur einen Augenblick der Ruhe und Erhohlung zu erlauben, in den anderen Flügel des Gebäudes hinüber. Renate erschrak heftig, als sie den Vater mit sichtbaren Spuren der Erregung und Unruhe in ihr Zimme treten sah, wo sie jeden Augenblick das Erscheinen Gerhards erwarten mußte. Was konnte ihn noch so spät zu ihr führen? Was war geschehen? Was sollte sie hören? Diese Fragen bewegten ihr Inneres und da sie seit ihrer Abreise aus Spandau

den Vater nicht allein gesprochen, so konnte es ihm nicht auffallen, daß sie schweigend und mit niedergeschlagenen Augen erwartete, wie er sie anreden würde.

„Es ist mir lieb, Renate, daß Du noch nicht zur Ruhe gegangen bist. Ich habe noch Wichtiges mit Dir zu sprechen. Gewiß hat der Glanz des Banketts Dich aufgeregt und bannt den Schlaf von Deinen Augen. Sage dem Erhard oder lasse ihm sagen, daß er mir meinen Schlafrock herüberbringt, ich bin müde, müde an Geist und Körper. Lasse mir einen Trunk recht frischen kalten Wassers bringen, hörst Du? Aber recht frisch!"

Renate verließ das Zimmer, bestellte das Verlangte und befahl dem Hauswart, ihrem Mädchen Catherine, wenn sie zurückkäme, gleich zu sagen, daß der Vater noch bei ihr sei, sie also nicht ungerufen in das Zimmer treten solle. Mit dieser Bestellung sank ein schwerer Stein von ihrer Brust und erleichtert, doch immer noch zweifelhaft über das, was ihren Vater zu so ungewohnter Zeit zu ihr geführt, kehrte sie mit dem Schlafrock und dem großen Kelchglase frischen Wassers in ihr Zimmer zurück, wo der Kanzler mit großen Schritten, die Hände auf dem Rükken, auf und nieder ging.

„Hier, mein Vater!"

„Gieb her! — Ach! das erquickt — das gießt neues Leben in den überbotenen Körper — so! Hilf mir die Ketten und das Wamms ablegen! so, jetzt

den Rock! Ich danke Dir, mein Kind! Seit gestern Abend bin ich in ununterbrochener Unruhe und Thätigkeit. Heute in der Frühe die Ankunft des Kurprinzen, — die Sorge um Dich — der Ritt nach Berlin, — das Bankett. Ich fühle es, daß ich älter werde. — So, setze Dich zu mir! — Wie schön Du heut gewesen bist! Mein gutes Kind! Meine schöne, liebliche Renate!"

Während der Graf seine Tochter auf die Stirn küßte und ihr Gesicht mit beiden Händen liebkosend zu sich aufrichtete, fragte Renate:

„Es geht doch besser mit dem Kurprinzen, mein Vater?"

„Vor zehn Minuten erst verließ ich sein Bett! Denke Dir, Renate, nach der Behauptung des Arztes hat der Prinz Gift bekommen, und nur der überaus kräftigen Natur des Jünglings verdanken wir es, wenn es keine gefährliche Folgen für sein ganzes Leben hat. Das Gift ist wieder von ihm gegangen. Der Arzt ist beschäftigt, genau zu untersuchen, welcher Art es war. Aber jede Gefahr ist vorüber, wenigstens für den Augenblick."

„Gift? Das ist ja entsetzlich! Wer könnte?" —

„Das habe ich auch mich bis jetzt vergebens gefragt. Der Arzt behauptet, das Gift müsse in den Speisen oder in dem Wein bei der Abendtafel gewesen sein. Aber wir Alle haben von denselben Speisen gegessen, wir Alle haben denselben Wein getrunken. Kein Fremder hat sich der Tafel ge-

nähert. Nur die vertrautesten Leibdiener haben uns bedient. Der Prinz erinnert sich nicht, seit dem Imbiß heut Mittag bei dem Dorfe Lietzow etwas gegessen oder getrunken zu haben und hält die Meinung des Arztes für eine Täuschung. Auch ich bedurfte der wiederholten und feierlichen Versicherung des verständigen und rechtlichen Mannes, um an eine Vergiftung zu glauben. — Wehe dem Schuldigen! Ich will mein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, bis diese Schandthat gerächt ist, so wahr ich mir bewußt bin ein redlicher Diener meines Herrn zu sein!"

„Welch unerklärliche Begebenheit! Wer könnte dem Kurprinzen auf so fürchterliche Weise nach dem Leben stehen? — So gut, so heldenmüthig, so schön und männlich — —"

Ja, meine Tochter, Alles das ist er — und große Hoffnungen mögen die Marker an diesen wunderbar begabten jungen Fürsten knüpfen. Wenn ich ihm dies zugestehe, so kannst Du um so zuversichtlicher auf seine künftige Größe hoffen, als mit dem ersten Schritt auf den Kurstuhl Graf Schwarzenberg aufhören wird Kanzler Brandenburgs zu sein. Mein Lob und meine Anerkennung kommt also gewiß aus lauterer Quelle, und das ist eben der Gegenstand, über den ich heute noch zu Dir sprechen muß, wenn ich Ruhe auf meinem Lager finden soll."

„Mit mir, lieber Vater, über die Zukunft des Kurprinzen?“

„Mit Dir über die Zukunft des Kurprinzen! Du siehst mich erstaunt und fragend an? Bald wirst Du mich verstehen können. — Höre mich ruhig an. — Du wirst gewichtige Worte von mir hören und wahrlich, nie hätte ich gedacht der eigenen Tochter Rechenschaft über Dinge geben zu müssen, die nur in den Rath ernster Männer gehören. Suche mir zu folgen und unterbrich mich nicht. — So, rücke mir das Kelchglas näher heran, setze Dich dorthin und stelle das Licht hinter jene Stuhllehne — der Schein blendet meine Augen. — So!“ —

„Du kennst meine Anhänglichkeit, meine unerschütterliche Treue für den Kaiser. Das Volk haßt mich dafür, der Kaiser selbst hält mich für einen feilen Miethling. Ich aber fühle mich rein von jedem Vorwurf. Ich bin kein Brandenburger, aber ich bin ein Deutscher und weiß, daß Deutschland nur dann etwas ist, nur dann dem lauernden Frankreich, dem gierigen Spanien, dem hungrigen Schweden widerstehen kann, wenn es Eins ist in allen seinen tausend und aber tausend Theilen. Von Jugend auf in hohen Staatsämtern, habe ich erkannt, was leider so Wenige erkennen, daß im Kaiser die Einheit Deutschlands liegt und liegen muß. Für mich besteht kein Brandenburg, kein Sachsen, kein Bayern und Schwaben, ich erkenne nur einzelne Glieder des mächtigen deutschen Riesen an,

die nur dann den Zweck ihres Daseins erfüllen, wenn sie zur Erhaltung des Ganzen beitragen. Nicht dem Kaiser beweise ich Anhänglichkeit, nein, der Kaiserlichen Krone, gleichviel wer sie auch trage. Ja, trüge sie ein Protestant, so sehr mir der bloße Gedanke auch widerstrebt, ich würde für ihn wirken, wie ich es bisher für den Katholiken gethan. Wäre George Wilhelm Kaiser und ich Statthalter in Oestreich oder Schwaben, so würde mir Oestreich und Schwaben nichts anderes gelten, als im Verhältniß zum großen Ganzen des unter der Kaiserkrone vereinten Deutschlands. Nicht Schweden, nicht Frankreich soll einen Theil Deutschlands haben, so lange ich Kanzler in ihm bin, denn haben sie nur erst den Theil, so stürzt bald das Ganze, und eher mag eine ganze Bevölkerung zu Grunde gehen, eher eine Wüste aus den Marken werden, ehe ich ein anderes als deutsches Gesetz hier anerkenne. — Daß ich in dem was ich thue von der Mitwelt verkannt werde, weiß ich und wußte ich, als ich mein schwieriges Werk begann, aber die Nachwelt soll mich einst beurtheilen, wenn Gott mir seinen Beistand nicht versagt. Die glänzenden Eigenschaften Friedrich Wilhelms lassen mich indessen fürchten, daß er, auf eigene Kraft vertrauend, den Zweck seines Lebens mehr in der eigenen Größe und Erkräftigung, als in seiner Dienstbarkeit zu der Gesammtheit des deutschen Volkes suchen wird. Bei seiner Jugend, bei seinem lebhaften Gefühl für das an-

scheinend zunächst Rechte, wird er unfähig sein, in meinen Berechnungen etwas anderes als Treulosigkeit gegen die Marken zu finden und wahrlich die Hohenzollern sind des Kaisers gefährlichste Nebenbuhler. Wenn das mit den Erwerbungen und Vergrößerungen so fortgeht, wie bisher mit Preußen, Cleve, Jülich, Mark und Ravensberg, so sehe ich es kommen, daß einst zwei deutsche Kaiser sich in die Herrschaft theilen werden. Einen norddeutschen Kaiser von Brandenburg und einen süddeutschen Kaiser von Schwaben. Dann aber ist Deutschland verloren. Schweden und Spanier werden dann Herren sein, wo jetzt deutsche Fürsten unter einem Kaiser regieren. — Nie, nie möge das geschehen."

„Nun höre mich weiter an, mein Kind. George Wilhelm, mein gnädigster und durchlauchtigster Gebieter, hat zu viele Beweise meiner Treue und Wirksamkeit für das wahre und wohlverstande, wenn auch nicht augenblickliche Interesse der Marken, daß er sich meines Beistandes nicht entrathen wird, so lange er den Kurhut trägt. Seinem Nachfolger aber bin ich eine Last, eben weil ich dem Vorgänger Alles war. — Soll also mein Ringen und Kämpfen nicht umsonst gewesen sein, soll nicht der Heldengeist des jungen protestantischen, mit holländischen Ideen von Wohlfahrt und Behaglichkeit des Volks erfüllten Friedrich Wilhelm, die Marken ganz losreißen vom deutschen Reiche, so muß meine

Macht und mein Rath den Katafalk George Wilhelms überdauern. Gott der Allmächtige ist mein Zeuge, daß nicht jämmerlicher Ehrgeiz meine Schritte leitet, sondern der eine große Gedanke meines ganzen Lebens. — Der Zufall bietet mir nun ein sicheres Mittel zur Erreichung meiner Zwecke, und Du, meine Tochter, bist es, in deren Händen es liegt, mich vor den Augen der Nachwelt als das erscheinen zu lassen, was ich bin und was ich sein will."

„In meiner Hand? — Was vermag ein unerfahrnes, schwaches Mädchen — — —? —

„Ist es Dir etwa entgangen, Renate, wie der Kurprinz von dem ersten Augenblick an Dich auf eine Weise ausgezeichnet und Dir gehuldigt hat, daß selbst der Unbefangenste den Vorzug erkennen mußte, der Dir wurde?" —

„Der Kurprinz hat sich mir in ritterlicher Höflichkeit genähert, und seine Aufmerksamkeit galt wahrscheinlich mehr der Tochter des Kanzlers, als dem geschmückten Mädchen." —

„Wenn Du wirklich glaubtest, was Du eben sagst, Renate, so brauchtest Du wahrlich nicht zu erröthen. — Im Gegentheil, der Eindruck, den Du auf ihn gemacht muß um so größer gewesen sein, da er dem schönen Mädchen huldigte, obgleich sie die Tochter des Kanzlers war. — Aber gleichviel, ich bin nicht gekommen, um Dir nach schwatzhafter Mädchen Art Deine kleinen Geheimnisse abzufragen. Dir selbst überlasse ich es, über das nachzudenken,

was Du erfahren, denn Ihr Frauen beobachtet schärfer und urtheilt sicherer, als die meisten Männer geneigt sind Euch zuzugestehen. — Ist es auch jetzt noch nicht Liebe, was der Kurprinz für Dich empfindet, so wird es Liebe werden, sobald Du es willst. — Das Haus Schwarzenberg steht nicht so tief unter dem Hause Hohenzollern, daß eine Verbindung durchaus undenkbar wäre. — Es würde Friedrich Wilhelms erste Liebe sein, wenn ich dem rechtschaffenen und ehrlichen Calchum trauen darf, und ein Charakter wie der seinige, würde nur doppelt erstarken, wenn Hindernisse des Standes und der Meinung ihm hemmend in den Weg treten wollten." —

„Wie könnt Ihr aber nur glauben, mein theurer Vater — —"

„Still, still, Renate! — Nicht jetzt, nicht morgen verlange ich Antwort von Dir. Das Samenkorn habe ich in Deinen Busen gelegt; Dein eigenes Nachdenken und das Bewußtsein dessen, was Dir der Kurprinz gesagt, was die Zukunft daraus erblühen lassen kann, mag es keimen und Wurzeln schlagen lassen. — Jetzt Ade! Möchte mein Geist den Körper Ruhe finden lassen, deren er wahrlich bedarf. Du siehst, ich schweige über Alles, was seit Deinen wiederholten Besuchen im Hause des alten Geheimbde-Raths von Dueiß mit Dir geschehen ist, obgleich ich Alles weiß. — Kein Wort jetzt, Renate! — Entschuldige Dich nicht. — denn ich will

nichts erfahren haben und überlasse es der Gräfin von Schwarzenberg meine Tochter zurückzuführen von einer Verirrung, die ihr nicht zur Ehre gereichen würde. — Schlafe wohl, mein Kind, und halte Dich morgen früh bereit, mir auf das Schloß zu folgen; Du sollst den Tag in Gesellschaft der Kurfürstin und der Prinzessinnen zubringen. Ade! — Komm, umarme mich noch einmal! So! Jetzt geh' aber auch zu Bett! —

Der Graf verließ das Zimmer seiner Tochter, welche in wunderbarer Bewegung zurückblieb. — Was hatte sie hören müssen! — Das hatte sie nicht erwartet, nicht erwarten können. Noch bebte sie bei dem Gedanken, daß Gerhard grade in diesem Augenblicke hätte in ihr Zimmer treten können, während der Vater noch bei ihr war — oder wäre er vielleicht von Katherinen in das Nebenzimmer geführt, unwillkührlich Zeuge dessen gewesen, was hier gesprochen worden? — In ängstlicher Hast überzeugte sie sich, ob Gerhard vielleicht schon gekommen sei, aber nichts fand sie, was seine Anwesenheit hätte verrathen können. Der unvermuthete Besuch ihres Vaters, der zu einer Zeit geschehen war, wo sie mit Gewißheit gehofft hatte, allein zu sein, ließ ihr das eigene Beginnen noch frevelhafter erscheinen, und schon wünschte sie, daß der Geliebte heute nicht mehr kommen möchte. Aber wie viel hatte sie ihm zu sagen! Wie sollte sie ihm die Absichten ihres Vaters mittheilen. Was war zwischen ihm und ihrem

Vater vorgefallen? — Sie mußte ihn sprechen! — Diesmal aber auch gewiß zum letztenmale. Mit diesen Gedanken, Befürchtungen und Vorsätzen durchlauschte sie eine tödtlich lange Stunde, bis Mitternacht vom Domthurme niedertönte, und die Thürme zu St. Nikolai, zu St. Marien und zum heiligen Geist in kurzen Zwischenräumen antworteten.

XII.

Vergebens hatte Katherine in Gottliebs Gesellschaft unterdessen auf das Erscheinen Gerhards von Queiß gewartet. — Zwei Stunden waren vergangen und noch immer ließ er sich nicht sehen. Gottlieb wünschte, um seiner Braut wieder ganz trauen zu können, aus des Hauptmanns eigenem Munde die Bestätigung dessen zu hören, was sie ihm erzählt, als aber die Domuhr schon Mitternacht schlug und der Erwartete immer noch nicht kam, wachte sein Mißtrauen wieder auf und er glaubte sich von der schlauen Katherine hintergangen. Ihre Angst schien ihm Verstellung und voller Zweifel und Verdacht trennte er sich von ihr, als sie ihm sagte, daß sie nun nicht länger warten könne, weil sie ihrer Gräfin Bericht erstatten müsse. — Obgleich sie ihm die Wahrheit erzählt hatte, so klang doch das Alles so wunderbar und ungewöhnlich, daß er mit Sehn-

sucht den Beweis dafür aus dem Munde des Mannes herbeiwünschte, der allein ihn beruhigen konnte. Er stellte sich zwar, als ob er am Dome vorüber nach der langen Brücke gehe, kehrte aber gleich wieder um und spähte, ob Katherine auch wirklich in die Statthalterei gegangen war. Er sah nun zwar deutlich, wie sie von dem brummenden Hauswart eingelassen wurde, aber sein Mißtrauen hatte schon zu feste Wurzeln geschlagen, als daß er ihr so unbedingt wie früher glauben konnte. Unmuthig und jedes ihrer Worte sich in das Gedächtniß zurückrufend, ob er keinen Widerspruch, keine Unwahrheit darin entdecken konnte, ging er in sein Quartier auf dem kleinen Jüden-Hofe zurück. — Eben wollte er an dem Hause des alten Fürchtegott Redlich vorüber, als er denselben Menschen aus der Thür treten sah, der vor vier Stunden hier die beiden Geldsäcke hatte fallen lassen. Mit ihm war ein junger Mann, dessen goldberänderter Hut mit der wallenden Feder ihn als einen Offizier erkennen ließ. Gottlieb stand unwillkürlich still und ließ Beide an sich vorüber gehen. Die Männer sprachen leise, aber heftig mit einander und schritten der Georgenstraße zu, als die Hausthür wieder vorsichtig hinter ihnen verriegelt worden war. Die Neugier, zu erfahren wer diese Unbekannten wohl sein könnten, kam mit ganzer Macht über den armen Gottlieb, der gar zu gern das schöne Geld auf eine ehrliche Weise behalten hätte. — Unbemerkt suchte er ihnen zu folgen,

um wenigstens zu erfahren, wohin sie gehen würden und sah, daß sie denselben Weg nahmen, den er eben gekommen war. — Der ältere von Beiden sprach viel, aber so leise, daß Gottlieb nichts verstehen konnte, während der Offizier nur durch einzelne Worte und Ausrufungen Unwillen oder Entrüstung zu erkennen gab. — An der Ecke der Brüderstraße standen sie still, der Offizier ging mehreremale an der Statthalterei vorüber, pfiff leise, husiete, klatschte in die Hände, als ob er Jemanden ein Zeichen geben wolle und plötzlich wurde es dem lauschenden Gottlieb klar, daß dies wohl Herr Gerhard von Dueiß sein könne, auf den seine Katherine so lange gewartet. — So sehr er sich freute, daß sie ihm die Wahrheit gesagt, so unbegreiflich war es ihm doch, den jungen Edelmann in der Gesellschaft des Menschen zu sehen, der das Geld auf so sonderbare Weise verloren, und noch dazu waren Beide aus jenem verdächtigen Hause gekommen, in welches das Geld verschwunden war. Gern hätte er sich dem Wartenden genähert und ihm gesagt, daß die arme Katherine vergeblich bis Mitternacht seiner geharret und nun ganz trostlos zur Gräfin hinaufgegangen sei, aber jener Andere stand zwischen Gerhard und ihm in eine Hausthür gedrückt und mit dem wollte er nichts zu thun haben. Als Gerhard vergeblich einige Zeit vor der Statthalterei gestanden und sich Niemand sehen ließ, kam er zu dem ungeduldigen Peter Voorst zurück,

und nun konnte Gottlieb ihr Gespräch ziemlich deutlich hören. —

„Habe ich es Euch nicht gesagt? Das Mädchen hat mich wahrscheinlich vergebens erwartet und nun ist keine Hoffnung mehr."

„Es thut mir leid, Euch gehindert zu haben, aber wenn das Leben und die Sicherheit des ganzen Bundes auf dem Spiele steht, so dächte ich kann eine armselige Liebesgeschichte wohl einmal mit einem vergeblichen Warten vorlieb nehmen."

„Daß ich mit Euch auch darüber rechte! — Genug Willfährigkeit habe ich Euch schon erwiesen, als daß ich länger Euer Sklave sein sollte. — Ihr habt mich gerettet vor Gefangenschaft, geschützt vor Verfolgung, das werde ich Euch nie vergessen und mein Schweigen soll es Euch beweisen, daß ich dankbar sein kann, aber denkt nicht, daß ich mich Eurer Verbrechen theilhaftig machen will. — Wir sehen uns heut zum letztenmale — versteht mich wohl, Peter Voorst, zum letztenmale. Ich bin nicht gewillt, mich zum Spielzeug in Eurer Hand gebrauchen zu lassen."

„Ihr sprecht wie ein junger, unbesonnener Mensch, den das Glück schnell bethört. Nie wäre es mir eingefallen, Euch für unsere Zwecke thätig wirken zu lassen, wenn nicht so sonderbare Umstände eingetreten wären, die mich zwingen alle Kräfte, die grade in diesem Augenblicke dem Bunde zur Hand sind, zu gebrauchen. Ist es meine Schuld,

wenn der alte Heuchler, der Redlich, nicht bessere Vorkehrungen trifft. Habe ich jenen bärbeißigen Constabler gerufen, daß er uns überrascht? — Aber was geschehen ist, bleibt geschehen. — Hier ist die Frage, wie wenden wir das Unglück ab?"

„Thut, was Ihr wollt, handelt, wie Euch gut dünkt, aber entbindet mich dieser gräßlichen Gemeinschaft. — Und wehe Euch, wenn ich höre, daß ein Mord geschieht aus Furcht vor Entdeckung. Vergossenes Blut, durch Euch vergossen, löset meinen Schwur, und nichts soll mich abhalten zu entdecken, was ich von Eurem verbrecherischen Treiben weiß, wenn —"

„Will's da hinaus? — Nun wohl, so hört mich, Herr Gerhard! — Und wenn Alle unterm Henkerbeile fallen, die Ihr als die Genossen des Bundes kennt — doppelt so viele bleiben übrig, die Gefallenen zu rächen. Wir üben schnellere Justiz, als hier zu Lande Sitte ist. Denkt an die Krankheit des Kurprinzen, die einem ganz Anderen bestimmt war. — Fallen wir durch Euch, so seid auch Ihr verloren. — Daß ich Euch wohl will, beweiset die Auslieferung Eurer Familien-Dokumente und die reiche Aussicht, die ich Euch dadurch eröffnet. Wahrlich es kleidet den nicht übel, über den möglichen Tod eines unbedeutenden Menschen so viel Aufhebens zu machen, der vor wenigen Tagen erst einen Mord begangen und nur durch mich der Strafe sich entzogen hat. Unsere Vorsichtsmaßregeln sind

so getroffen, daß im Fall der Entdeckung nur wenige verhaftet werden können, und da das ungeheuere Vermögen des Bundes sicher in Holland angelegt ist, so wird aus der Entdeckung kein anderer Nutzen erwachsen, als daß einige arme Schlucker hingerichtet werden. Jetzt thut, was Ihr nicht lassen könnt. Ich fürchte Euch so wenig, daß ich trotz Euren hitzigen Muthes noch immer dasselbe von Euch verlange, was wir bei dem Stadtschreiber besprochen. Daß meine Begegnung im Lustgarten Euch zufällig um ein zärtliches Stelldichein gebracht, thut mir leid, läßt sich aber nicht ändern. Bin Euch vielleicht ein andermal desto förderlicher dazu. Aber laßt uns nicht länger hier stehen und die Zeit verlieren, oder wollt Ihr Euch noch ein paar Stündchen die dunklen Fensterscheiben ansehen, das soll ja für einen Verliebten auch ein absonderliches Vergnügen sein. Ade! Bruder Torstensohn! — Seid mir nicht gram, sondern schreibt es auf die Dringlichkeit der Umstände, wenn ich Euch diesmal gehindert. — Ade!"

Peter Voorst ging und Gottlieb sah ihn dicht an sich vorüberschreiten, um auf die lange Brücke zuzugehen. Gerhard war in der That noch stehen geblieben und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust, als sein Begleiter sich so weit entfernt hatte, daß der Nachtwind den Schall seiner Schritte auf dem öden Platze verschlang. Gottlieb hatte zwar nicht Alles hören können, was jene gesprochen,

denn der Wind, welcher scharf um die Ecke des Domschulhauses herumblies, verwehte einen großen Theil ihrer Worte, aber er hatte genug verstanden, um die Mitschuld Gerhards an irgend einem geheimen Bunde oder bei einem verbrecherischen Anschlage einzusehen. Vorsichtig und unbemerkt zog er sich zurück, denn nun wollte er sich jenem nicht mehr nahen, weil ihn eine große Angst und Besorgniß überkommen hatte, daß er sich da vielleicht in Dinge mische, die ihm gefährlich werden konnten. Lange ging er mit sich zu Rathe, was er thun solle, und ruhlos warf er sich bis zum Anbruch des Tages auf seinem Strohlager umher, ohne einschlafen zu können. Daß Catherine die Wahrheit gesprochen, sah er nun wohl ein, da er den Erwarteten sich hatte einstellen sehen, wenn auch zu spät — aber das Geld zu behalten, verlor er jetzt jede Hoffnung. Endlich beruhigte ihn der Entschluß, Alles was vorgefallen, dem alten Constabler mitzutheilen, der ihm Rath und Beistand angedeihen lassen sollte.

Mit dem frühesten Morgen des neuen Tages rasselten die Trommeln durch alle Straßen der Stadt und die Compagnien sammelten sich auf ihren Allarmplätzen. Das Regiment von Burgsdorf am Spandauer-Thore, da, wo jetzt die Garnisonkirche steht, das Regiment Rochow am Leipziger-Thore, in der Gegend der jetzigen Spittelkirche, das Bataillon Marwitz an der Stralauer-Mauer und das Land-Regiment vor dem Dome, während im Luft-

garten die beiden Compagnien Leibgarde und die Lehnpferde, damals die einzige Cavallerie, in der Hauptstadt aufmarschierten. Mit all' jenen endlosen Förmlichkeiten, welche zu damaliger Zeit den Soldatenstand umgaben, stellten die Feldwaibel ihre Glieder und Rotten, untersuchten die Waffen und übergaben dann die rangirten Compagnien den Hauptleuten, welche sofort die Fähnlein aufzuwickeln befahlen und nun erst das Commando des Trupps übernahmen. Nur beim Land-Regimente wurden die Fähnlein nicht aufgewickelt, weil Urtheil und Recht über die Verbrecher noch nicht vollstreckt war, und bei unehrlichem Regiment die Fähnriche ihre Fahnen nicht schwenkten und flattern ließen. Gegen sechs Uhr setzten sich alle Compagnien in Bewegung und vereinigten sich auf dem Spittelmarkte, weil die Exekution auf den Wällen am Leipziger-Thore geschehen sollte. Die Neuheit des Schauspiels und das ungewöhnliche Leben in der Stadt hatte gleichzeitig mit den Truppen auch die Bürger versammelt, und in allen Straßen zunächst des Spittelmarktes wogte und drängte sich die neugierige Menge.

„Sieh da, Meister Jörge, habt Ihr Euch auch wieder eingefunden. Habt wohl zur Zeit nur wenige Lappen in Eurer Schneiderhölle, daß Ihr zwei Tage faullenzt?"

„Ei du grundgütiges Jesulein! Bei solchem Anlaß darf man doch nicht zu Hause bleiben, Meister Matthes? — Auf den Wall werde ich zwar

schwerlich wieder klettern, aber man muß denn doch auch sehen, was in der Welt vorgeht, sonst kommt man des Abends wie ein Lehrling zu Biere und kann Niemand Rede stehen. Heute bin ich aber eigentlich um der Belehrung willen ausgegangen, denn der Kurprinz und seine Leute sollen einen ganz neuen holländischen Schnitt an ihren Wämsern mitgebracht haben und den muß man sich doch ansehen, wenn man die Ehre hat für die Kurfürstliche Kammer zu arbeiten. — Guten Tag, Herr Mendike. Guten Tag, Meister Fehrentin. Schönes Wetter heute — zum verwundern schön."

„Ja, blauer Himmel und Sonnenschein. Bald werden die Rücken der Maliskanten auch blau sein. Die verdammten Schufte. — Jetzt kriegen sie ihren Lohn für das Placken und Schinden der armen Bürger und Bauern. Ich freue mich wie ein Kind auf Ostern."

„Wohlgesprochen, Herr Mendike. Mein Arquebusier, den sie mir ins Haus gelegt, ist gestern Abend schon viel vernünftiger gewesen als sonst, das macht das strenge Regiment und der Ruthenstrich, den es heute giebt. — Was meint Ihr da hinten? — Ei, sieh da, Nachbar Schmörenkamp! Was? Der Kurprinz kommt nicht zur Exekution?"

„Wie ich Euch sage, ich hab' es von einem Silberdiener selbst gehört. Er ist krank und kann nicht kommen." —

„Krank? — Geht mir doch, Der und krank,

sah gestern aus wie das liebe Leben, unberufen, wovon sollte der denn krank sein?" —

„Sie erzählen sich schlimme Geschichten auf dem Schlosse, aber der Silberdiener hat es mir nur im Vertrauen gesteckt. Bei Leibe soll ich nichts weiter sagen — denn es ist noch eine große Heimlichkeit."

„Ei, uns könnt Ihr es doch sagen; wir sind ja alle ansäßige Bürger und werden es gewiß nicht weiter erzählen. — Nicht wahr, Ihr Herren, wir erzählen nichts weiter?" —

„Gott bewahre!" —

„Aber der Silberdiener hat es mir auf die Seele gebunden." —

„I, wenn's Einer weiß, kann es wahrhaftig der Andere auch wissen."

„Es ist eigentlich etwas Erschreckliches — der Kurprinz hat Gift bekommen." —

„Gift! Gift? — Aber von wem?" —

„Du allbarmherziges Lamm Gottes, ein Prinz und Gift! Was soll ein armer verelendeter Schneider erst bekommen, wenn ein Prinz schon Gift bekommt."

„Einen Rippenstoß, Meister Jörge, wenn Er ehrbare Leute unterbricht, die andern ehrbaren Leuten etwas erzählen und mittheilen wollen." —

„Nur nicht so hitzig, Meister Matthes, — ich bezahle meine Abgaben zur Stadt eben so gut als Ihr, wenn ich auch keinen Ochsen mit einem Faustschlage zu Boden werfen kann." —

Seid unbesorgt, Euch werfe ich nicht zu Boden."

„Stille doch, stille Ihr Herren! Herr Schmörenkamp will uns ja noch mehr erzählen." —

„Was ist da noch zu erzählen. Der Kurprinz hat Gift bekommen, das ist ausgemacht — aber Schaden thut es ihm nicht, dafür hat der Herr Leib-Medikus gesorgt."

„Aber von wem, von wem? — —

„Ja das ist bald gefragt, von wem? — Wenn ich daß wüßte, könnte ich alle Tage Geheimbder Rath werden."

„Dumme Frage, von wem? Wer anders als der verruchte Kanzler hat es ihm gegeben. — Dem kommt unserer wackerer Kurprinz gerade ungelegen. So ein Alp, so eine Landplage, so ein österreichischer Spion und Brodvertheuerer! Na, hoffentlich wird er es zum längsten hier getrieben haben."

„Das ist nicht vorsichtig. Ihr Herren, Jemanden so blind darauf los der Giftmischerei zu beschuldigen. — Und gar einen so vornehmen Herren, wie den Grafen!" —

„Ei was, wenn er es auch nicht gewesen ist, gegönnt hat er es ihm gewiß von Herzen. — Darauf kennen wir ihn doch hoffentlich Alle. — Aber es wird schon an das Tageslicht kommen, wer es gewesen ist, und ich will mein Theil an der schwedischen Contribution nicht wieder zurück haben, wenn es sich nicht beweist, daß der Land- und Leuteverderber die Hand mit im Spiele gehabt." —

„Ist es denn auch gewiß mit der Zurückzahlung, Meister Fehrentin?"

„Ich hoffe doch — gestern Abend wußten es die Rathmänner schon als ganz gewiß, und ich habe auch gehört, der Stadtschreiber Redlich soll heute Morgen noch nach der Reihe auszählen, wie das Geld eingegangen ist." —

„Na und auf den kann man sich verlassen, das ist ein ehrlicher rechtschaffner Mann, der noch nie einen Menschen um das Seinige betrübt hat." —

„Aber ein schlechter Kunde für einen Schneider; läßt sich seine alte himmelgraue Schaube alle zwei Jahre vom Neuen auf's Alte und vom Alten wieder auf's Neue zurückwenden. — Zähle nun bald dreizehn Jahr, daß ich kein neues Stück Tuch für ihn unter der Scheere gehabt. — Gott helfe ihm bald zu Gelde, daß er sich auch einmal neu herausstaffiren kann."

„Seht da, seht da! Sind daß nicht die Malefikanten, die dort von der Gertraudten-Brücke hergeführt werden?"

„Ja, ja! das sind sie. Nun wird es wohl bald losgehen! —

Was das eigentlich Alles für neue Einrichtungen sind in jetziger Zeit. Hat man so etwas gehört, den Compagnien wird vorgelesen: der Kurfürst habe das Urtheil noch geschärft, und nachher kommt es heraus, daß sie beim Leben bleiben und bloß mit Ruthen gestrichen werden sollen."

„Aber die Schande, Meister Jörge, die Schande, so wie die Hundsfötter über den Wall weg und zu den Schweden hinausgepeitscht zu werden.“ —

„Ach was Schande! Ein blauer Rücken ist wie ein blauer Montag. Ist er vorüber, thun einem die Glieder wohl etzliches davon weh, aber man fängt deswegen doch wieder von vorne an.“ —

„Da kommen auch die Stückknechte mit ihren Büchsenmeistern. Na nun? Die werden sich doch nicht gerade vor uns stellen und uns die Aussicht nehmen? Da haben wir es! Sie schwenken ein und marschieren auf dieser Seite auf! — Hol's dieser und jener. Nun haben wir uns stoßen und drängen lassen, haben wieder gestoßen und wieder gedrängt, um den breiten Rücken der Grobschießer anzusehen. — Ich wollte wir ständen drüben an der Kirche, da ist noch Platz. Wollen wir rasch hinüber laufen?“

„Ich bin dabei.“ — „Ich auch“ — „Na! ich bleibe gewiß nicht stehen!“ —

„Halt da“ brüllte ihnen der alte Schwichow entgegen. — „Hier wird nemo oder Niemand hinüberlaufen. Der Platz gehört vor der Hand denen Militibus. — Jeder bleibe wo er ist.“ —

„Na! Na! Nur nicht zu ungeschlacht, Herr Constabler. Wir können hier nichts sehen und denken, ein Berliner Bürger kann in Berlin stehen und gehen wo und wohin er will.“ —

Schwichow hielt es unter seiner Würde, hier-

auf etwas zu antworten, maß Meister Matthes den Metzger mit einem Blick unbeschreiblicher Verachtung, zog den Schnurrbart in die Höhe, ließ die Augenbrauen folgen und drehte den Bürgern dann den Rücken zu! —

„Da habt Ihr es nun, Meister Matthes! — Ach Gott! fangt doch nur keinen Streit an. — Mein Jesulein! der Constabler hat Euch ja ein Gesicht geschnitten, daß mir angst und bange dabei geworden ist. — Das ist derselbe, der mich gestern von den Palisaden heruntergeholt." —

„Wenn Euch vor seinem Gesichterschneiden schon bange wird, so bleibt hier und seht Euch die Räthe auf den Monturkitteln da vor Euch an. Ich werde mich den Teufel an so einem groben Bruder kehren. Ade! und seht Euch die Augen nicht aus, wenn's los geht." —

Mit diesen Worten wollte der vierschrötige Metzgermeister Matthes durch die Lücke gehen, welche zwischen den Stückknechten der Artolerey und dem Bataillon Marwitz beide Truppentheile trennte. Schwichow hatte wohl gehört, was hinter ihm vorgegangen war, erwiderte aber nichts, sondern winkte nur seinem Lieblinge Klempenow, einem mit riesenmäßiger Kraft begabten Bauerssohne aus Pommern, daß dieser für Ausführung seiner Befehle sorgen möge. Trotzig drängte Meister Matthes sich durch und ging ganz ruhig über den Straßendamm nach der Kirche hinüber. Eben so ruhig ging Stück-

knecht Klempenow ihm nach und ließ ihn fast bis an die dort stehenden Zuschauer heran. Schon schlugen die Bürger ein höhnendes Gelächter auf, daß es doch einem gelungen sei, gegen den Befehl des Constablers sich durchzudrängen, aber das Spiel wendete sich plötzlich und unerwartet. Klempenow, der dem Meister, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, Schritt für Schritt gefolgt war, packte jenen dicht vor der Kirche, warf ihn mit ungeheurer Kraft sich auf den Arm, und trug ihn mit derselben Ruhe in Gang und Gebehrde wieder bis hinter den Constabler zurück. Meister Matthes war so verblüfft über die Kraft, mit der er sich in die Höhe geschleudert fühlte, daß er wohl merkte, hier an Körperkraft seinen Mann gefunden zu haben und ließ sich geduldig tragen. Ganz höflich und leutselig setzte Klempenow seine Last genau auf derselben Stelle ab, wo der Bürger vorher gestanden hatte, sagte kein Wort und stellte sich wieder in seine Rotte. Jetzt war das Gelächter der Zuschauer verstummt, und was das Aergerlichste für sie war, sie konnten nicht einmal schimpfen und lärmen über die Grobheit und Brutalität der Soldaten, denn Alles war ruhig, ohne Zank, aber sicher und kräftig geschehen, also hatte Niemand einen Grund, sich zu beklagen.

Gewiß hätte es jetzt giftige und beißende Redensarten gegeben, wenn nicht die Trommeln und das Spiel gerührt worden wären und die Aufmerksamkeit Aller sich auf den ankommenden Grafen

Schwarzenberg gerichtet hätte, welcher von allen Obersten und Hauptleuten, die nicht bei den Regimentern Dienst hatten, gefolgt, die Front sämmtlicher Truppen längst dem Spittelmarkt entlang ritt. Durch die Nachricht von der Vergiftung und dem Krankenlager des Kurprinzen, so wie durch das sich mit Blitzesschnelle verbreitende Gerücht, daß der Kanzler ihm das Gift beigebracht, herrschte eine Todtenstille unter den Bürgern, wenn der Graf vorüber ritt. Kaum war er aber entfernt genug, um nichts mehr hören zu können, so brachen die Verwünschungen und Drohungen desto lauter gegen ihn aus. Es herrschte eine ungemeine Aufregung wider ihn im Volke, aber noch nie war der Haß und die Abneigung in so helle Flammen aufgelodert, als bei dieser Gelegenheit. —

Nachdem die Regimenter näher aneinander gerückt, ein unregelmäßiges Viereck nach den Häuserreihen des Platzes geschlossen hatten, trat der Profoß mit den Fähnrichen des Land-Regiments vor, gab jedem der sieben Malefikanten erst einen Backenstreich zum Gruß, worauf der Regiments-Gewaltige ihnen das Urtheil noch einmal vorlas und der Profoß ihnen stückweis die Montur vom Leibe riß. Bald standen sie nur noch in Beinkleidern, den Oberkörper ganz nackt, mit dem Gesicht gegen das Leipziger Thor, und nun erschien der Scharfrichter von Berlin mit drei Schinderknechten, denen die Exekution der Malefikanten besonders aufgetragen wor-

den war, um die Strafe in den Augen der Soldaten desto härter und entehrender erscheinen zu lassen. Bei ihrer Annäherung wich Alles zurück, und nacheinander wurden nun die Malefikanten einzeln mit Ruthenhieben über die Wälle gejagt. Da wo der Festungsgraben vorüberfloß, mußte ein Umweg vom Hauptwall herunter über die Thorbrücke und dann über den bedeckten Weg gemacht werden, so daß zu jeder einzelnen Exekution fast eine Viertelstunde Zeit gebraucht wurde. Gegen zehn Uhr war aber Alles vorbei. Oberst von Burgsdorf hielt noch eine kräftige, eindringliche Rede und dann wurden die Compagnieen entlassen.

Gerhard war bei dem Allen im Gefolge des Kanzlers anwesend gewesen. Als er sich früh Morgens zum Dienste beim Kurprinzen eingefunden, erhielt er den Befehl, sich mit den übrigen Offizieren an das Leipziger Thor zu begeben und dort der Exekution beizuwohnen. Trübe Gedanken hatten seine Seele während der ganzen Dauer derselben erfüllt. Die Erlebnisse der vergangenen Nacht standen noch zu deutlich vor seiner Seele, als daß er sich von den trüben Bildern hätte losreißen können, die ihn quälten. — Er sah hier sieben Menschen ehrlos gemacht und unmenschlich gegeißelt, die nur das in jener Zeit ganz Gewöhnliche gethan. Er selbst mit einem Morde auf dem Gewissen, in Verbindung mit Verbrechern und Giftmischern, sah diesem Schauspiel frei und unangeschuldigt zu. Rasch

erhoben über die Menge durch eine That, die nicht seine Treue und Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, sondern die liebende Sorge für die Sicherheit eines schönen Mädchens ihn hatte wagen lassen, geehrt und ausgezeichnet von den Hochgestelltesten im Vaterlande und doch in entehrender Abhängigkeit von Menschen, denen er zur Erreichung ihrer verbrecherischen Zwecke wider seinen Willen dienen mußte. Oh, er fühlte sich sehr gebeugt und unglücklich. Erst als Alles vorüber war und die Truppen mit gerührtem Spiel den Markt verließen, um sich wieder auf ihre Sammelplätze zu begeben, fiel ihm ein, was Peter Voorst von ihm verlangt. In heimlicher Zusammenkunft der Falschmünzer bei dem Stadtschreiber Fürchtegott Redlich war beschlossen worden, den alten Constabler Schwichow aus dem Wege zu schaffen; nur die Vorstellungen, ja Bitten Gerhards, welche er bis zur Drohung steigern mußte, brachten es dahin, daß man ihn leben lassen wollte, wenn Gerhard es dahin bringe, ihn sofort aus Berlin zu entfernen. Lange hatte er darüber nachgesonnen, wie der alte eigensinnige Constabler wohl dahin zu bringen wäre, während der Exekution aber von anderen Offizieren im Gefolge des Kanzlers gehört, daß am frühesten Morgen Boten aus Küstrin und Peitz, den einzigen Festungen, die Brandenburg außer Spandau und Berlin noch besaß, gekommen waren, welche Hülfe und Unterstützung vom Kurfürsten verlangt,

weil der sich zurückziehende Bannier allem Anschein nach eine Belagerung dieser Plätze beabsichtige. Wahrscheinlich sandte man eine Verstärkung dahin ab, und es kam nur darauf an, den alten Schwichow zu bestimmen, daß er den Wunsch äußere, Theil an dieser Befehligung zu nehmen. Gerhard ritt, als die Regimenter abzogen, auf jenen zu und fand ihn in lebhaftem Wortwechsel mit einem Haufen Bürger, der sich um ihn versammelt hatte.

„Und die Soldaten sollten sich doch eine Lehre an den Malefikanten genommen haben, daß sie ruhige Bürger nicht molestiren", schrie der Metzgermeister Matthes vor allen Uebrigen.

„Ruhige? — Concedo! aber unruhige? Quod non! — Klempenow, mein Lamm! krempe Dir einmal die Montur-Aermel auf, wenn es wieder einem dieser ruhigen Bürger gelüsten sollte, gegen Ordonnanz und Vorschrift zu handeln."

„Oho! denkt Ihr, wir fürchten uns vor Eurem langen Schlagetodt da? — Heben mag er können, aber wenn er einen Faustschlag von mir aushalten will, dann will ich ihn als meinen Meister erkennen. — Komm mal an, Stückknecht, Du sollst den Berliner kennen lernen."

„Klempenow, mein Lamm! Ich verbiete Dir, Dich in offensive Manipulationen einzulassen. Verreicht Dir aber irgend ein Bürger tranquillus oder turbulentus, gleichviel, einen Stoß, Hieb, Schlag

Schub oder Knuff, so gebrauche Deine Gottesgaben nach Möglichkeit in Nomine — — —"

„Domini," ergänzte Klempenow.

„Filii et spiritu sanctu. Jetzt komm, wir wollen auf den Wall, um diese Bürger hier gegen ihre Feinde zu vertheidigen und mit unserer Arbeit, Blut und Wunden ihnen die Brandschatzung wieder zu verschaffen, die sie ohne uns hätten bezahlen müssen. Herstellt Euch! Wendung nach rechts Umb! — Zwei auf Zwei gradaus! Marsch!"

Diese letzten Worte hatten solchen Eindruck auf die Umstehenden gemacht, daß keine Aeußerung des Zorns und der Unzufriedenheit mehr laut wurde und selbst der jähzornige Meister Matthes murrend zurückblieb.

Gerhard ritt den abmarschirenden Stückknechten nach und redete den alten Schwichow unterweges freundlich an:

„Nun wie geht es, alter Herr? — Wieder in den Dienst? — Das muß wahr seyn, des Kurfürsten Durchlaucht hat einen treuen, redlichen Diener an Euch gefunden."

„Gratias Domine Centurio! — Was hat der Soldat weiter von seinem beschwerlichen Dienste, als die Anerkennung seiner Praefectorum."

„Es wird nicht lange dauern, so nimmt man Euch noch anderweitig in Anspruch. — Es sind Nachrichten aus Peitz und Küstrin gekommen, wo es schlimm aussieht wegen der Schweden. — Es

wird beim Kanzler von einer Verstärkung an Geschütz und Truppen gesprochen und der Abmarsch könnte wohl heute noch vor sich gehen."

„Kann mich nicht treffen, Herr Hauptmann! Die Reihe steht an meinem Confrater, Constabler Bergemann. — Habe bloß Spandau und Berlin in meinen Artikeln und denke hier bekannt zu sein in Ehren."

„Man wird es Euch auch nicht zumuthen, aber vielleicht habt Ihr selbst Lust, auch diesen Dank Euch zu verdienen. Und wenn das ist, kann ich Euren Wunsch rechten Orts vorbringen. — Nun, wie ist es?"

„Vor der Hand habe ich nur schwaches Gelüsten dazu. Die alten Knochen wollen auch nicht mehr so recht mit fort, wie der Sinn wohl möchte. Alle Schwedendonnerwetter, was hält sich der Kerl da vorne auf — will er wohl Vordermann halten. Bin überhaupt kein Freund von denen freiwilligen Erbietungen in der Kriegsdisziplin — so etwas sieht immer wie gegen die Ordonnanz aus und so lange ich lebe, hat noch keiner meiner Kriegsobersten mir solcherlei zum Vorwurf machen können."

„Also Ihr selbst wollt nicht dazu behülflich sein, Herr Constabler?"

„Behülflich? — Ei, das hört sich ja fast an, als wollte man mich los sein aus dieser guten Stadt Berlin! — Wenn mir es von denen Praefectibus befohlen wird, gehe ich, aus eigenem Antriebe aber

nicht und wenn man mir auch mehrere Säcke Geldes dafür bieten sollte. — Quod est demonstrandum!"

Gerhard biß sich im Gefühl der Scham und des Unwillens in die Lippen, hielt sein Pferd an und ließ die Stückknechte den Wallgang weiter hinauf marschiren. Schwichow that, als wenn er nichts gesagt hätte, folgte seinen Leuten, ohne sich nach Gerhard auch nur umzusehen, und so blieb dieser rathlos zurück. Das bittere Gefühl, den ehrlichen alten Soldaten nicht schützen zu können vor der Rache jenes Böswichtes Voorst, und das Bewußtsein, die Achtung eines Ehrenmannes verloren zu haben, ließ ihn keine Ruhe finden. Lange hielt er nachdenkend mit seinem Pferde auf demselben Flecke, bis dieses endlich ungeduldig mit dem Vorderhufe den Boden scharrte und dadurch seinen Reiter aufmerksam machte, wo er sich befand. Schnell faßte er sich dann und ritt auf dem nächsten Wege zum Schlosse, wo er hoffen durfte, jetzt seinen Vater zu finden, bei dem er Rath und Beistand suchen wollte.

XIII.

Renate hatte die Nacht schlaflos zugebracht. — Was konnte den Geliebten verhindert haben, nicht zu erscheinen? Wie sollte sie sich ihrem Vater und

dem Kurprinzen gegenüber benehmen? Diese beiden Fragen quälten und ängstigten sie, bis am andern Morgen ihre Dienerinnen auf Befehl des Grafen die kostbarsten und reichsten Kleider für sie zurechtlegten und ihr meldeten, daß der Vater sie gleich nach dem Frühstück um sieben Uhr in seinem Zimmer erwarte, um mit ihr auf das Schloß zu gehen, wo sie bleiben solle, bis er selbst von der Exekution zurückkehren würde. Fast bewußtlos duldete sie, daß ihre Frauen sie eben so reich wie zum Bankett des vorigen Abends schmückten, und noch hatte es nicht sieben geschlagen, als der Graf, statt sie in seinem Gemache zu erwarten, schon zu ihr eintrat und die Dienerinnen der Trägheit schalt. — Schon vollständig angekleidet und gerüstet, nahm der Kanzler hier erst den Frühtrunk ein, den sein Leibdiener ihm in einem kleinen goldenen Becher nachtrug und führte dann seine Tochter selbst zum Tragsessel, welcher schon vor der Statthalterei harrte.

„Du hast wohl zu viel getanzt, Renate?“ — fragte der Graf, als er die bleichen Wangen und das matte Auge seiner Tochter bemerkte. „Ja, ja, ein Reihentanz ist etwas Seltenes geworden am Hofe, seit Sporen und schwere Reiterstiefeln den lieben Tag lang auf den Dielen der Kurfürstlichen Säle widerhallen. — Nun das wird auch vorübergehen und mit dem Frieden soll auch die alte Lustbarkeit wieder einziehen.“

„Ich habe wenig geschlafen in der vergange-

nen Nacht, mein Vater. Der Unfall des Kurprinzen und Alles, was Ihr mir gestern mitgetheilt, ließ mich keine Ruhe finden."

„Vielleicht auch die ausgestandene Unruhe und Angst auf der Reise von Spandau hierher — oder die Dankbarkeit für Deinen großmüthigen Retter, den Herrn Hauptmann mit dem Patent von gestern?"

„Wie mir der Kurprinz erzählt, hat der Hauptmann von Queiß sich auch bei dem Ueberfall der Schweden auf's Neue so ausgezeichnet, daß die rasche Beförderung nicht mehr als Gunst, sondern als Anerkennung seines Verdienstes gelten kann," erwiderte schüchtern, aber doch mit festem Tone Renate auf die verletzende Bemerkung ihres Vaters.

„So, so! — Nun da kann es ihm ja gar nicht mehr fehlen, und wenn Du nur zur rechten Zeit und am rechten Ort Dich für ihn verwendest, so sehen wir ihn bald als Oberst und Regiments-Kommandirender."

„Ein so tapferer und tüchtiger Offizier wird gewiß nie der Verwendung eines Mädchens bedürfen, um seinen gerechten Anspruch auf Beförderung anerkannt zu sehen."

„Renate! Renate! Ich wollte und will nicht mit Dir über Dinge sprechen, die ich besser nie erfahren hätte. — Zwinge mich nicht dazu! — Es thut sonst wahrlich nicht gut."

Der kurze Weg von der Statthalterei bis zum Schlosse war zurückgelegt und der Tragsessel hielt

im innersten Hofe an der Treppe des „grünen Huts". Ohne das Gespräch fortzusetzen, geleitete der Kanzler seine Tochter die enge steinerne Treppe hinauf bis in das Vorgemach der Kurfürstin, wo er sie verließ, sich zu Pferde setzte und mit den am Lustgarten versammelten Offizieren den Truppen folgte. Freundlich und fast mit Vertraulichkeit von der Kurfürstin und ihren Töchtern empfangen, sah sich Renate bald in den Zimmern des Kurprinzen, bei welchem sich die ganze Familie versammelt hatte und sorglich den unzweideutigen Anzeichen seiner Besserung folgte. — Friedrich Wilhelm saß in einem hochlehnigen Polstersthle und fühlte sich zwar sehr angegriffen von dem Kampf, den seine kräftige Natur gegen das Gift überwunden, ein Ausdruck seliger Freude flog aber über sein Gesicht, als Renate mit den Prinzessinnen zu ihm eintrat. Scherzend erklärte er sich zum Tode verwundet von den Augen der schönen Gräfin, die es ihm beim Nachtmahl angethan, und freute sich, daß die Unheilstifterin jetzt selbst käme, um ihn wieder zu heilen. Renate fühlte sich leichter, als sie den scherzenden Ton des Prinzen hörte, und ging gern darauf ein, indem sie das Gespräch in den Grenzen flüchtiger Courtoisie festzuhalten suchte.

Der Kurfürst befand sich in dem anstoßenden Zimmer, dessen Thüren offen standen, so daß der Vater von Zeit zu Zeit den Sohn sehen und sich nach seinem Befinden erkundigen konnte. Er hatte

am Fenster gestanden und dem Sammeln, so wie dem Abmarsch der Truppen zugesehen, gab aber jetzt dem Geheimbde-Rath Seyfried von Queiß Gehör der zum Vortrage in Geschäften der Kurfürstlichen Kammer sich im Schlosse eingefunden.

„Nun, was bringt Ihr mir heute, Herr von Queiß?"

„Nach Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht Befehl den Kostenpunkt wegen der Reise nach Preußen."

„Wird es denn wohl gehen?"

„Ich sehe die Möglichkeit nicht wohl ein. — Die Renthei-Kammer hat für das nächste Monat nur 422 Thaler und etzliche Groschen einzunehmen. Sonst wüßte ich keine Mittel, die zu einer solchen Reise aufzutreiben wären."

„Wieviel hat denn die vorige Reise Anno 34 gekostet?"

„2731 Thaler 9 Groschen 7 Pfennige — ohne den Sold für die mitmarschirenden Truppen und die Benefizien der Leib- und Trabanten-Garde."

„Das ist erschrecklich viel! Aber hier kann mein Hof doch nicht bleiben! Wir müssen nach Preußen; Schwarzenberg wird unterdessen in den Marken schon zur Ordnung sehen.

„Wo aber die nöthige Summe hernehmen?"

„Still, hat mein Sohn nicht eben gehustet?— Wie steht's, Friedrich? — Du hustest ja? — Hast Du Schmerzen? Nicht? — Na, desto besser! — Sprich aber nicht so viel! Du sollst Dich ja scho-

nen. Kinder seht doch darauf, daß Friedrich nicht so viel spricht. — Nun? Herr von Dueiß? — Was meintet Ihr vorhin wegen des Geldes?"

„Ich sehe keine Mittel, Kurfürstliche Durchlaucht, in den jetzigen bedrängten Zeitläuften Geld aufzutreiben. Zu verpfänden ist fast nichts mehr und die Gefälle der Aemter sind schon auf zwei Jahre im Voraus erhoben."

„Wenn die Schweden oder die Kaiserlichen etwas verlangten, dann würde schon Geld genug da sein, das sieht man ja deutlich an den 16,000 Thalern, die Berlin allein gestern zusammengebracht; aber wenn ich etwas brauche, finde ich taube Ohren in allen meinen Städten."

„Ich wüßte wohl ein Mittel das nöthige und vielleicht bedeutend mehr Geld zu bekommen, wenn Eure Kurfürstliche Durchlaucht nur darauf eingehen wollten." —

„Wenn es keine Bedrückung meiner Unterthanen oder gar ein unchristliches Mittel ist."

„Ich denke nicht. — Es betrifft das Gesuch einiger holländischen Juden, welche sich schon wiederholentlich an die Kurfürstliche Kammer gewandt und den brandenburgischen Schutzbrief für die Niederlassung etwelcher Familien in den Marken imploriren."

„Juden?! Gott bewahre mich vor diesen Erbfeinden!"

„Sie thuen beträchtliche Anerbietungen an baa-

rem Gelde, sowohl ein für Allemal, als auch, wenn es beliebt werden sollte, an jährlichen Schutzgroschen."

„Was nennt Ihr beträchtliche Anerbietungen?"

„Es ist die Rede von 10,000 Thalern für die ersten hundert Familien ein für Allemal, oder sechs Prozent jährlich, wenn es so beliebt wird."

„Hm! — Da müssen wir doch vor allen Dingen erst den Schwarzenberg fragen. — Wie lange ist es her, daß wir keine Juden in den Marken gehabt haben?"

„Ungefähr fünf und sechszig Jahre. Sie wurden 1573, unmittelbar nach dem Regierungsantritt Eures Durchlauchtigen Vorfahren, Johann George, obgleich zahlreich an Köpfen und mit Gut und Vermögen ansässig, sämmtlich vertrieben."

„Ich weiß, ich weiß! Weil der Lippold sollte Joachim II. mit einem Trunke vergeben haben."

„Wovon indessen aus denen Akten kein Beweis zu führen ist, vielmehr bin ich überzeugt, daß dieser Lippold gänzlich von der Anschuldigung einer Vergiftung frei zu sprechen, obgleich er für andere Verbrechen und Enormitäten wohl die Dekapitation verdient haben mag."

„Ja, ja, die Leute sind gleich bei der Hand, einen treuem Diener anzuschuldigen, wenn er ihren Beifall nicht hat und sein Herr sich auf ihn verläßt. Soll mich gar nicht wundern, wenn sie über Hals und Kopf mit ihrem Verdachte wegen des Giftes,

das mein Sohn da angeblich gehabt haben soll, den ersten besten anschuldigen, den sie nicht leiden können."

„Jedenfalls erscheint indessen die Vertreibung eines ganzes Volkes wegen der Schuld, und noch obenein unerwiesenen Schuld, eines Einzelnen jetzt nach fünf und sechszig Jahren als eine äußerst strenge und ungerechtfertigte Maßregel."

„Ja, ich hätte das nicht gethan! — Mögen auch viele ganz rechtschaffene Menschen darunter gewesen sein. Wenn es nur nicht gerade Juden wären. Könnten sie sich nicht erst taufen lassen, wenn sie sich in den Marken niederlassen wollen?"

„Dann unterstehe ich mich zu bemerken, würden sie keines Schutzbriefes bedürfen und auch kein Geld-Anerbieten stellen."

„Ja, das ist wahr! — Bin doch neugierig, was Schwarzenberg dazu sagen wird! — 10,000 Thaler sind freilich zu bedenken. — Da fällt mir ein, mein Sohn Friedrich kommt ja aus Holland, der kann uns vielleicht sagen — — Friedrich! Ah so. — Du läßt Dir etwas vorlesen! Thut mir leid, daß ich Euch unterbrochen, Gräfin Renate! — Habe nur ein paar Worte mit meinem Sohne zu sprechen. Sage mir einmal, Friedrich, was sind denn das für Leute, die Juden in Holland?"

„Fleißige, betriebsame und ruhige Menschen, mein Durchlauchtiger Vater. Man läßt sie in Holland ungestört bei ihrem Irrglauben, legt ihnen

heilsame Beschränkungen auf, erlaubt ihnen aber, sonst sich in Handel und Wandel hervorzuthun. Ich halte zwar nicht viel von ihnen, weil sie sich eben zu Allem gebrauchen lassen, wenn man sie bezahlt, aber was Recht ist, muß ich ihnen zugestehen. In Holland versteht man es, sie unschädlich zu machen, doch aber ihre Betriebsamkeit zu benutzen."

„Sind es denn reiche Leute?"

„Nur die wenigsten von ihnen sind das, was man in Holland reich nennt, fast Alle aber gelangen zu einem unabhängigen, wohlhäbigen Stande."

„Du hälst also nicht viel von ihnen?"

„Meine Abneigung hat einen durchaus persönlichen Grund. Ich glaubte während meines ganzen Aufenthalts in den Rheinländern von Aufpassern und Spionen umgeben zu sein, Gott weiß für wessen Vortheil und auf wessen Anrathen, und alle diese Aufpasser waren Juden."

„So, so! — Na! Lasse Dir jetzt nur weiter vorlesen. Wahrscheinlich haben die „Hochmögenden Herren" Dir die Aufpasser auf den Leib geschickt, weil sie nicht recht wissen, wie sie mit mir daran sind. Laßt Euch nicht weiter stören, Gräfin Renate. Wenn ich hier mit den Geschäften zu Ende bin, höre ich vielleicht auch ein wenig zu."

Mit diesen Worten ging der Kurfürst wieder zu seinem Geheimbden-Rathe zurück. Er hatte,

während er mit seinem Sohne gesprochen, in der offenen Thüre gestanden, und setzte jetzt die Verhandlung fort, welche ihm Aussicht auf die Mittel gab, die so sehr gewünschte Reise nach Preußen zu unternehmen. Seyfried von Queiß wendete Alles an, um den Kurfürsten für seine Ansicht zu stimmen, konnte aber keinen Entschluß erlangen, weil die Meinung des Kanzlers zu Rathe gezogen werden sollte. Indeß hoffte er von dieser Seite auf keine Schwierigkeiten zu stoßen, da ihm die Gesinnungen des Grafen bekannt waren, dem er, durch jahrelange Erfahrung gezwungen, großartige, von jeder Kleinlichkeit entfernte Ansichten in Bezug auf Staatsverwaltung zugestehen mußte, obgleich er ihn haßte. Das Wichtigste war, den Kurfürsten für seine Pläne zu gewinnen und die Aufnahme der Juden mit dem religiösen Sinne George Wilhelms zu versöhnen. Er sprach daher lange und viel, belegte seine Meinung mit Auszügen aus den Prozeßakten des Münzjuden und Kämmerers Lippold, welche auf dem Berliner Rathhause aufbewahrt wurden, und brachte es in der That dahin, daß der Kurfürst sich mit dem Gedanken vertrauter machte, den Juden die Niederlassung in den Marken wieder zu gewähren.

Im Zimmer des Kurprinzen hatte unterdessen die Gräfin Renate von Schwarzenberg fortgefahren aus einem Buche vorzulesen, welches seit einiger Zeit in ganz Deutschland mit Eifer gelesen wurde. In Augsburg 1633 erschienen, trug es den Titel:

Amöner Blumengarten
für
Lustwandelnde in seltsamen Historien,
auf spanisch Novelen genannt,
mit
Fleiß gesammelt und in Truck gegeben
von einem
unbekannt bleibend wollenden Ingeniosen.

Da der Arzt dem Kurprinzen das Sprechen und überhaupt jede Erregung untersagt, so hatten die Prinzessinen, welche sich bei dem kranken Bruder, mit dem sie nicht sprechen durften, langweilten, die Kurfürstin gebeten, aus dem „Amönen Blumengarten" vorlesen zu dürfen, und Renate übernahm, während die erlauchten Frauen sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten, dieses Geschäft. —

Fünfte Rabatte oder Blumenbeet des Gartens oder eine Hungarische Novele.
Blume Ritterspurn genannt.

Im Lande Hungaria lebte einstmals ein reicher, schöner und vornehmer Herr, Graf Petrus Szalkan geheißen. Der hatte Alles, was einen Grafen auf Erden nur vergnügen kann, Ehre, Reichthum, Leibesschönheit und viele Bekanntschaften. Ja, er war in der That so ausnehmend schön, daß das ganze Frauenzimmer sehr nach ihm aus war und Manche im Stillen hoffte sein eheliches Gemahl, und also

Gräfin zu werden. Aber Petrus gedachte des Frauenzimmers nicht, sondern zog es vor in Wald und Feld auf der Jagd zu liegen, mit anderen Grafen und Herren lustige Gelage zu halten und manchen guten Trunk zu thun. Einstmals nun begab es sich, daß er im Walde nach einer Rehkuh jagte und das Thier gar nicht so schnelle entlief, wie sonst wohl wildes Gethier zu thun pflegt; der Graf Petrus achtete nicht darauf, sondern vermeinte, das Wild könne vielleicht schon verwundet seind. Wie er es fast erreichet und schon mit dem schweren Jagdspieß erlegen will, da sieht er daß ein sonderbares Weib aus einer Höhlen tritt und die Hand gegen ihn ausstrecket und erhebet. Graf Petrus war sehr erstaunt, in dieser Wald-Wildniß ein lebendiges, menschliches Frauenzimmer zu sehen und betrachtete verwundert die seltsame Tracht derselbigen. Nicht wie ein gewöhnliches Menschenkind sah solche aus, sondern war größer und fast ganz nackend, aber rings um den ganzen Körper mit ihrem langen Haupthaar eingehüllt und umgeben, so daß der Graf sich deshalb sehr erstaunte und dieses Erstaunens wegen gar nicht reden konnte. Das Weib aber sagte: „Laß ab, Petrus Szalkan, von diesem Thiere, denn es ist nicht der Wildniß, sondern mein Eigenthum" worüber Graf Petrus sehr ergrimmte und fragte: „Dein Eigenthum? Auf meinem Gebiete, in meinem Walde und auf meinem Felde hat Niemand Eigenthum, als ich. Wer bist Du, Weib, daß Du

es wagst mich in meiner Jagdlust zu hindern? Tritt weg von der Rehkuh, daß ich sie erlege, tritt weg, sage ich oder ich schleudere meinen Jagdspieß." „Laß ab, Graf Petrus! laß ab! oder es kommt schwere Reue über Dich und Dein ganzes Geschlecht!" Nun ergrimmte der Jäger noch mehr und fällete mit einem gewichtigen Wurfe das Thier, welches gar schmerzlich und beweglich stöhnte, ehe es gänzlich verenden konnte.

Ueber diesen Anblick entsetzte sich das fremde Weib so sehr, daß sie in einen schröcklichen Zorn ausbrach und den Grafen Petrus mit einem Blicke ansah, daß diesem das Blut in den Adern fast zu Eis erstarrete. Wie das Rehthier nun gänzlich verendet hatte, da fühlte er wie seine Jagdlust gestillet war und es überkam ihn ein sonderbares Gefühl der Reue und des Mitleids mit dem armen gefälleten Thiere. Das Weib aber sprach:

„Graf Petrus, Du hast nicht gehört die Bitte eines Weibes, Du hast nicht geachtet der Stimme, die Dich warnte; so wisse denn, daß Du die Seele Deiner Mutter getödtet, die Mogrebbin, der Schreckliche, in diese Rehkuh gebannt, weil sie lasterhaft war und Dich nicht als einen Grafen, sondern als einen niedrigen Bastard mit dem Leibeigenen ihres Ehegemahls geboren. Du hast ihre Buße vernichtet, jetzt fährt sie ungereinigt ins ewige Verderben. Fluch Dir und dem ganzen durch Dich verfälschten Stamme der Szalkan! Der giftige Blick und das

verderbliche Auge über Dich, Du Unbarmherziger. Was Dir in Liebe nahet, sollst Du tödten, ehe Du es besitzest. Gedenke meiner Worte und fahre hin in Verzweiflung und Elend!" Damit ging das Weib in die Höhlen zurück und der Graf Petrus konnte sie nicht wieder zu Gesichte bekommen.

Als er langsam aus dem Walde und wieder nach dem Schlosse ritt, war es ihm ganz wüst und verwirrt zu Sinne. Er glaubte nur einen Traum gehabt zu haben, und wenn das grauenvolle Auge des Weibes ihm nicht so klar vor den Gedanken gestanden, daß es zwischen jedem Busch, hinter jedem Zweiglein, aus jedem knorrigen Baumstamm hervor ihn anzugrinzen schien, so würde er die Rehkuh und das Weib und die ganze seltsame Begebenheit für eine Täuschung seiner Sinnen gehalten haben, die vielleicht durch den starken Trunk beim Morgenimbiß verursacht und herbeigeführt worden. Auch schlug er sich den Vorfall bald aus dem Sinne, als er wieder mit seinen Jagd-Genossen zusammen traf, und erzählte ihnen nichts davon, weil er glaubte, sie würden ihn verhöhnen, was er nicht gerne wollte über sich ergehen lassen, da er ein Graf war.

Darüber ging wohl ein Jahr in das Land. Graf Petrus gedachte fast gar nicht mehr jenes Vorfalles, nur hin und wieder peinigte ihn die Erinnerung an die vorgeworfene Bastardschaft, denn weil er seine Leibeigenen und Diener nicht gut behandelte, so schien ihm der Gedanke, selbst ein Leib-

eigener und nicht Graf seien zu sollen, gar zu unerträglich und erniedrigend. Um diese Zeit geschah es, daß er bei seinem Thorwart ein junges Mädchen bemerkte, Bladika geheißen, welche zum Besuche aus einem entfernten Dorfe zu ihrem Oheim gekommen war. Als er sie gesehen, entbrannte er in heftiger Liebe für dieses ausnehmend schöne, aber auch ausnehmend sittsame Mädchen, und wußte nicht was er thun oder was er lassen sollte, um die tugendhafte Bladika für sich zu gewinnen.

Wie er nun noch niemals ein Weib geliebet hatte, so wußte er sich nicht zu helfen und so ging es der Nichte des Thorwartes auch. Seit sie den schönen Grafen Petrus gesehen, hatte sie nicht Ruhe noch Rast, und immer traf es sich, daß sie bei Wege war, wenn der Graf aus der Burg ritt oder wieder zurückkam. Der Major domus meinte, als Graf Petrus sich Raths bei ihm erholte, er solle dem Mägdlein Gewalt anthun, darob ergrimmte aber der Graf ersichtlich, und wenn er auch sonst rauh und wild mit Allen war, die unter seiner Leibeigenschaft standen, so hätte er doch um Alles in der Welt dem Mädchen, der Bladika, kein Leid thun können. Als er nun zum öfteren mit ihr sprach und verkehrte, da konnte sie es nicht länger verbergen, daß sie ihm gut sei, recht von Herzensgrunde, und darüber empfand Graf Petrus ein besonderes Vergnügen. Sein Stand erlaubte ihm nun zwar nicht an eine Heirath zu gedenken, aber solch einen

Gedanken konnte das Mädchen Vladika auch gar nicht fassen, weil sie von frühester Jugend an die Leibeigenschaft und Verehrung ihres Herren gewöhnt war. So vielen Muth und Herzhaftigkeit Graf Petrus sonst gegen den Feind oder in Gefahren besaß, mit der Vladika war er sanft wie ein Lämmlein und sie lebten Beide wie die Turteltauben. Vladika war so vergnügt ob ihres Glückes, daß sie nur immer saß und still vor sich hin lächelte, wenn Graf Petrus nicht bei ihr war, kam er aber wieder, so setzte sie sich zu seinen Füßen und legte das Köpfchen auf seine Kniee, und war sehr glücklich, so glücklich, daß sie es gar nicht aussprechen und von sich geben konnte. Einstmals fragte sie Graf Petrus, warum sie denn immer den Kopf auf seine Brust oder auf seine Knie legte, da sie ihn doch besser ansehen sollte. Hierauf begann das Mädchen bitterlich zu weinen, und sagte, seine Augen thäten ihr weh! Wie können Dir meine Augen weh thun, fragte darauf Graf Petrus, worauf sie antwortete: das wisse sie nicht, aber seine Augen machten ihr einen Schmerz im Herzen, als wenn ein schneidendes Messer ihr durch die Brust gezogen würde. Graf Petrus küßte sie lächelnden Mundes auf die Stirn und schalt sie eine schelmische Dirne, worauf sie ganz roth wurde, sich ereiferte und wieder sagte, daß sie nicht wisse wie ihr geschehe, aber ansehen könne sie ihn nicht, denn seine Augen wären so schön, so groß, so schwarz und auch

so giftig, daß es ihr wie zwei spitze Dolche ins Gehirn bohre, wenn sie ihn ansähe. Je mehr sie ihn liebte, je mehr Schmerzen habe sie von seinen Augen, und je glücklicher sie Beide in Liebe und unschuldiger Umarmung wären, je mehr fürchte sie sich vor seinem Blicke. Sie meinte auch, daß früher, als er noch bei dem Häuschen des Thorwarts, ihres Oheims, vorbeigeritten, sie sich grade in seine schöne Augen verliebt habe, aber seit er sie zum erstenmale geküßt und geherzt, brennten sie ihr wie ein paar glühende Kohlen. Das war dem Grafen Petrus zwar sehr seltsam anzuhören, doch vermeinte er, daß es blos ein Uebermaß von Liebe sei, welches das Mädchen also sprechen lasse.

Graf Petrus war der Herr und Vladika war seine Leibeigene. Beide liebten sich und war kein Hinderniß ihrer Liebe vorhanden, denn die Eltern sowohl als der Oheim fürchteten sich vor dem Herrn und sagten kein Wort dazu. Da nun keine Heirath wegen des Adels Petri geschehen konnte, so gedachte Graf Szalkan einst, daß er auch die Früchte seiner Liebe genießen wolle, aber die ganze Burg gerieth in Unruhe und Aufruhr, als eines Tages Graf Petrus wie ein Wahnsinniger auf den Hof stürzte und so entsetzlich schrie, daß Niemand wußte, was er davon denken sollte. „Meine Augen, meine verfluchten Augen!“ rief er zu wiederholten Malen und schlug sich vor die Stirn, so daß es den Anschein hatte, als wolle er sich die Augen mit eigenen

Händen ausreißen. Das Mädchen Vladika aber wurde todt in dem Gemach des Grafen gefunden, ohne daß eine Ursache ihres Todes an Wunden oder sonstiger Verletzung sichtbar gewesen wäre.

Damals erfuhr auch noch Niemand, daß es bloß der giftige Blick und das verderbliche Auge des Grafen Petrus gewesen war, welches dem armen Dinge den Tod gebracht. Als aber später die erste Gemahlin des Grafen, welche er zehn Monate darauf heimführte, in der Brautnacht ebenfalls elendiglich umkam und der Graf wieder schrie: Meine Augen, meine verfluchten Augen! da wurde es denen hungarischen Unterthanen desselben klar, daß er mit der tödtlichen Kraft des Auges, welche man den „bösen Blick" nennet, behaftet sei. Nun verbreitete sich ein großer Schrecken über die ganze Grafschaft Szalkan und unter den Angehörigen derer umliegenden Grafschaften. Graf Petrus selbst aber spürte, daß jenes schreckliche Weib ihn mit diesem Uebel behaftet habe, welches ihn hinderte seinen gräflichen Namen fortzupflanzen, weil er Alles tödtete und elendiglich umbrachte, was sich ihm in Liebe und Zuneigung nahete. Weil nun die Weissagung so grausam eingetroffen war, also glaubte der Graf Petrus auch, daß es wohl mit seiner unechten Geburt wohl eine Richtigkeit haben könnte, und ängstete und fürchtete sich sehr, daß es einmal an das Tageslicht kommen, ihn aber aller seiner Würden und Glücksgüter berauben könne. Also bestrafte sich

die wilde Jagdlust und der Trotz des Grafen Petrus durch ein unglückliches Leben und einen frühen schrecklichen Tod; denn als er schon den siebenten Mord auf seinem Gewissen hatte — —

So weit war Renate im Vorlesen aus dem „Amönen Blumengarten" gekommen, als ein verwirrtes Geschrei und tobender Lärmen vom Domplatze zu den Fenstern des Schlosses heraufdönte. Erschreckt eilten die fürstlichen Frauen an das Fenster und sahen den ganzen Platz von der Domkirche bis zur langen Brücke mit dichten Haufen von Bürgern angefüllt, ja selbst in der Brüderstraße, dem breiten Wege und der Georgenstraße wogte und drängte sich das Volk in großer Bewegung. Der Kurfürst und der Geheimbde-Rath von Dueiß waren ebenfalls aufmerksam geworden und traten an die Fenster. Es ließ sich aber aus dem verwirrten Geschrei nicht herauserkennen, was die Bürger eigentlich verlangten, bis endlich der Hauptmann „Andreas am anderen Ende von Kunkel" eintrat und dem Kurfürsten berichtete, daß die Bürger mit einer Klage über den Magistrat von Berlin sich an die durchlauchtigste Person des Kurfürsten wenden wollten, da ihnen die gestern beigetriebenen Steuern zur Brandschatzung heute halb in falschem Gelde wieder zurückgezahlt würden. Die Stadtdiener, welche das Geld eingefordert, hätten jedes Geldstück, das sie für falsch erkannten, zurückgewiesen, nun aber sollten die Bürger sich gefallen lassen, das falsche

Geld anzunehmen. Darüber war es schon früh Morgens auf dem Rathhause zu Widerspruch und Aufruhr gekommen, jetzt aber, wo die müßigen Zuschauer von der stattgefundenen Exekution am Leipziger-Thore zurückkehrten und die Nachricht von dem Vorfalle auf dem Rathhause sich in der ganzen Stadt verbreitete, herrschte eine große Aufregung und eine Deputation verlangte zum Kurfürsten oder zum Kurprinzen gelassen zu werden. Auch zeigten die Bürger eine große Besorgniß wegen der Krankheit des Kurprinzen und wollten wissen, wer die schändliche That einer Vergiftung begangen.

„Wo ist Schwarzenberg?" fragte sogleich der Kurfürst, als der Hauptmann dies gemeldet.

„Der Herr Kanzler sind, wie verlauten will, nach beendigter Exekution in die Klosterstraße geritten, um dort im hohen Hause das Montur und Kriegs-Material für die Truppen in Augenschein zu nehmen."

„So muß gleich hingesandt werden. Wenn der Kanzler gekommen ist, will ich die Deputation vorlassen; sie sollen nur ein wenig warten. — Bestellt das gleich, Herr Hauptmann, und laßt mir Ruhe im Schloßbau halten. Auf dem Platz können sie lärmen und schreien so viel sie wollen, aber im Schloß sollen sie ruhig sein. — Kommt vom Fenster weg, Kinder! — Wir wollen schon erfahren, was es eigentlich giebt. — Wahrlich die Berliner legen es recht darauf an, ihrem Landesherrn

den Aufenthalt in ihrer Stadt zu verleiden. Jedesmal wenn ich nach Berlin gekommen bin, haben sie Unruhen und Zank angerichtet."

XIV.

Auf dem Rathhause war es unterdessen zu unruhigen Auftritten gekommen. Der Stadtschreiber Fürchtegott Redlich hatte nach den vorhandenen Schätzungslisten am Morgen schon die Rückzahlung der Brandschatzungsgelder begonnen und jeder Summe eine Anzahl falscher Geldstücke beizulegen versucht, was auch anfangs nicht bemerkt worden war, so daß er es wagte, nach und nach größere Summen auszugeben, ja endlich 31 Thaler ganz in falschem Gelde auszuzahlen, wogegen er das eingegangene gute Geld zurückbehielt. Auf die Weigerung des Empfängers, dies Geld anzunehmen, behauptete er mit scheinheiligem Wesen, daß er nur auszahle, was eingekommen wäre, wenn also die Bürger gestern den Magistrat betrogen hätten, so könnten sie sich nun auch nicht beklagen, wenn derselbe ohne seinen Willen etwas zum Schaden der Bürger thäte. Der dadurch entstehende Lärmen machte nun auch diejenigen aufmerksam, welche bereits ihr Geld empfangen hatten; sie untersuchten es genauer und fanden Alle mehr oder weniger falsche Münze

darunter. Der alte, fromme Redlich war seinen Mitbürgern als ein zu rechtschaffener Mann bekannt, als daß der Ausbruch des allgemeinen Unwillens sich gegen ihn gerichtet hätte, im Gegentheil suchte man ihn zu entschuldigen, bedauerte ihn, klagte aber die Gewissenlosigkeit der Kämmerei und des Magistrats desto lauter an. Da dieser sich grade zur Sitzung versammelte, so brachten die Bürger ihre Beschwerde sofort vor den Bürgermeister und verlangten die Einwechslung des schon erhaltenen falschen Geldes gegen gutes. Der Magistrat wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Rückzahlung sofort ganz suspendirte und eine Untersuchung zu verhängen versprach. Unglücklicherweise kamen aber in diesem Augenblicke alle diejenigen Bürger auf das Rathhaus, welche erst die Exekution mit angesehen hatten, und als diese hörten, daß sie zu spät kämen, ja das Geld vor der Hand gar nicht zurückgezahlt werden sollte, da brach ihr Zorn und ihre Unzufriedenheit in helle Flammen aus. Da die Kämmerei, die Kasse und die Magistratsstube sofort verschlossen wurden, tobte das Volk gegen diese Maßregel auf das Heftigste und bald mischte sich in das allgemeine Gewirr auch die Nachricht von der versuchten Vergiftung des Kurprinzen. Wie immer in solchen Fällen durchkreuzten sich bald die widersinnigsten und lügenhaftesten Gerüchte; es wurden Beschuldigungen erhoben, Nebenumstände erzählt und nach Gutdünken jedes Einzelnen die

verhängnißvolle Begebenheit erklärt. Endlich wälzte sich der Menschenstrom, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, die Georgenstraße hinunter, über die lange Brücke vor das Schloß, wo bald Kopf an Kopf gedrängt stand und jeden Augenblick der Haufe sich noch vergrößerte.

Während so auf dem Schlosse die Ankunft des Kanzlers erwartet wurde, verlor der Magistrat keine Zeit, sondern begab sich in die Zahlstube des alten Fürchtegott Redlich. Schnell wurden die noch vorhandenen Summen untersucht, aber durchaus keine falsche Münze darunter gefunden und doch hatten die Bürger viel dergleichen vorgezeigt. Schon war man im Begriff den Versicherungen des scheinheiligen Schleichers zu glauben, daß die Bürger wahrscheinlich auf diese Weise ihr falsches Geld los werden und unter die Leute bringen wollten, als zufällig der Kämmerer beim Untersuchen des Zahltisches einige Säcke unter demselben entdeckte, die ersichtlich durch Ueberdecken eines Stückes Sackleinewand dem Blicke entzogen werden sollten. Als diese Säcke ganz mit falschem Gelde gefüllt gefunden wurden, die noch vorhandenen Summen mit den schon zurückgezahlten stimmten, das vorgefundene falsche Geld aber von dem zitternden Stadtschreiber nicht nachgewiesen werden konnte, wurde dieser verhaftet und eine Haussuchung bei ihm angeordnet. Vorsichtig beschloß der Magistrat indessen das Ereigniß nicht eher laut werden zu lassen, bis die Auf-

regung der Bürger sich etwas gelegt habe, ließ die Zahlstube wieder öffnen und die Rückzahlung in gutem Gelde fortsetzen.

Zwei Rathmänner, der Kämmerer und drei Stadtdiener eilten zu Redlichs Wohnung im kleinen Judenhofe und untersuchten dort in Abwesenheit des Eigenthümers das ganze Haus, fanden aber überall so bittere Armuth, daß schon jeder Verdacht zu schwinden begann. Ohne etwas gefunden zu haben, wollten die Magistratspersonen das Haus wieder verlassen, als sie einen Piquenier des Burgsdorfschen Regiments vor der Thür sich bei den dort wachehaltenden Stadtdienern erkundigen hörten, wer denn in diesem Hause wohne. Ein Wort gab das andere, und endlich sah sich der Kämmerer veranlaßt, vorzutreten und den Piquenier genauer zu befragen. Dieser wollte zwar anfangs nicht recht mit der Sprache heraus, als er aber hörte, daß der Bewohner dieses Hauses verdächtig sei, zu den Kippern und Wippern zu gehören, machte er die Fragenden auf jenes Loch in der Mauer aufmerksam, durch welches er gestern hatte eine Stange kommen sehen. Diese Mittheilung führte die Magistratspersonen zur Entdeckung der eigentlichen Wohnung des alten Verbrechers hinter dem Holzstall, in welchen das Loch dicht neben der Hütte jenes wüthenden Hundes führte. Gottlieb Knorre fürchtete nun auch das Geld verlieren zu müssen, auf das er schon so große Hoffnungen für die Zu-

kunft gebaut und schützte daher Dienst vor, um sich entfernen zu dürfen. Wichtiger beschäftigt mit dem Durchsuchen des heimlichen Schlupfwinkels, ließ man ihn gehen und zeichnete sich nur seinen Namen für das spätere Zeugniß auf. — In seiner Angst und Bestürzung suchte Gottlieb jetzt den alten Constabler auf, dem er mittheilte, was geschehen war, auch hinzufügte, was er in der vergangenen Nacht gesehen und gehört. — Unter bedenklichem Kopfschütteln sann der alte Schwichow nach, was hier wohl zu thun sei, bestellte den Piquenier auf den Nachmittag um ein Uhr in die Brüderstraße und befahl ihm, die beiden Säcke, welche ihm nun doch nichts nutzen könnten, da sie gewiß nur „Schreckenberger" enthielten, mitzubringen. Dann wollte er ihm sagen, was in dieser ganzen verwickelten Angelegenheit geschehen solle. Mit schwerem Herzen schlich Gottlieb Knorre nach Hause und hätte gar zu gern erst Catharinen gesprochen, ehe er des alten Schwichows Rath befolgte, aber bei hellem lichten Tage konnte er nicht hoffen, sich ihr zu nähern und mußte daher die Mittheilung bis zum Dunkelwerden versparen.

Der Kurfürst hatte unterdessen in Gegenwart des Grafen von Schwarzenberg, welcher aus dem „hohen Hause" sich in das Schloß begeben, einer Deputation von Bürgern kurzes Gehör gewährt, versprochen, die Sache zu untersuchen und sich mißbilligend über das Unrecht des Magistrats geäußert.

Auf die Bitte der Bürger wurden sie auch vor den Kurprinzen geführt, dem sie den herzlichen Antheil schilderten, welchen die Stadt an seinem Unfalle genommen und dann in Gnaden entlassen. Die Menge auf dem Domplatze verlief sich, als die Deputation zu ihr zurückkehrte, und bald darauf herrschte wieder die frühere Ruhe in der Stadt, obgleich beunruhigende Gerüchte über die Verhaftung des alten Stadtschreibers, über die Schuld des Kanzlers an der Vergiftung und über die Entdeckung einer Bande Kipper und Wipper in Berlin von Haus zu Haus liefen.

Als der Kurfürst den Geheimde-Rath von Queiß entlassen, bat dieser den Kanzler um eine Stunde geneigtes Gehör am Nachmittage gleich nach der Mahlzeit, weil er in wichtiger Angelegenheit mit ihm zu konferiren habe, und dieser, obgleich erstaunt und eine Werbung des Vaters für seinen Sohn befürchtend, war sogleich bereit, das gewünschte Gehör zu bewilligen. Das Mittagsmahl verfloß ruhig und in Gegenwart des Kurprinzen, ohne daß dieser indessen Theil daran nahm. Gerhard von Queiß hatte vor dem Weggehen seines Vaters Gelegenheit gehabt, diesen auf einige Augenblicke zu sprechen und ihn beschworen, nicht eher einen Schritt bei dem Kanzler für ihn zu thun, bis er sich ausführlich mit ihm berathen. Der Vater war aber fest entschlossen, heute noch die Angelegenheit wegen der Güter-Ansprüche beim Kanzler zur Sprache zu

bringen und die Einwilligung zur Vermählung Renatens mit Gerhard als den Preis zu nennen, um welchen er für sich und seine übrigen Erben jenen Ansprüchen entsage, wenn die Güter als Mahlschatz abgetreten würden.

Nach der Mahlzeit, die mit dem Schlage halb Eins zu Ende war, verlangte der Arzt, daß der Kurprinz allein gelassen werde, um der Ruhe zu genießen. Dies geschah und Gerhard, dessen Dienst ihn in dem Vorzimmer des Prinzen zurückhielt, fand dort das Buch, aus welchem am Morgen Renate vorgelesen hatte. Gedankenvoll und doch zerstreut suchte er sich durch Lesen zu beschäftigen und kam so auch an die 5te Erzählung, welche bald seine Aufmerksamkeit dergestalt fesselte, daß er Alles um sich her vergaß und ganz den unheimlichen Eindrücken unterlag, die ihn aus diesem seltsam grauenhaften Buche anwehten. — Die schreckliche Wirkung des bösen Blickes rief ihm mit doppelter Kraft die Worte jenes Horoskops zurück, nach denen auch ihm die Möglichkeit dieses fürchterlichen, geheimnißvollen Uebels drohte. Vergebens wollte er das Buch weglegen, immer wieder mußte er es öffnen und weiter lesen, bis er das unglückselige Ende jenes Grafen Petrus Szalkan erfahren. Noch ganz wüst und verwildert fand ihn der Leibdiener des Kurprinzen mit dem Befehle, sogleich einzutreten, da der Prinz nicht schlafen könne, keine Ruhe finde und den Hauptmann Gerhard von Queiß zu spre-

chen wünsche. — Kaum vermochte er rasch genug die Fassung wieder zu gewinnen, als nach dem Eintritt der Kurprinz ihm freundlich entgegen rief:

„Kommt, kommt, Herr Gerhard von Queiß! Leistet einem armen Patienten Gesellschaft, der durchaus schlafen soll, aber es nicht vermag."

„Eure Durchlaucht haben zu befehlen"

„Ei was befehlen, kommt! Setzt Euch ein wenig zu mir und erzählt mir etwas. Wahrlich, zu einer schlimmeren Zeit konnte meine Krankheit auch gar nicht kommen, als grade jetzt, wo ich lieber den Tag noch eins so lang hätte, als er ist, um alles das zu thun, auszuführen und zu verrichten, was mir hier obliegt."

„Nach der Versicherung des Arztes wird es wenigstens nicht lange mehr dauern."

„Ich hielte es auch nicht aus! — Sagt einmal, glaubt Ihr denn auch, daß man mich hat vergiften wollen?"

„Die Behauptung des Arztes — —"

„Ja, das ist die gewöhnliche Antwort! — Aber wer sagt Euch denn, ob der gute Ahrendsius sich nicht bloß das Ansehen geben will, als ob er etwas Großes vollbracht. — Der Gedanke einer Vergiftung liegt mir so fern, ist so ganz meiner Zuversicht zuwider, daß ich um Alles in der Welt nicht daran glauben möchte. Wer sollte mich auch vergiften wollen? So wahr ich an den Erlöser glaube, bin ich mir keiner hassenswerthen Handlung mei-

nes Lebens bewußt. — Glaubt Ihr es denn oder glaubt Ihr es nicht?"

„Noch bin ich so bestürzt über das Ereigniß selbst, daß ich es der Zeit überlassen muß, mein Urtheil zu bestimmen."

„Das heißt so viel, als Ihr glaubt daran. — Aber wer könnte denn ein so unmenschliches Bubenstück an mir üben wollen. — Noch wollte mir Niemand sagen, wen man in Verdacht hat. — Habt Ihr vielleicht etwas gehört?"

„Man nennt zwar keine bestimmte Person, aber die Abneigung des Volkes gegen Hochgestellte macht sich in Anschuldigungen Luft, denen gewiß jede Begründung fehlt."

„Also schuldigt man doch Jemand an. Wen denn?"

„Verzeiht mir, Durchlauchtiger Prinz, wenn ich mich nicht gern desselben Leichtsinns anklagen möchte, den ich an Anderen tadle. — Ich darf nur sagen, daß Männer, die bisher großen Einfluß auf die Leitung der Staats-Angelegenheiten ausgeübt und durch Eure Ankunft glänzender Aussichten beraubt werden, dem bösen Leumund des Volkes eine willkommene Beute sind."

„Aha! ich merke schon! das soll auf Schwarzenberg gehen! — Großer Gott! — Das ist ja entsetzlich! — Aber Ihr habt Recht, Herr von Dueiß, daß Ihr dieser empörenden Anklage keine Worte geben wollt. Wie ist es möglich, diesen

Mann, den ich zwar nicht liebe, aber wahrlich nicht verachte, so frech eines Meuchelmordes zu zeihen; aber das ist einmal wieder die sogenannte vox populi, vox dei! — Gott bewahre jeden rechtschaffenen christlichen Fürsten vor solchen Einflüsterungen. Schwarzenberg ist der böse Engel der Marken, aber er ist es aus Gründen, die ich wohl durchschaue, wenn ich sie auch nicht ehre. — Pfui! Ich hoffe doch nicht, daß ein solches Gerücht Raum gewinnen wird?"

„Mit der schnellen Genesung Eurer Durchlaucht hoffe ich, wird auch das müßige Geschwätz unzufriedener Müßiggänger verstummen."

„Nun sehe ich es aber schon kommen, man wird sich einen Gotteslohn bei mir zu verdienen glauben, wenn man den Kanzler recht schwarz schildert; aber sie sollen sich wundern! — doch von etwas anderem. Kennt Ihr seine Tochter, die junge Gräfin Renate?"

„Wie sollte ich nicht," antwortete zögernd und verlegen Gerhard.

„Das ist das schönste Mädchen, das ich gesehen. Wahrlich der Hof meines Vaters kann stolz darauf sein, eine solche Perle zubesitzen. Seit wann ist sie hier?"

„Seit einem Jahre ungefähr ließ der Graf sie aus einem mährischen Kloster zu sich kommen."

„Das muß ja gewesen sein, als ob die Sonne bei Euch aufging. Und so züchtig, so bescheiden. Ich war gestern ganz erstaunt über den Geist und die Lebhaftigkeit, mit der sie mich fast in die ausgesuch-

teste Gesellschaft nach dem Gravenhaag und Amsterdam zurückversetzte."

„Wir hatten Alle unsere innige Freude daran, als wir sahen, wie Eure Durchlaucht sich ihrer Gesellschaft zu erfreuen schienen."

„Schade, schade, daß das Mädchen nicht aus fürstlichem Blute stammt. Ich wüßte gleich, wen ich mir zur künftigen Kurfürstin wählte."

„Wenn wir nicht irren, wir Alle, die wir gestern dem Bankette beiwohnten, so scheint auch die Gräfin sich ihres Glückes bewußt, von Euch ausgezeichnet zu werden, wenigstens ließ es der Glanz ihrer schönen Augen, das zauberische Lächeln ihres Mundes, die Lebhaftigkeit ahnen, mit welcher sie den Worten Eurer Durchlaucht lauschte."

„Nun, nun, das will ich grade nicht sagen, obgleich sie mich nicht eben zurückgeschreckt hat. Sie schien zerstreut, oft war es sogar, als wären ihre Gedanken auf etwas ganz anderes gerichtet gewesen, aber dann war sie wieder so liebenswürdig und vertraulich, daß ich fast bereute, auf das Köpeniker Bastion zu müssen. Ich freue mich recht auf das Leben hier am Hofe meines Durchlauchtigen Vaters, und das Mädchen wäre im Stande, mich zu einem Freunde ihres Vaters zu machen."

In diesem Augenblicke trat der Leibdiener des Kurprinzen in das Gemach und fragte, ob die Gräfin Renate von Schwarzenberg vorgelassen werden dürfe. Schon einmal habe sie im Vorzimmer sich

erkundigen lassen, ob der Prinz erwacht sei, und jetzt sei zum zweitenmale eine Kammerfrau der Kurfürstin gekommen und habe verlangt, er solle beim Prinzen anfragen, ob die Gräfin das Glück haben könne, eine geheime Audienz zu erhalten.

Erstaunt und überrascht sah der Kurprinz Gerhard an, während dieser kaum seinen Ohren traute und lebhaft fühlte, daß ein dunkler Schleier vor seinen Augen niedersank, der seine ganze Zukunft in finstere Nacht hüllte. Sie selbst näherte sich dem Kurprinzen, von dem sie wußte, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht; sie wußte es, sie mußte es wissen, und doch setzte sie auf solche Art nicht allein ihre Schwüre gegen Gerhard, sondern auch die Rücksichten weiblicher Schüchternheit und Sitte aus den Augen.

„Die Gräfin wird mir jeden Augenblick willkommen sein," erwiederte nach kurzem Nachsinnen rasch und entscheidend der Kurprinz. „Führe sie aber nicht durch das Vorzimmer, sondern hier durch die Gallerie. Die Dienerschaft braucht nichts von diesem Besuch zu wissen, verstehst Du mich? Sage der Kammerfrau auch die Antwort leise. Jetzt geh!"

„Erlaubt, daß ich mich ebenfalls zurückziehe."

„Nun nehmt es mir nur nicht übel, lieber Herr von Dueiß, aber freilich, wenn solche Krankenbesuche kommen. Ich brauche Euch wohl nicht erst besonders zu bitten, daß Ihr Niemanden davon sagt,

bis ich weiß, was die Gräfin zu mir führt. — Ich gestehe es, das Ding kommt mir selbst so unerwartet und ungewöhnlich vor, daß ich ordentlich neugierig bin, was dieser liebenswürdige Besuch mir bringt? Aber was ist Euch, Herr von Dueiß, Ihr seht wieder so verstört und krank aus, wie gestern Abend auf dem Bankett. Erinnert Ihr Euch noch?"

„Ich fühle mich in der That nicht ganz wohl. Vielleicht die Anstrengung und Unruhe der letzten Tage."

„Ihr müßt Euch schonen, Euer Auge rollt ja so unstät wie im Fieber. Ihr erschreckt mich ordentlich. — Mein Gott, Ihr seid kränker, als Ihr wißt. — Die Augen haben wirklich etwas Entsetzliches."

„Meine Augen? Herr, mein Gott, wenn ich —"

„Was?"

„Verzeiht meiner heftigen Erregung, diesen Ungestüm, Durchlauchtiger Prinz — ein meiner Familie eigenthümliches Uebel."

„Nun so thut um so eher, was ich Euch sage. Verlaßt das Schloß sobald als möglich und sucht Ruhe und Erholung im Schoße der Eurigen. Ade! Ich hoffe, wir sehen uns bald thätiger und geschäftiger wieder. Ade!"

Gerhard verließ das Zimmer des Kurprinzen in einem Zustande, der an Wahnsinn gränzte. Renate untreu! Renate ehrvergessen! — Aber nein, es war nicht möglich! — Konnte sie nicht einen Be-

fehl, einen Auftrag ihres Vaters erfüllen müssen. Aber wozu dann die Bitte um ein geheimes Gehör? Wer konnte ihm sagen, was er zu fürchten, zu glauben habe. In fieberhafter Aufregung weilte er im Vorzimmer, bis der Leibdiener ihm leise meldete, daß eben die Gräfin beim Kurprinzen eingetreten sei und dabei ein so vielsagendes Gesicht zog, daß Gerhard vor Scham und innerer Vernichtung fast verging. Rasch war sein Entschluß gefaßt. Er wollte sich selbst überzeugen, es koste was es wolle und dann handeln. Um dies zu können, verließ er das Vorzimmer und ließ glauben, daß er nach Hause gehe. Leise aber und vorsichtig trat er durch die Gallerie in das Zimmer, durch welches Renate beim Kurprinzen eingetreten war und suchte von hier aus die Unterredung Beider zu belauschen. Leider war die Thür nach der Sitte jener Zeit mit braunem sämisch Leder überzogen, von innen auch eine schwere Decke vorgezogen, so daß es unmöglich war Alles zu hören und nur einzelne etwas lauter gesprochene Worte drangen zu seinen Ohren.

XV.

In der Statthalterei war zur bestimmten Zeit der Geheimbde-Rath Seyfried von Dueiß erschienen und sogleich vom Kanzler vorgelassen worden, wel-

cher ihn freundlich und entgegenkommend empfing. Beide achteten sich, wenn sie sich auch nicht liebten und der Verkehr zwischen diesen beiden Staatsmännern war stets offen und männlich gewesen, wenn sich ihre Meinung im Rathe des Kurfürsten auch schroff gegenüberstand.

„Ein sonderbares Geschäft führt mich heute zu Euch, Herr Graf," begann der Geheimbde-Rath, nachdem er den angebotenen Stuhl angenommen.

„Das mag wohl so sein, Herr Geheimbde-Rath, denn Eure gewissenhafte und ehrenhafte Geschäftsführung im Dienste unseres Durchlauchtigen Herren läßt Euch sonst wenig Zeit, Eure Freunde und Collegen zu besuchen."

„Es handelt sich nämlich um die ehemaligen gräflich Thumbschen Güter in der Neumark, welche Euch zu Nutz und Nießbrauch von des Kurfürsten Durchlauchtigen Gnaden überwiesen worden sind. Durch die Auffindung glaubwürdiger Dokumente ist aber meine Familie und besonders ich, als deren jetziges Oberhaupt, in den Stand gesetzt, die Abstammung des Hauses Queiß von den Grafen von Thumb zu beweisen, also auch Anspruch auf deren Güter zu erheben."

„Das ist allerdings ein sonderbares Geschäft, Herr Geheimbde-Rath, und hätte ich eher alles Andere geglaubt, als einen Anspruch auf Güter erheben zu sehen, deren unbestrittener Eigenthümer ich jetzt bin und hoffentlich auch bleiben werde."

„Das Letztere werden die Gerichtsbanken zu entscheiden haben, Herr Graf. Aber ich möchte nicht gern den Schein gegen Euch haben, als wolle ich feindselig verfahren, darum bin ich eben gekommen, um Euch zu fragen, ob Ihr vielleicht Einsicht in die erwähnten Dokumente nehmen wollt und dann selbst das klare Recht meines Hauses restituiren, welches jedenfalls Eurer hohen Stellung, in der Ihr dem Lande ein Beispiel der Gerechtigkeit sein sollt, besser zusagen dürfte, als wenn Ihr Euch, wahrscheinlich fruchtlos, meinen Ansprüchen entgegensetzt."

„Die Güter sind meines Wissens schon über funfzig Jahre im Besitz des Kurfürsten, also jeder Anspruch verjährt."

„Ich würde eine Verjährung in dergleichen statuiren, wenn ich nicht jetzt erst zur Kenntniß meiner Rechte gekommen wäre. Hier handelt es sich um einen durch Unterschleif und Betrug erlangten Besitz des Landesherrn seinen Unterthanen gegenüber und ein solcher Anspruch verjährt nicht. Daß Ihr, Herr Graf, zufällig im augenblicklichen Besitze seid, thut nichts zur Sache und wird in meinem Restitutionsgesuch auch ganz übergangen werden. Ich verlange von der Kur das mit Unrecht besessene Gut zurück und hege die feste Ueberzeugung, meinen Zweck zu erreichen. Beliebt es Euch, dieses Schreiben des Abtes Johannes Welmert Anno 1542

aus Cöln am Rheine durchzusehen, so werdet Ihr finden, daß ich auf festen Grund baue."

Während der Graf die Abschrift jenes wichtigen Dokumentes durchlas, schwieg der Geheimbde-Rath und beobachtete aufmerksam den Eindruck, den dasselbe auf ihn machen mußte; aber seine Erwartung wurde getäuscht. Kein Zug verrieth die Ueberraschung und die Unzufriedenheit des Kanzlers. Mit kalter Höflichkeit gab er das Dokument zurück und äußerte kein Wort darüber. — Auch der Geheimbde-Rath schwieg, da er erwartete, daß jener ihm seine Meinung über das Gelesene sagen würde, aber auch hierin sah er sich getäuscht und mußte endlich fragen:

„Was denkt Ihr dieser Aussage und den darin erwähnten Aktenstücken entgegenzustellen, Herr Kanzler?"

„Nichts als meinen Besitz und den Statthalter, Kanzler und obersten Kriegshauptmann der Kur Brandenburg."

Betroffen über diese Antwort, welche ihm schwere, vielleicht nutzlose Kämpfe für die Zukunft voraus sehen ließ, schwieg der Geheimbde-Rath einige Augenblicke, dann aber knüpfte er das Gespräch, das nach der Haltung und dem Ausdruck im Auge des Kanzlers von diesem geendet gewünscht wurde, wieder an:

„Wenn ich kam, um Euch meinen rechtskräftigen Anspruch zu notifiziren, so kam ich auch mit

dem Mittel, das Unangenehme, was eine solche Restitution für Euch haben muß, zu vermeiden. Gönnt mir noch kurze Zeit eines geneigten Gehörs, Herr Graf, und ich hoffe, wir können diese Papiere der Vergessenheit übergeben."

„Gern bin ich zu jedem Uebereinkommen erbötig, Herr von Queiß, und gestehe Euch dies eben so offen, als ich Eurer Drohung den festen Willen entgegengesetzt, den nicht von mir begonnenen Kampf bis zu Ende zu führen. — Die Thumbschen Güter sind gegenwärtig fast das einzige Besitzthum meiner Familie, das sich in diesen zerrütteten Zeiten verwehrtet. Die jüngere Linie des Hauses Schwarzenberg, zu welcher ich gehöre, ist arm; arm kam ich in den Dienst des Kurfürsten, der mir die Güter überwies, aus deren Ertrag ich im Stande bin, meines Amtes würdig zu leben und zu erscheinen. Was kann der Kurfürst mir jetzt bieten, wenn er mir diese Güter nehmen muß? Der Kurfürst hat nichts mehr zu verschenken und was er noch verschenken kann, wäre nicht im Stande, nur meinen Haushalt zu bezahlen. Es ist also nicht der Graf Schwarzenberg, sondern der Statthalter der Marken während der baldigen Abwesenheit des Kurfürsten in Preußen, welcher sich Eurer Klage widersetzen muß. Jetzt kennt Ihr meine Meinung! Nun Euer Vorschlag."

„Mein Sohn Gerhard, gegenwärtig Hauptmann bei der Person unseres Durchlauchtigen Kur-

prinzen, liebt Eure Tochter Renate. Ich erkenne wohl die Kühnheit seines Strebens, aber bei seiner Jugend, dem was er schon gethan und von seinem Prinzen begünstigt, noch thun kann, entschuldige ich ihn bei Euch, wie seine aufrichtige Liebe ihn bei mir entschuldigt. — Gebt Ihr Eure Einwilligung, selbst nur bedingungsweise, vielleicht in Erwartung, daß er sich solchen Glückes erst noch würdiger zeigt, so vernichte ich diese Papiere und erwarte von Euch, daß Ihr der Tochter das zum Mahlschatze aussetzt, was de jure schon meinem Sohne gehört. — Dies ist mein Vorschlag! — Ihr schweigt? — Habt Ihr mir keine Antwort auf meine Auskunft zu geben?"

„Deutet es mir nicht übel, Herr Geheimbder-Rath, wenn ich erst mit mir zu Rathe gehe, ehe ich das so Unerwartete beantworte. Ihr kennt ja meine Art im Rathe des Kurfürsten. — Was Ihr da sagt, ist allerdings ein Mittel, ja ich mag sogar nicht leugnen, wie die Sachen nun eben stehen und sich überraschend gestellt haben, ist es das einzige, einen für alle Theile unangenehmen Conflikt zu vermeiden, aber es giebt ein Hinderniß an das der Protestant freilich nicht denken konnte. Meine Tochter ist Katholikin!" —

„Ich habe diesen Einwand erwartet, Herr Kanzler, obgleich nicht eher, als bis Ihr die übrigen, die Verschiedenheit des Standes, glänzendere Aussichten für die junge Gräfin, die Abneigung ge-

gen mich und die Meinigen geltend gemacht; indeſſen sehe ich daraus, daß Euch diese Rückſicht höher ſteht und denke, wenn der Pabſt ſeine Diſpenſation ertheilt — und Euch ſchlägt er ſie nicht ab — ſo dürft Ihr Euch über den Gewiſſensſkrupel beruhigen. Mein Sohn wird ſeine künftige Gattin wahrlich in Ihrem Glauben nicht ſtören, eben ſo wenig als er ſeine Ueberzeugung aufgeben wird. Laßt mich nicht ohne ein Wort der Ermuthigung, der Hoffnung von Euch ſcheiden, Herr Kanzler. Aus dem was ich thue erſeht Ihr, daß es mir Ernſt iſt in Frieden und Freundſchaft mit Euch zu leben."

„Ihr könnt es mir nicht verdenken, wenn ich mir Bedenkzeit ausbitte, Herr von Dueiß. So Wichtiges beſchließt ſich nicht raſch und übereilt. Doch hoffe ich, läßt mich ruhige Prüfung eher das Günſtige finden, als ſchnelles Entſcheiden. Ich werde mit meiner Tochter reden, werde den Willen unſeres Kurfürſtlichen Herren befragen und denke Euch in vierzehn Tagen meinen endlichen Entſchluß zu erkennen geben zu können. Bis dahin ſeid meiner Achtung verſichert, wie Ihr es bisher waret, und hat verſchiedene Anſicht auch bis jetzt unſere Wege auseinandergehalten, ſo mag die nahe Verwandtſchaft vielleicht künftig zwei Männer näher bringen, deren das Vaterland bedarf."

Der Geheimbde-Rath verließ, durch dieſe Antwort zufriedengeſtellt, die Statthalterei und eilte

nach seiner Wohnung, wo er in froher Stimmung die Rückkehr seines Sohnes vom Schlosse erwartete, da mit eintretender Dunkelheit sein Dienst dort endete.

Der Graf blieb in ernstes Nachsinnen verloren in seinem Zimmer zurück und warf den prüfenden Blick in die Zukunft. Der Gedanke an eine mögliche Verbindung zwischen dem jungen Gerhard von Queiß und seiner Tochter war ihm nicht mehr so unerträglich als noch am Morgen dieses Tages, denn an der Kurfürstlichen Tafel hatte er zum erstenmale von dem Wunsche der Kurfürstin gehört, den Sohn mit der Prinzessin Louise Henriette von Oranien zu vermählen, und da seinem Scharfblicke nicht entging, daß einer solchen Verbindung kein Hinderniß im Wege stand, ja diese ganze Angelegenheit von dem Kurprinzen selbst ausgegangen sein konnte, der die Prinzessin am holländischen Hofe kennen gelernt, so gab er schon jede Hoffnung auf, aus der Liebe Friedrich Wilhelms zu Renaten künftigen Vortheil zu ziehen. Ueberdem wurde durch eine Heirath der Prozeß wegen der Thumbschen Güter, deren Verlust er zu fürchten Ursache hatte, vermieden, und Gerhards Laufbahn konnte, von dem mächtigen Schwiegervater geleitet, die glänzendste werden. Alles sprach zu Gunsten der Liebenden und eine glückliche Lösung der bisher widrigen Verhältnisse schien nahe.

Da ließ sich durch den Leibdiener Ehrhardt der Constabler Schwichow von der Kurfürstlichen Arto-

lerey melden. Verwundert über dies ungewöhnliche Verlangen und der militairischen Disziplin gedenkend, fragte der Kanzler, ob Ehrhardt nicht wisse, was der alte Constabler wolle. Dieser wußte indessen nichts Näheres und erhielt Befehl, den Gemeldeten einzulassen.

Mit steifer Reverenz trat Schwichow ein, stellte den Stock an die Thür, legte den Hut auf einen der Polsterstühle und stand mit wichtiger, vielsagender Miene, einen Geldsack auf dem linken Arme, vor dem Kanzler, der, lächelnd über die Förmlichkeit und Abgemessenheit des alten Kriegers, ihn fragte, was er ihm Gutes bringe?

„Quidquid agis, prudenter agas et respice finem! pflegte unser Bruder Pförtner zu sagen, wenn ich als Noviz wegen schnöder Streiche etzliches gegeißelt werden sollte. Ich habe die Redensart nicht vergessen, habe überlegt, wie ich im vorliegenden Falle prudenter agiren und des Endes eingedenk sein wolle und komme nun, Domine Comes, atque Praefectus zween Personen zu denunziren, welche mir nach meinem schlichten Verstande mit zu denen Kippern und Wippern zu gehören scheinen, welche jetzo aufgespüret werden sollen."

„Wie kommt denn mein wackerer, alter Schwichow zu einer solchen Denunciation und warum macht er sie mir und nicht bei ordentlicher Gerichtsstelle?"

„Die Ratio meines Verfahrens wird lucide werden, sobald ich die Personen genannt, gegen

welche ich mein Testimonium abzulegen gesonnen bin."

„Und wer sind diese?"

„Ein schändlicher Jude, Peter Voorst mit Namen, schlechtweg der holländische Jude genannt, und der Hauptmann Gerhard von Queiß. Dixi et salvavi animam meam!"

„Mensch! Bist Du bei Sinnen?"

„Omnino, ganz und gar! — Ich vermuthe, daß sich diese Besorgniß wegen meines menschlichen Beisinnenseins auf den zuletzt genannten Kipper beziehet, denn was den Juden betrifft, so versteht sich die Anklage von selbst. Aber ich wiederhole es mit dem schuldigen Respekt vor seiner Hauptmanns-Bestallung, Herr von Queiß ist ein Kipper."

„Und worauf gründet sich diese schwere Anschuldigung?"

„Das ist eine lange und mit Schwierigkeiten versehene Geschichte, welche sich von dem Abende anfängt, wo in Spandau der Hauptmann von Arnheimb interfectum erat oder umgebracht wurde. Das sind kaum dreien Tage her, aber dieser Kipper (den Hauptmann außerm Spiel) hat mir seit jener Stunde verschiedene schwere und erhebliche Verdachtsgründe gegen sich imputiret."

Auf die wiederholte Frage des Kanzlers erzählte nun der alte Schwichow Alles, was er von Gerhard wußte: seine erste Erscheinung auf dem Wall in Spandau, seine Flucht aus der Festung,

unter dem falschen Namen eines Sohnes jenes Peter Voorst, erwähnte auch jener ungewöhnlich schweren Truhe, berichtete, was er selbst im kleinen Jüdenhofe gesehen, daß er die beiden Verdächtigen abermals dort erkannt, ließ dann den Piquenier Gottlieb Knorre eintreten und aussagen, welches Gespräch derselbe in der vergangenen Nacht belauscht, endlich legte er besonderes Gewicht auf die Absicht Gerhards, ihn, den Constabler, auf gute Art aus Berlin fortzuschaffen.

Der Kanzler erschrak vor dem deutlichen Zusammenhange in dieser Anklage. Mit unabweisbarer Klarheit lag die Schuld Gerhards vor seinen Augen. — Und dieser Peter Voorst! — Wie hatte der Graf sich so erniedrigen können, einen solchen Menschen für seine Absichten zu gebrauchen? Aber es mußte gehandelt werden. Nachsicht und Zögern wäre bei einer so bestimmten Anklage Verbrechen gewesen. — Und diesen Menschen konnte seine Tochter lieben? — Nimmermehr! Was vor wenigen Augenblicken noch möglich gewesen, eine Verbindung beider Häuser, war jetzt undenkbar. —

„Ihr schweigt mit Eurem Verdachte gegen Jedermann, Constabler Schwichow, bis ich Euch selbst auffordere, die Anklage öffentlich zu wiederholen, die Ihr in lobenswerthem Eifer mir gemacht. Dasselbe gilt für diesen Piquenier, den ich deßhalb unter Eure Aufsicht stelle. Um sechs Uhr findet Euch beide an der Treppe des „grünen Huts" im Schlosse

ein. Der Piquenier soll seine beste Montur anlegen und auch Ihr, Schwichow, macht Euch bereit, vor dem Kurfürsten zu erscheinen."

Accepi! und sage fiat voluntas! — Ich denke und vermeine meiner Schuldigkeit ein Genüge geleistet zu haben, wenn auch Unerfreuliches deswegen geschieht. — Komm, Lamm! Wir wollen dem Herrn Kanzler nicht weiter lästig fallen!"

Mit diesen Worten entfernten sich Beide. Unruhig und nach einem Entschluß ringend, blieb der Graf allein. Was hatte er erfahren müssen! Gerhard ein Verbrecher! In entehrender Gemeinschaft mit jener heillosen Rotte, die seit Jahren schon die Sicherheit und Ruhe des Volkes untergrub. — Welche Folgen mußte diese Entdeckung haben! Aber gleichviel, wer unterging, wenn nur die Schuldigen bestraft wurden. Der erste Gedanke des Kanzlers war, den Geheimbden-Rath von Queiß zunächst von dem Vorgefallenen eben so offen in Kenntniß zu setzen, als dieser es mit ihm gethan. Aber war es nicht sein Sohn? Mußte der Vater nicht Alles anwenden, um seinem Hause den fürchterlichsten Schimpf, die tiefste Entehrung zu ersparen? Nein! Erst mußte Gerhard verhaftet sein, ohne Aufsehen unschädlich gemacht werden, dann konnte der Vater Alles erfahren. — Das Alles überlegte und erwog der Kanzler, ehe er sich auf daß Schloß begab, weil er in so wichtiger Sache, deren Anfangsfäden schon so verwickelt erschienen, daß gar nicht abzusehen war,

welche Personen sie noch berühren konnten, nicht rasch handeln und eben dadurch vielleicht den Erfolg auf das Spiel setzen wollte. Eben rief er seinen Leibdiener Ehrhardt, um sich von diesem das Kleid zum Ausgehen geben zu lassen, als dieser dienstfertig meldete, daß Peter Voorst auf der Treppe stehe und inständigst bitte, vorgelassen zu werden.

„Peter Voorst? Ist es möglich? — Lasse ihn gleich herein und höre — — komm näher, ich will nicht so laut sprechen — — gehe gleich hinüber in das Schloß und sage dem Hauptmann Andreas am andern Ende von Kunkel, daß er mir drei Mann von der Leibgarde mit Wehr und Waffen in die Statthalterei senden soll. — Aber daß Du Niemanden im Hause etwas von diesem Auftrage sagst. Wenn die Leute da sind, so mache die Thür auf und sage: „Der Tragsessel ist bereit", jetzt geh und lasse mir den Peter Voorst herein." —

Gleich darauf stand Peter Voorst vor dem Kanzler, der sich anfangs scheinbar mit der Durchsicht einiger Papiere beschäftigte, um unterdessen zu überlegen, wie er diesen frechen Bösewicht zum Bekenntniß zwingen wollte: dann fragte er den erwartend Dastehenden:

„Nun, was bringt Ihr mir, Peter Voorst?

„Gnädigster Herr, eine Angelegenheit ernster Art führt mich zu Euch. Ihr wißt, daß ich Euch stets treu und eifrig gedient in allen Dingen, die Eure Weisheit mir anvertraute —"

„Ich weiß, und wenn Eure Nachrichten aus den Niederlanden sich auch jetzt, seit der Rückkehr des Kurprinzen, alle als unwahr beweisen, so braucht das nicht Eure Schuld zu sein, denn man kann Euch ja falsch berichtet haben.“

„Leider mußte ich mich auf meine Beauftragten dort verlassen. Wissentlich habe ich nie Falsches berichtet.“

„Schon gut, schon gut! Nun und was habt Ihr heute?“

„Des Kurprinzen Durchlaucht ist gestern Abend mit Gift vergeben worden, so heißt es in der ganzen Stadt, und das Volk entblödet sich nicht, Euch gnädigster Herr, dieser Schandthat anzuklagen.“

„Mich? — Welch eine hirnverrückte Beschuldigung!“

„Davon ist gewiß Niemand mehr durchdrungen, als ich — aber wer vermag es, dem Volke Vernunft zu predigen. Solche Gerüchte entstehen, kein Mensch weiß woher, wo und wie — aber sie sind da, sie wachsen, schwellen an, jeder bekräftigt das Gehörte, setzt hinzu, und der ungegründetste Verdacht gewinnt so eine Wahrscheinlichkeit, die oft selbst den Ruhigen überrascht.“ —

„Und denkt man etwa, der Graf von Schwarzenberg fürchte das Kannengießer-Geträtsch der Berliner?“

„Eben weil man weiß, daß Ihr nichts zu fürchten habt, ist man freigebig mit dem Verdachte.

Glücklicherweise bin ich aber im Stande, den wahren Thäter zu nennen und so das schändliche Gerücht mit eins niederzuschlagen."

„Ihr wüßtet, wer dem Kurprinzen Gift beigebracht?"

„Ja, gnädigster Herr! Es war der alte Constabler Schwichow von der Kurfürstlichen Artolerey, der gestern Abend im Marschalk-Zimmer dem Kurprinzen seine Kanne mit Wein reichte, und ich habe es wohl gesehen, daß er vorher etwas hineinschüttete, achtete aber zu der Zeit nicht sonderlich darauf, weil ich ein so scheußliches Verbrechen nicht ahnen konnte. — Als ich heute Morgen von der Krankheit des Kurprinzen hörte und Jedermann ganz offenkundig von einer Vergiftung sprach, da fiel mir das Geschehene wie ein Stein auf das Herz, und ich thue nur meine Pflicht, wenn ich jenen alten heuchlerischen Schurken des Verbrechens anklage."

„Habt Ihr außer Euch noch andere Zeugen für das, was Ihr gesehen haben wollt?"

„Alle Anwesenden im Marschalk-Zimmer müssen es mir bezeugen, daß der Kurprinz aus der Kanne getrunken, welche der Constabler ihm gereicht, und daß er nur einen Schluck von dem Weine genommen, weil er ihm zu übel und widrig schmeckte."

„Das ist ein schweres Wort, Peter Voorst, was Ihr da ausgesprochen. — Es kann dem alten Manne den Kopf kosten, oder doch ewiges Gefängniß."

„Je schneller einem solchen Missethäter sein Recht geschicht, je mehr werde ich mich freuen, daß es in meine Hand gegeben war, ihn zu entlarven.“

„So, so! — Nun er soll seiner Strafe nicht entgehen!“

„Der Tragsessel ist bereit“ meldete in diesem Augenblick Ehrhardt.

„Gut, er soll einen Augenblick warten. Aber noch eins, Peter Voorst. — Sagt mir doch, was haltet Ihr von dem Vorfall mit dem Stadtschreiber Redlich? — Glaubt Ihr, daß er ein Genosse jener Kipper und Wipper ist, die bis jetzt allen meinen Nachforschungen so listig zu entgehen gewußt.“

„Es ist kaum wahrscheinlich, daß so schlaue Menschen, wie diese Kipper und Wipper sein müssen, sich eines so einfältigen, frommen, alten Mannes, als dieser Redlich ist, bedienen sollten.“

„Also kennt Ihr ihn?“

„Von Ansehen, ich habe wohl hin und wieder mit ihm verkehrt.“

„Zum Beispiel gestern Abend, ehe die Schweden das Köpeniker Bastion angriffen.“

„Gestern Abend? Daß ich nicht wüßte.“

„Man will Euch in seinem Hause gesehen haben und sogar zweimal.“

„Mich? Wie käme ich zu dem elenden, kränklichen Greise?“

„Das frage ich Euch, denn dort gewesen seid Ihr und zwar mit dem Hauptmanne von Dueiß,

mit dem Ihr Euch auch gegen Mitternacht hier vor der Statthalterei unterhalten."

Keiner Antwort mächtig, von dem Blick des Kanzlers gelähmt, stand Peter Voorst zitternd dieser bestimmten Anklage gegenüber. Daß er verrathen, daß sein Verbrechen bekannt sei, darüber blieb ihm kein Zweifel mehr. Daß Leugnen ihn nicht retten konnte, fühlte er deutlich, wenn er übersah, wer als Zeuge gegen ihn auftreten konnte; darum war er jetzt nur darauf bedacht, ein Mittel zu finden, um den Kanzler wenigstens für den Augenblick zu entwaffnen; denn konnte er nur noch eine Stunde frei bleiben, so glaubte er seine Flucht gesichert.

„Nun denn, gnädigster Herr, wenn es denn bekannt ist, daß ich mit dem jungen Herrn von Dueiß Zusammenkünfte gehabt, so mag ich es auch nicht leugnen. Es betraf jene Dokumente, welche Euch den Besitz der Thumbschen Güter entreißen, wenn sie bekannt werden."

„Was wißt Ihr von jenen Dokumenten?"

„Durch Erbschaft sind sie sämmtlich in meinem Besitze. Der Geheimbde-Rath hat bis jetzt nur die Copien davon, und ich habe nun auch keine Lust mehr, sie ihm auszuliefern, wenn Ihr mir Euer Vertrauen nicht entziehen wollt."

„Was heißt das, mein Vertrauen?"

„Ich bin sogar bereit, diese alten Papiere in Eure Hände zu überantworten, gnädigster Herr, und so jeden Anspruch in Zukunft unmöglich zu machen."

„Und um welchen Preis sollte das geschehen?"

„Ich setze keinen Preis auf meine Ergebenheit und Anhänglichkeit an Eure Person."

„Das wäre uneigennütziger, als ich von Euch erwartet."

„Und doch nicht anders, als ich stets gegen meinen gnädigen und nachsichtsvollen Beschützer gehandelt."

„Und wo befinden sich diese Papiere?"

„In meiner Wohnung, in der Heidereuter-Gasse. — Ich will sie sogleich holen, wenn es Euch genehm ist."

Der Kanzler schwieg einen Augenblick, dann schrieb er etwas auf ein Blatt, gab es dem eintretenden Ehrhardt und sagte:

„Der Tragsessel kann wieder fort! Ich bedarf jetzt seiner nicht mehr, denn ich will zu Fuß in das Schloß hinübergehen. Gieb aber diesen Zettel an die Träger, er enthält meine Befehle für heute Abend." — „Nun, Herr Voorst, ich erwarte diese Papiere in einer Stunde, wenn ich vom Schlosse zurück bin, und von Eurer Pünktlichkeit soll es abhängen, ob Ihr den Richter oder den Beschützer künftig in mir findet."

Peter Voorst verbeugte sich und sah sich im Geiste schon gerettet. Der Kanzler aber suchte noch einige Zeit in allerlei Papieren umher, um den Soldaten der Leibgarde Zeit zu lassen, nach dem Schlosse zurückzukehren. Dann aber verließ auch

er das Zimmer und gab dem noch ehrfurchtsvoll harrenden Peter Voorst das Zeichen der Entlassung. Dieser hatte einen Blick des Kanzlers belauscht, welcher dem meldenden Leibdiener zu verstehen geben sollte, daß mit dem Wegschicken des Tragsessels die Entfernung der Soldaten gemeint sei, und die Gefahr, in der er schwebte, ließ ihn den Blick zu seinem Nachtheil deuten. Er ging also anscheinend ruhig und gleichgültig die Brüderstraße bis zur Kirche Sanct Petri hinunter; als er sich aber unbemerkt glaubte, eilte er, von seiner Angst gejagt, durch die menschenleersten Gassen, nicht etwa in seine Wohnung, sondern in eine Badestube auf dem Krögel, wo er einen seiner vielen Schlupfwinkel bis zum Einbruch der Nacht benutzen wollte. Daß der Kanzler gleichzeitig mit der Entlassung der Soldaten auch den gemessenen Befehl an alle Thorwachen geschickt, Niemanden, er sei auch wer er wolle, aus der Stadt zu lassen, ahnete er nicht, sondern glaubte den Grafen überlistet zu haben. Durch den ihm ergebenen Badewärter zog er Erkundigungen über Alles ein, was bis zum Abend in der Stadt vorging und was gesprochen wurde, so daß er im Stande war, aus seiner Verborgenheit die übrigen Wissenden des Bundes zu warnen und ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Einer derselben sollte sofort nach Spandau, Brandenburg und Havelberg eilen, den dortigen Kipper-Werkstätten und Vertrauten mittheilen, was in Berlin vorgegangen

aber der Ausgang aus der Stadt wurde ihm versagt, und so erhielt Peter Voorst auch von dieser Maßregel Kunde, die er sofort als gegen sich erkannte. Es konnte nicht auffallen, daß die Badestube gegen Abend besonders lebhaft besucht war, und eifrig wurde berathschlagt, was jetzt geschehen solle. Peter Voorst erkannte die Schwierigkeit der Umstände und sah sich plötzlich trotz aller nun beinahe eilf Jahre angewendeten Vorsicht verrathen. Todesangst überkam ihn und seine sonst unbeugsame Seele erlag der Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit.

XVI.

Der Kanzler war unterdessen auf das Schloß gekommen. Seine Frage, ob der Hauptmann von Kneiß dasselbe schon verlassen, wurde verneinend beantwortet und gleichzeitig von dem Hauptmann Andreas am andern Ende von Kunkel gemeldet, daß der erhaltene Befehl bereits allen Thorwachen zugefertigt worden sei. Der Hauptmann erhielt den Auftrag, mit dem Kanzler zum Kurprinzen hinaufzugehen, und so geschahe es, daß Beide in das Vorzimmer eintraten, als Gerhard vor wenigen Augenblicken dasselbe verlassen, um in der Gallerie seinen

Zweifeln Gewißheit zu verschaffen. Der Leibdiener des Kurprinzen verweigerte dem Kanzler in einiger Verlegenheit den Eintritt in das Zimmer seines Herren, weil Jemand bei ihm sei. Es fiel dem Grafen zwar auf, daß seine Frage nach dem Namen der Person, welche beim Kurprinzen Gehör habe, ausweichend und ängstlich beantwortet wurde, aber daß seine Tochter selbst das geheime Gehör verlangt, ahnete er nicht. Da der Kurprinz nun nicht sichtbar war, so fragte er nach dem Hauptmann von Dueiß, den ein Diener in die Gallerie zwischen den Zimmern der Kurfürstin und des Prinzen hatte treten sehen. Dorthin verfügte sich der Kanzler sofort mit dem Hauptmann, öffnete die Thür, und Beide blieben wie erstarrt stehen, als sie Gerhard mit gezogenem Schwerte dicht an der Thür des Kurprinzen stehen sahen. Er zitterte krampfhaft, seine Augen rollten in furchtbarer Bewegung, und mit angestrengter Aufmerksamkeit lauschte er auf das, was im Prinzlichen Zimmer vorging.

„Ihr seht, Hauptmann von Kunkel, daß wir den Verbrecher in dem Augenblicke überrascht, wo er mit gezogenem Schwerte beim Kurprinzen eindringen will. Verhaftet ihn im Namen des Kurfürsten als Mörder und Falschmünzer. Nehmt ihm den Degen ab und führt ihn zum einsamen Gefängniß in die Keller des grünen Huts!"

„Euer Schwert, Herr von Dueiß!" sagte kalt Hauptmann Andreas.

„Wehe mir! Verloren, Alles verloren!“ rief Gerhard, der in diesem Augenblick den ganzen Abgrund vor sich gähnen sah, in den ihn die doppelte Anschuldigung stürzen mußte. Vor sich den Vater des Mädchens, das er geliebt mit der ganzen Kraft seiner Seele; im Zimmer des Kurprinzen sie selbst, die er in eifersüchtiger Wuth des Treubruches beschuldigte; verrathen seine Verbindung mit Verbrechern; als Mörder des Hauptmanns von Arnheimb verhaftet. Kein Ausweg, keine Rettung mehr! Niedergedonnert, regungslos gab er sein Schwert in die Hände des Hauptmanns und wollte ihm ohne ein Wort der Erwiderung folgen, als die Thür sich öffnete und der Kurprinz in die Gallerie trat:

„Was geht hier vor? — Welcher Lärmen so nahe an den Gemächern der Kurfürstin?“

„Mein Durchlauchtiger Prinz, wir wollten —“

„Aber was sehe ich, Queiß ohne Schwert? verwirrt? mit niedergeschlagenen Augen? — Hauptmann von Kunkel, was ist hier vorgegangen?“

„Ich habe Herrn Gerhard von Queiß auf Ordonnanz des Kanzlers als Falschmünzer und Mörder so eben verhaftet.“

„Treibt Ihr Euren Scherz mit mir, Ihr Herren? — Queiß ein Falschmünzer — und gar Mörder! Wen soll er denn ermordet haben?“

„Den Hauptmann von Arnheimb im Burgsdorffschen Regimente, einen Tag vor der Ankunft

Eurer Durchlaucht in Spandau. Seht selbst, wie sein Blick die Erde sucht. Er ist schuldig."

Der Kurprinz warf einen bangen, schmerzlichen Blick auf den fast besinnungslos Dastehenden, schüttelte den Kopf und sagte dann im Tone des Vorwurfs: „Wenigstens hätte wohl ein anderer Ort für die Verhaftung gewählt werden können. Ich wünsche, daß Niemand in dieser Gallerie sich aufhalte. Herr Graf von Schwarzenberg, in einer Viertelstunde erwarte ich Euch in meinem Zimmer."

„So eben wollte ich mir die Gnade eines Gehörs erbitten, denn Vorfallenheiten von der höchsten Wichtigkeit — —"

„Desto besser! — Ich hoffe, Herr von Queiß, daß Ihr Euch rechtfertigen werdet. Ich mag es nicht glauben, daß ein Edelmann ein so entehrendes Verbrechen, als Falschmünzerei ist, begehen konnte. Gehorcht aber für jetzt ohne Widersetzlichkeit dem Gesetze. — Verlaßt im Augenblicke diese Gallerie, Ihr Herren, damit die Kurfürstin nicht erschreckt werde. In einer Viertelstunde also, Herr Graf!"

Mit diesen Worten ging der Kurfürst wieder in sein Zimmer zurück. Gerhard wurde abgeführt und von zwei Soldaten der Leibgarde bewacht, in den Keller des grünen Hutes gebracht, eines Thurmes, der noch jetzt an der Wasserseite des Schlosses, der Burgstraße gegenüber, vorhanden ist und damals wegen seines grünen Daches von Kupferplatten der grüne Hut genannt wurde. Die engen

Fenster des Gefängnisses gingen auf die Spree hinaus, zu der auch eine kleine enge Thür von dem Gange führte, auf dessen einer Seite die Gefangen-Keller lagen. Nur selten wurden diese Räume gebraucht, und seit 1632 hatte kein Gefangener in ihnen gesessen, da nur die Hofdienerschaft bei schweren Vergehen hier eingesperrt zu werden pflegte. Als Gerhard die schwere Thür zufallen hörte, war es ihm, als fühlte er die Erdschollen dumpf auf seinen Sarg im Grabe stürzen, denn vor ihm lag Verzweiflung, Schande, Tod. Das Leben mit allen seinen Hoffnungen und Träumen aber weit, weit hinter ihm!

So war es denn hereingebrochen das Schicksal und hatte mit einem Schlage Alles vernichtet, was sich günstig und belebend für ihn zu gestalten schien. Vor Kurzem noch der geliebte Liebende des schönsten und edelsten Mädchens, der glückliche Krieger, der beneidete Günstling des Thronfolgers — und jetzt der Verlassene, Verworfene! dem das Mädchen seiner Wahl die Treue gebrochen, der Gefährte niedriger Verbrecher, der Mörder, der Gefangene! Wild jagten Vorwürfe, Gedanken, Pläne der Rache und Vergeltung sich in seinem Gehirne. Es war ihm, als müsse er wahnsinnig werden in diesem Strudel fürchterlicher Selbstanklagen, und in dumpfes Hinbrüten verloren war er unfähig, das Vorgefallene in seinen Gedanken zu überschauen, zu ordnen, zu sichten.

Das Gerücht von der Verhaftung des jungen Hauptmann von Queiß hatte sich mit Blitzesschnelle in der Stadt verbreitet. Man brachte dies Ereigniß mit der Vergiftung des Kurprinzen in Verbindung, als es sich bestätigte, daß er mit gezogenem Schwerdte an der Thür des Kurprinzen überrascht worden sei. Andere wollten wissen, daß viele Herren vom Hofe, ja selbst der Kanzler und die Geheimbden-Räthe, mit zu den Kippern und Wippern gehörten. Jeder wußte es anders und besser, Niemand aber, was denn eigentlich vorgegangen sei. Dazu die Thorsperre, das Suchen nach einem unbekannten Holländer, die Thätigkeit des Magistrats, welcher am Nachmittage schon in Pleno den verhafteten Stadtschreiber Redlich verhört. Kurz, es herrschte eine Aufregung und Bewegung in der Stadt, wie kaum seit der ersten Ankunft Gustav Adolphs in Berlin. Auch auf dem Schlosse war Alles Verwirrung und Ungewißheit. Nur leise und verstohlen flüsterte man sich zu, was Jeder erfahren oder was Jeder meinte. Der Kanzler war sehr lange beim Kurprinzen gewesen, hatte dann länger noch beim Kurfürsten verweilt. Die junge Gräfin Schwarzenberg war in Ohnmacht gefallen und von der Kurfürstin und den Prinzessinnen wieder in das Leben gebracht worden. Der Geheimbde-Rath von Queiß erwartete in der höchsten Bestürzung die Rückkehr des Kanzlers, und überall gingen Boten, kamen Berichte, wurden Befehle gege-

ben und Maßregeln getroffen, die sich einander zu widersprechen schienen. So kam der Abend heran. In der peinigendsten Unruhe ließ endlich der Geheimbde-Rath von Queiß sich die Gunst eines kurzen Gehörs beim Kurprinzen erbitten, als der Kanzler immer noch nicht zurückkehrte, und trat mit sorgevollem Gemüth vor den jungen Fürsten hin, als dieser ihn empfing:

„Seltsames ist geschehen, Herr Geheimbde-Rath, ja, Unbegreifliches. Euer Sohn ist des Mordes und der Falschmünzerei angeklagt."

„Ja wohl Unbegreifliches, Durchlauchtiger Prinz! Mein Gerhard sollte sich so gräßlicher Verbrechen schuldig gemacht haben? — Das ist nicht möglich! Nie habe ich verwerfliche Lust oder Neigung an ihm bemerkt, nie erfahren, daß er verbotenen oder heimlichen Umgang gehabt, und wenn ich auch zugeben könnte, daß er einen Edelmann im, gewiß gerechten, Kampfe erschlagen, so ist mir die Beschuldigung der Falschmünzerei so durchaus unerklärlich, daß ich komme, Eure Durchlaucht um Hochdero mächtige Verwendung in der ganzen Sache anzuflehen."

„Mein lieber Geheimbder-Rath. Ehe dem Gesetz und Recht nicht ein Genüge geschehen, werde ich, kann ich nichts für Euch und Euren Sohn thun. Ich verhehle Euch nicht, daß der Anschein und das Zeugniß rechtlicher Leute gegen ihn sind, und wird jener Holländer gefunden, in dessen Hand,

nach der Meinung des Kanzlers, alle Fäden dieses geheimnißvollen Bundes zusammenlaufen, so fürchte ich sehr für das Schicksal des Angeklagten."

„Guter Gott! So soll denn Schande und Jammer über meinen Namen kommen!"

„Seid meines herzlichen Antheils gewiß, Herr von Queiß, aber verlangt nicht von dem, in dessen Hand einst das Recht und die Gerechtigkeit der Marken gelegt werden wird, daß er seiner Gunst und Neigung zu Liebe dem Gesetze vorgreife. — Und warum mußte dies grade jetzt geschehen? Euer Sohn stand im Begriff, das glänzendste Ziel zu erreichen. So kurz auch unsere Bekanntschaft noch war, schon war er mir werth geworden, und seit die Gräfin Renate von Schwarzenberg mich selbst von dem Liebesbande in Kenntniß gesetzt, welches sie an Euren Sohn fesselt, ja, meine Verwendung bei ihrem Vater, dem Kanzler, erbeten, beneidete ich ihn fast um sein Glück, aber die Anklage gegen ihn wird erweisen, ob wir uns Alle in ihm getäuscht, oder er uns die ungerechte Beschuldigung zu verzeihen haben wird."

„Diese unglückliche Liebe ist es ja eben, die mir den Haß und die Verfolgung des Kanzlers zu erklären scheint. Noch andere, wichtigere Gründe lassen mich fürchten, daß nur persönliche Rache, ja wohlüberdachte Hinterlist zu dieser Anklage eines bis jetzt unbescholtenen Jünglings geführt. Welche gehässige Eile konnte den Statthalter bestim-

men selbst meinen Sohn zu verhaften? Aber der gefährliche Mensch mit seinen gefährlichen Ansprüchen mußte aus dem Wege geschafft werden! — Mein Sohn ist unschuldig, aber den Zwecken des Kanzlers muß er schuldig sein. Oh, über mich gutmüthigen, vertrauenden Thoren! Nur zu deutlich durchschaue ich das ganze Getriebe dieser schändlichen Anklage."

„Laßt Euch von der gerechten Bestürzung und Angst eines Vaters nicht hinreißen, ungerechte Beschuldigung auf einen Mann zu werfen, dessen Handlungsweise schon so vielfach mißdeutet und verkannt wird, Herr Geheimbder-Rath. Der Kanzler hat Euren Sohn selbst verhaften müssen, weil er ihn mit gezogenem Schwerte an meiner Thür gefunden und wahrlich ich selbst werde irre an ihm, denn was kann ihn bewogen haben bewaffnet in mein Zimmer einzudringen? Daß er den Hauptmann von Arnheimb erschlagen, ist außer allem Zweifel, und ich fürchte, ich fürchte, auch von der weit schmählicheren Anklage, der Gemeinschaft mit den Kippern und Wippern, wird er sich nicht reinigen können. So laßt denn die Zeit und das Recht sich erfüllen, Herr Geheimbder-Rath, und seid überzeugt, daß der Kurfürst, mein Durchlauchtiger Vater, zwar strenge richten, aber milde strafen wird."

Mit diesen Worten entließ der Kurprinz den Geheimbden-Rath, welcher betäubt und hoffnungslos in seine Wohnung eilte und vergebens in tiefem

Sinnen und Erwägen Rath und Trost suchte. Daß der Kanzler nur deshalb den Sohn verfolge, weil er dem Besitz seiner Güter gefährlich werden konnte, schien ihm unzweifelhaft. Wie aber dem mächtigen, unversöhnlichen Grafen von Schwarzenberg widerstehen? Seine Worte: „Nichts stelle ich Euren Ansprüchen entgegen, als meinen Besitz und den Statthalter, Kanzler und obersten Kriegshauptmann der Kur-Brandenburg," tönten noch jetzt vor den Ohren des Geheimbden-Raths, und er verwünschte fast den Augenblick, der ihn mit jenen Dokumenten bekannt gemacht, weil er in ihnen allein den Beweggrund zu dieser plötzlichen Verfolgung zu erkennen glaubte. Die heftige Erregung und Angst warf ihn noch in dieser Nacht auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Entfernt von seiner Gattin und seinem jüngsten Sohne, die Beide noch in Spandau zurückgeblieben waren, in ärmlicher Wohnung, ohne Pflege und Sorgfalt der Seinen, wurde er eine Beute der schwärzesten Gedanken und unterlag der quälenden Angst um das Schicksal des geliebten Sohnes.

XVII.

Spät am Abend trat Catherine Rohloff mit ängstlicher Hast in das Zimmer Renatens, die schluchzend vor ihrem Betstuhl kniete und vergebens im Gebet Trost suchte. Vorsichtig spähte sie überall umher, ob auch Niemand in der Nähe sei, der sie belauschen könne, dann aber zog sie ein kleines zerknittertes und unansehnliches Papier aus ihrem Brustlatz und reichte es der Gräfin, indem sie leise flüsternd hinzufügte:

„Dies hat mir eben eine alte Frau für Euch gegeben und dabei gesagt, es käme von dem, den Ihr gestern zur Nacht vergeblich erwartet."

Mit unstätem Auge und hochklopfender Brust durchflog die Geängstete das Papier und konnte nur schwer die absichtlich verstellte Handschrift entziffern:

„Will Gräfin R**** von Sch**** den Hauptmann G**** von D**** vor seiner Abreise nach Holland noch einmal, zum letzenmale, sprechen, so findet sie um eilf Uhr einen sicheren Führer an der Kirchthür zum heiligen Geist. Unbedenklich mag sie sich ihm anvertrauen. Um zwölf Uhr ist der Hauptmann nicht mehr in Berlin.

Einer, der es gut mit Beiden meint."

„Wer hat Dir dies Papier gegeben, Catherine?"

„Ich habe es Euch ja schon gesagt. Eine unbekannte alte Frau, die mich aus der Statthalterei auf den Dom-Kirchhof rufen ließ, weil sie mir etwas von meinem Bräutigam Gottlieb zu bestellen habe.“

„Und weißt Du, was der Zettel enthält?“

„Du lieber Gott, ich kann ja nicht lesen.“

„Es ist eine Botschaft von dem unglücklichen Gerhard. Glaubst Du, daß ich ihr trauen darf, daß mich kein Fallstrick erwartet, wenn ich ihr folge?“

„Folge? Wohin?“

„Höre, was der Zettel enthält!“

„Ach Gott, verlassen will er Euch? Also ist er doch wirklich ein Kipper!“

„Eben so wenig, als mein Vater den Kurprinzen vergiftet hat.“

„Und was wollt Ihr nun thun?“

„Dem Geliebten auf ewig Lebewohl sagen.“

„Aber wie wollt Ihr das anfangen? Die Statthalterei könnt Ihr doch unbemerkt nicht verlassen.“

„Du sollst mir Deine Kleider geben. Sprich mit dem Hauswart, überrede ihn, daß er Dich um zehn Uhr zu Deinem Bräutigam auf die Straße läßt, so gehe ich an Deiner Statt, Flur und Treppe ist dann dunkel. Er wird mich nicht erkennen.“

„Um Gott, wenn das nur gut abläuft. — Mir ist recht bange für Euch. — Aber was ich thun

kann, um Euch in Eurer Noth zu helfen, soll geschehen. Du liebe Zeit! Ich weiß recht gut, wie einem armen Mädchen zu Muthe ist, wenn sie im Unglück sitzt. — Gleich gehe ich zum Hauswart. — Schade, schade um den schönen jungen Herrn, daß er ein Kipper ist."

Kaum eine Stunde nachher stand Gräfin Renate in den Kleidern ihrer Dienerin unter dem Bogengewölbe der Kirchthür zum heiligen Geist. Mit dem Untergange der Sonne hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht, dunkle Wolken jagten am Himmel vorüber und schwere Tropfen verkündeten hin und wieder ein Unwetter für die Nacht. Ohne vom Hauswart erkannt zu werden, war es ihr gelungen, die Statthalterei zu verlassen, und zitternd flog sie, zum Erstenmale in ihrem Leben allein, unbeschützt und unbegleitet zur Nachtzeit auf der Straße, über die lange Brücke nach dem Hospital zum heiligen Geist, auf dessen Hofe die kleine Kirche lag, welche ihr in dem Zettel bezeichnet worden war. Alles war öde und still rings umher. Nirgend brannte eine Lampe; nur hinter den kleinen, mit Blei eingefaßten Fensterscheiben des Hospitals flimmerte hin und wieder ein schwacher Lichtschein. Angstvoll brachte Renate hier eine tödtlich lange Viertelstunde zu und lauschte angestrengt, ob sich nicht von irgend einer Seite Schritte naheten, aber der immer stärker sausende Nachtwind ließ sie nichts erkennen. Fest hüllte sie sich in Catherinens Mantel und schloß die Augen,

um nur nicht auf den vor ihr liegenden Kirchhof sehen zu müssen, denn in dem ungewissen Dunkel der Nacht schien es, als huschte es über die Gräber hin, als gewönnen die Rasenhügel Leben, als breiteten die Denktafeln und Kreuze ihre Arme drohend gegen sie aus. Das eintönige Picken des Pendels der Thurmuhr in dem Giebelfelde der Kirche über ihr, wurde ihr unerträglich, und fast erlag sie dem niegekannten Schauer, der sie hier umgab. Endlich sah sie vom Spandauer-Thor her eine dunkle Gestalt sich von dem Dunkel der Nacht trennen. Sie sah es, denn trotz aller Anstrengung vermochte sie keinen Tritt zu hören, weil der Wind immer tobender die alte Kirche umbrauste. Die Gestalt ging zweimal, wie prüfend an dem Eingangsportal vorüber, während Renate nicht wußte, ob sie sich verbergen oder sich zeigen sollte. Endlich beim dritten Male hörte sie die tiefe Stimme eines Mannes fragen:

„Catherine Rohloffin, bist Du da?"

„Ja!"

„Seid Ihr gewillt, den armen Reisenden zum Abschiede noch einmal zu sprechen?"

„Ich bin es!"

„So folgt mir vorsichtig und immer so entfernt, daß Ihr mich grade nur sehen könnt. Unser Weg geht durch die Tuchmacherstände an die Spree. Hüllt Euch fest in Euren Mantel, die Tropfen fallen schon dichter. — Wir bekommen starken Regen. — Besser konnte uns das Wetter gar nicht dienen."

Eben wollten Beide den Kirchhof verlassen, als in der Spandauerstraße eine Laterne erschien, die, hoch auf einem Stocke getragen, sich dem Hospitale näherte. Stimmen wurden laut, und da Peter Voorst, denn das war jener Mann, den Renaten dort gefunden, fürchtete, die Kommenden möchte dieselbe Richtung nehmen als er, so drückte er die Gräfin in die Thür zurück, verbarg sich selbst aber auf der anderen Seite der Kirche hinter dem Eingange eines Grabgewölbes. — Mit Schrecken sah Renate, daß jene Leute auf den Kirchhof einbogen und unterschied jetzt deutlich eine Trage, auf welcher ein Kranker lag, den mehrere Träger wahrscheinlich in das Hospital bringen wollten. Sie mußten dicht an dem Portal der Kirche vorbei, und fiel der Schein jener Laterne auf die Versteckte, so war sie entdeckt. — In der Angst ihres Herzens und ohne zu wissen was sie that, lief sie wie ein aufgescheuchtes Reh quer über den Weg fort und wollte sich hinter den Grabsteinen des Kirchhofs verbergen. Aber die Augen auf jenen Lichtschein gewendet, fühlte sie sich geblendet, strauchelte über das erste Grab und stürzte zu Boden. Einen Laut des Schmerzes ausstoßend, suchte sie sich wieder aufzurichten; ein neben dem Grabe stehender Dornbusch hatte sich aber in ihren Kapuz-Mantel verwickelt und riß ihn von ihren Schultern, so daß ihr weißes Kopf- und Busentuch mit der hellen Farbe des Kleides den Nahenden plötzlich eine Ge-

stalt über dem Grabe zeigte. Voll Schrecken über diese Erscheinung ließen die Träger die Trage fallen, die Laterne fiel zu Boden und schreiend entliefen die in Furcht Gesetzten vor dem gewähnten Geiste. Nur die schmerzliche Klage des Kranken, der sich auf dem feuchten Boden vergeblich aufzurichten suchte, tönte durch das Rauschen des Windes zu der geängsteten Renate herüber, und von Mitleid ergriffen näherte sie sich ihm, um dem Leidenden Hülfe zu bringen. — Vorsichtig sah sie sich nach allen Seiten um, aber Niemand nahete; auch Peter Voorst erschien noch nicht. Sie fühlte also das Verlangen doppelt lebhaft, jenem Unglücklichen, der durch ihre Schuld dem bösen Wetter ausgesetzt war, beizustehen, suchte ihn aufzurichten und führte ihn mit Anstrengung bis unter das Portal der Kirchthür, unter dem sie selbst noch vor wenigen Augenblicken Schutz gefunden. Mit Wimmern und Stöhnen schleppte sich der Kranke, von ihr unterstützt, bis auf die Schwelle und sank dann besinnungslos zusammen. Renate wußte sich nicht zu helfen! Fast wäre auch sie den wild auf sie einstürmenden Gedanken an den harrenden Geliebten, den Vater, das Grauen des Kirchhofes und das Trostlose ihrer ganzen Lage erlegen; schon fühlte sie einen trüben Schleier vor ihren Augen und Todeskälte zum Herzen hinaufdringen, da schreckte sie die Stimme Peter Voorsts wieder aus ihrer Bewußtlosigkeit auf und der Gedanke für Gerhard, für den

Geliebten zu leiden, gab ihr plötzlich die ganze Kraft ihrer Seele zurück.

„Sind die Leute fort? Und warum entflohen sie so plötzlich?"

„Ich weiß es nicht; wahrscheinlich erschraken sie über meine Erscheinung dort auf dem Grabe, als ich dem Schein jener Laterne ausweichen wollte."

„Was war das? — Wimmert es nicht hier dicht zu unsern Füßen?"

„Es ist ein armer Kranker, den ich vor dem Toben des Wetters hierher geleitet."

„War er es, den jene Leute auf der Trage herbeibrachten?

„Ja!"

„Wie konntet Ihr so unvorsichtig sein? Wißt Ihr denn, ob es nicht ein Pestilenzkranker ist, den Ihr berühret."

„Jesus Maria! Ein Pestilenzkranker?"

„Kommt, kommt, laßt uns jetzt nicht länger zögern. Es wird Zeit; ehe sie zurückkommen, müssen wir an der Spree sein. Kommt!"

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, schritt er an der äußeren Mauer des Hospital-Kirchhofs entlang. Zitternd folgte ihm Renate in einiger Entfernung und wagte es kaum noch einen Blick auf den Unglücklichen zurückzuwerfen, der hülflos unter dem Portal der Kirche zurückblieb. Nach einigen Minuten waren Beide an dem flachen, morastigen Ufer der Spree, in der Gegend, wo jetzt das Joa-

chimsthalsche Gymnasium steht, und stiegen in einen kleinen Kahn, der, halb verborgen zwischen einigen Fischkasten und durch die aufgespannten Tuchmacher-Rahmen verdeckt, ihrer zu harren schien. Der Regen strömte jetzt heftiger als zuvor und hüllte die Gegenstände rings umher in das tiefste Dunkel. — Unbemerkt durchschnitt der Kahn, von leisen Ruderschlägen getrieben, die Spree bis an den Fuß des Schlosses und legte bei jener Oeffnung an, die zu dem Gange führte, an dessen einer Seite die Gefängnißkeller des „grünen Huts" lagen. Vorsichtig schwang sich Peter Voorst hinein und Renate hörte ihn leise mit einem Manne sprechen, der dort auf Wache zu stehen schien. Riegel klirrten und bald darauf half der im Kahn bleibende Ruderer auf ein Zeichen aus dem Gange der Gräfin Renate in jene Oeffnung. — Sie fühlte sich ergriffen und sogleich bis zu einer schweren eisernen Thür geleitet, durch welche sie in das Gefängniß Gerhards trat. Peter Voorst schlug Licht, zündete durch Schwefelfaden eine mitgebrachte Blendlaterne an, die das niedrige Gewölbe schwach erleuchtete und sprach dann:

„Ihr seht, Herr Gerhard, daß ich Euch mein Wort besser halte, als Ihr es uns halten wolltet. Ich habe Euch vergangene Nacht um ein Stelldichein gebracht und mache hoffentlich jetzt Alles wieder gut. Aber faßt Euch kurz. In einer Viertelstunde müssen wir vor den Thoren und die Gräfin in der

Statthalterei sein. Alles ist bereit. Unsere Flucht ist gesichert. Der alte Schuft, der uns verrathen, wird noch in dieser Nacht stumm gemacht. Geht Alles, wie ich denke, so seid Ihr in Jahresfrist wieder hier. Nun, was habt Ihr denn? Ihr starrt vor Euch hin? Freut Euch nicht über die Anwesenheit der Gräfin. Ich dächte doch, sie thut einen Schritt, den ich selbst kaum für möglich gehalten. Was habt Ihr denn da in Eurer Hand? preßt es krampfhaft an der Brust? Ein altes Stück Pergament? — Nun thut, was Ihr wollt. Ich lasse Euch allein. Bedenkt, daß Euer Leben und der Gräfin Ehre auf dem Spiele steht. — Das Licht lasse ich Euch hier, aber stellt es so, daß der Schein nicht durch jenes Gitter fällt." —

Mit diesen Worten verließ Peter Voorst die Liebenden und zog sich auf den dunklen Gang zurück. Durch die Mitwirkung seiner Vertrauten war es ihm gelungen, den Soldaten zu gewinnen, der vor Gerhards Gefängniß Wache halten sollte, und trotz aller Vorsichtsmaßregeln von Seiten des Kanzlers sowohl, als des Magistrats, war seine Flucht über die Wälle gesichert; aber Gerhards Aussage fürchtend, wollte er diesen zwingen, sich ihm anzuschließen und war daher kurz zuvor, ehe die Zusammenkunft mit Renaten an der heiligen Geist-Kirche stattfand, in das Gefängniß Gerhards getreten. Er fand ihn hoffnungslos verzweifelnd. Leicht wurde es daher seiner Ueberredung, ihm die Flucht nach

Holland als das einzige Rettungsmittel erscheinen zu lassen. Seiner schlauen Berechnung war es nicht entgangen, daß aus dem zarten Verhältniß Gerhards zu Renaten sich vielleicht für die Zukunft Vortheil ziehen lasse — daher seine Botschaft an die Gräfin und der Wunsch, die Liebenden noch einmal zusammenzuführen, ehe die Flucht sie für die nächste Zukunft trennte.

Renate stand, als Peter Voorst das Gefängniß verlassen, stumm dem Geliebten gegenüber. — In dem finstern, vorwurfsvollen Blicke Gerhards lag so schwere Anschuldigung gegen sie, daß sie es kaum wagte, ihn anzureden. Wie sahen sie sich wieder! — Wie zerstörend hatte die eiserne Hand des Schicksals in die so schön erblühten Hoffnungen der Liebenden gegriffen? — Endlich rief sie mit weicher, erstickter Stimme:

„Gerhard!" —

„Was verlangt Gräfin Renate von Schwarzenberg von einem Unglücklichen, der —"

„Oh Gerhard, wie weh thut mir dies kalte, verletzende Wort! — Sagt Dir denn nicht mein Kommen, daß ich Dich liebe — liebe mit der ganzen Kraft meiner Seele?"

„Nun, beim Himmel, das geheime Gehör beim Kurprinzen — —"

„Sprich es nicht aus, Gerhard, soll der entehrende Zweifel nicht unsre Herzen für immer trennen. — Was habe ich Dir gethan, welche Hand-

lung meines Lebens giebt Dir ein Recht, mich zu beschuldigen? Ich hätte Dir sagen sollen, daß die ehrgeizigen Pläne meines Vaters mir keine Wahl ließen, als dem edlen Prinzen selbst unsere Liebe zu gestehen und so seiner aufkeimenden Neigung jede Hoffnung zu rauben. — Aber ich sah Dich nicht, konnte Dich nicht sprechen und fühlte es tief, daß ich handeln mußte. — Dies meine Erklärung! O wie konnte ich ahnen, daß in demselben Augenblick, wo der ritterliche Edelmuth des Kurprinzen uns seinen Schutz gelobte, Du wegen niederer Verbrechen — —"

„Renate, theure Renate! Ich bin unschuldig, unschuldig, so wahr mir Gott einst helfe!"

„Keinen solchen Schwur, mein Gerhard! Daß ich fest auf Deine Schuldlosigkeit baue, beweist Dir meine Gegenwart — aber der Schein ist gegen Dich und meines Vaters Macht vernichtet Deine Zukunft, wenn Du nicht entfliehst."

„Also kann ich ruhig sein, ruhig, Renate?"

„Du kannst es, Geliebter. Ich bin Dein. Nur der Tod trennt mich von Dir."

Eine innige, beseligende Umarmung vereinte die Liebenden und der lang verhaltene Schmerz löste sich in Wehmuthsthränen auf. — So sollte es denn geschieden sein, vielleicht für das ganze Leben. Auch der günstigste Fall brachte Beiden jahrelange Trennung. — Schrecklich! So von dem Gipfel der schönsten Hoffnungen in den Abgrund uner-

meßlichen Elends gestürzt zu sein. Die Qual übermannte sie. Stumm weinten Beide im bangen Bewußtsein des nahen Scheidens.

„Aber was ist Dir, Geliebte, Du zitterst, Dein Gesicht glüht, Deine Hände sind kalt wie Eis. — Bist Du krank?“

„Vielleicht der nächtliche Sturm, die ungewohnte Kleidung, die Angst um Dich. — — Ich hätte mir größere Kräfte zugetraut.“

„Um Gott, Todesblässe bedeckt Dein Gesicht. Das Auge ist erloschen, Du wankst!“

„Es ist nichts, mein Gerhard, das schwache Mädchen hat nur das Herz gefragt — nicht — Jesus Maria! — Ich sinke — halte mich, Gerhard! Es wird vorübergehen! Vielleicht nur augenblickliche Erschöpfung.“

„Nein! Nein! — Deine Pulse fliegen. — Die Hand erstarrt. Und ich habe keine Hülfe! — keine Stärkung für Dich.“

„Laß mich den Kopf an Deine Brust lehnen. So! — Sieh mich nicht so ängstlich an! — Dein Auge ist fürchterlich! — Es thut mir weh.“

„Mein Auge?“

„Gönne mir nur einen Augenblick der Ruhe! Es wird vorüber gehen. — Beruhige Dich! Starre nicht so verzweifelnd vor Dich hin! — Oh, diese Schmerzen! — Bete mit mir, Gerhard, bete — daß ich nicht abgerufen werde in meiner Sünde. — Eiseskälte dringt mir zum Herzen! — Mir schwin-

den — die Sinne — Jesus Maria! Ah! Deine Augen!"

„Allbarmherziger Gott! Renate! höre mich! — Du antwortest nicht? — Zu Hülfe! Zu Hülfe!" —

Auf diesen in der höchsten Angst ausgestoßenen Ruf stürzte Peter Voorst mit verstörtem Gesicht in das Gewölbe.

„Seid Ihr toll, so laut zu rufen, daß man es im Thurm oben hören muß. Macht, fort. Es ist Zeit. — Wir müssen auf den Wall."

„Seht doch nur, seht! — die Gräfin liegt in Ohnmacht. — Was soll ich thun? Wie können wir helfen?

„Alle Teufel, jetzt ist es keine Zeit zu Weiber-Ohnmachten. — Leuchtet her! — Vielleicht ermuntern wir sie. — Aber was ist das? — das ist keine Ohnmacht! — Die Gräfin ist todt! — Mensch, habt Ihr sie ermordet?"

„Meine Augen! meine verfluchten Augen!"

„Seid Ihr bei Sinnen, so zu schreien? — Was zum Teufel haben Eure Augen mit der Gräfin zu thun?"

„Der Fluch, der Fluch, das ist der Fluch meines Hauses. In Liebe hat sie sich mir genaht und ich habe sie getödtet."

„Wollt Ihr Euch selbst unter das Henkerbeil liefern? Thor, der ich war, auf Eure Mannheit zu zählen. — Kommt, — es ist die höchste Zeit. Noch eine Viertelstunde in der Stadt und wir sind

verloren. — Hört Ihr mir nicht? Was zerrt und zerdrückt Ihr das alte Stück Pergament? — Faßt Euch, Mann! Hier ist keine Hülfe mehr. — Mein Wort darauf — ich lasse das arme Ding in die Statthalterei zurück bringen, wenn wir nur erst die Wälle hinter uns haben. — Steht nicht so regungslos, Mann! — Hört Ihr, da schlägt es Mitternacht! — Folgt mir und lebt der Rache, oder bleibt und laßt Eure Gebeine vom Rabenstein herunter noch Euern Namen schänden.

Ohne Besinnung, keines Wortes mächtig, ließ Gerhard sich fortziehen und sank bewußtlos im Kahne nieder, als dieser pfeilschnell die Spree hinunter glitt, dann aber in den Festungsgraben nach dem Spandauer-Thore einlenkte. — Willenlos folgte er dem mahnenden Peter Voorst und ließ sich, ohne ein Wort zu sprechen, ohne durch einen Laut die gequälte Brust zu erleichtern, an einer versteckten Stelle den Wall hinaufleiten; dort fanden sie einen Führer, der sie durch einen kasemattirten Gang bis auf das Glacis brachte und nun jagten Beide auf bereit gehaltenen Pferden in die dunkle, gewitterschwere Nacht hinein.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei A. W. Hayn.